

SPEX

MUSIK ZUR ZEIT

ARTENSCHUTZ

Evolution!!!
Evolution!!!
Evolution!!!

A M Ö B E N

PAUL SIMON

B L Ü M C H E N

BRIX

W O L F

HUGH MASEKELA

B Ä R E N

FUZZTONES

K O B O L D M A K I S

MICRODISNEY

R O B O T E R

m a n

t r o

n i x

Kraft-

werk



Brix Smith/The Fall

Weiter!
Weiter!
Weiter!

DARWIN-SPECIAL



JUTTA KOETHER: PORTRAIT ROBERT JOHNSON

zu Nikki Sudden MUSIK DES TEUFELS, Seite 54

I N H A L T

● **4 Schnell und Vergänglich** – Ja, schnell kommt der Tod und vergänglich ist das Leben, besonders wenn unser Magazin noch so voll ist, doch keine Sorge, Leser, denn wir schießen nur mit Overnight Angels, Land of Sex and Glory, Buzzcocks, S.Y.P.H., Pyrolator, Front 242, Camberwell Now auf Spatzen. ● **16 Brix Smith** – Man muß nicht übersinnlich begabt sein, um Eimer voll Blut abzulehnen, wie? Gerade im AIDS-(Pt. one)-Zeitalter. Von Alf Burchardt. ● **19 Microdisney** – Liebe kann mörderisch sein! Das interessiert dich nicht, AIDS (Pt. two)-Zeitalter hin oder her? Auch nicht, wenn Cathal Coughlan alles weiß, was John Cale darüber weiß? Und wenn es eigentlich diesem jungen Iren wirklich um Wichtiges geht? Von Diedrich Diederichsen. ● **22 Paul Simon** – Seit neuestem in aller Munde (AIDS-Witz, harhar). Mit seiner farbenfrohen Ethno-Revue und farblosen Tophits stieg der kompakte Kulturverbinder an die Spitze der Charts. Andreas Banaski meditiert über den Persilschein. ● **24 Fuzztones** – nebst dem Rest der Psychos – Keine Angst vor dem Ding da, es ist nur ein schräger Drummer, der die Knochen schüttelt. Bzw. Rudi Protrudi, der Zacherle-beeinflußte Plauderer, der Michael Ruff und Sven N. ein paar Namen 'rüberdropt. ● **26 Mantronix** – harr. Ein Amorizid! (Oder wie nennen?) Im AIDS-Zeitalter wichtiger denn je. Damit nichts mehr geht. (Siehe S.19, oben rechts.) Von Lothar Gorris. ● **28 Hugh Masekela** – 4.000.000 Blows und mehr (KEIN AIDS-Witz) in verschiedensten wichtigsten Bands aus einer Trompete. Der Mann, auf den die wenigsten verzichten können (höchstens Miriam Makeba, schon gar nicht Paul Simon) erklärt sich Detlef Diederichsen. ● **30 Budapest** – Die Stadt, deren einer Hälfte Camus seinen packenden Roman widmete nicht minder ergriffen abgeschritten und ergreifend geschildert von Ralf Niemczyk. ● **34 Kraftwerk** – Steril? Das hören wir heute, wegen sie wissen schon, doch besonders gerne! Die erfreuliche Liebe zum Computer etc., ein paar grundsätzliche Fragen von Dirk Scheuring an Ralf Hütter. Achtung! Dies geht durchaus an die radikalen Wurzeln menschlicher und musikalischer Ethik. ● **38 LP-Kritiken** – Die monatliche Auswahl an beinhartem Gequengel, ist ja auch kein Wunder in diesen Zeiten (AIDS), na ja, auch von denen wird der eine oder andere überleben... ● **43 Singles** – In loser Folgerichtigkeit bewertet von Diedrich Diederichsen, dazwischen einige schwarze Hostien, die uns evtl. noch vor dem Schlimmsten bewahren können. ● **47 Soul Control** – (Ah. Wo wir am Himmelstor alle durchmüssen. Kein Grund zur Besorgnis, falls nicht grade Al Green Dienst hat.) von Gerald Hündgen. ● **52 Gemein und Geistreich** – Die Farbe des Geldes (wie Billardtische und Bundestagsparteien), die Farbe der Musik (wie die Buchstaben in diversen Soul-Büchern). ● **54 Edgar Varese** von Joachim Ody/ROBERT JOHNSON von Nikki Sudden – GUTE Musik und BÖSE Musik ruhen friedlich beisammen, wie die Tasten auf McCartneys Klavier. ● **56 Richtig Fernsehen** mit Manfred Hermes. Teil 1 A führt uns auf die lange, lange Reise... ● **58 Mrs. Benway** – Ich möchte wirklich keine miese Stimmung machen, aber irgendwie führt uns das wieder im engeren und weiteren Sinne zum Leben nach dem Tod... ● **60 Afghanistan** – Bewährte Imperialismuskritik aus berufenem Nahostkorrespondentenmund: Andreas Mink erklärt einen sogenannten Dauerkonflikt anhand einschlägiger Führerpläne und Verschwörungstheorien. Ergebnis: Weg mit Amerika! ● **66 Leserbrief** – Den Vogel (Geier) abgeschossen haben mal wieder unsere Leser, wofür wir absolut dankbar sind und ihnen einen ausgefüllten Fragebogen schenken.

Liebe Leser. Sicher habt ihr beobachtet, daß wir in diesem todkranken Inhaltsverzeichnis beknackterweise einige scheinbar bedeutungslose Worte hervorgehoben haben. Dabei handelt es sich um zwei kongenial übersetzte Zeilen aus einem Song eines verdienten Musikschriftstellers, der uns grade im AIDS-Zeitalter daran erinnern soll (der Mann), daß man auch noch anders sterben kann. Z. B., wie er, an der klassischen Kritikerdroge „schädlicher Hustensaft“, deren letzte freilebende Erscheinungsform angeblich vor kurzem vom Markt getilgt worden sein soll. Ein moralisches Rätsel also. Wer ist der Mann, wie heißt der Song, wie heißt die Platte, Auflösung demnächst und gewinnen kann mag natürlich 1 x Peter Guralnicks „Sweet Soul Music“. Wird unter den richtigen Einsendungen ausgelost.

Wir suchen ab sofort einen neuen Mitarbeiter:

Leiter/in Anzeigenverkauf für SPEX

Wir stellen uns vor: Sie haben Erfahrung in der Anzeigenakquisition oder in der Werbebranche, Freude an der Kundenpflege und organisatorischen Aufgaben. Eigenverantwortliche Arbeit mit freier Zeiteinteilung sollte für Sie selbstverständlich sein.

Wenn Sie daran interessiert sind, in einem jungen Team gemeinsam die SPEX weiter aufzubauen, erwarten wir ihre schriftliche Bewerbung.

CCCP, Maastrichter Straße 46, 5000 Köln 1

I M P R E S S U M

◆ **Verlag und Herausgeber:** SPEX Verlagsgesellschaft mbH. Peter Bömmels, Wolfgang Burat, Clara Drechsler, Lothar Gorris, Jutta Koether, Ralf Niemczyk, Christoph Pracht, Wilfried Rütten, Dirk Scheuring
 ◆ **Redaktion:** Diedrich Diederichsen (V. i. S. d. P.), Clara Drechsler, Lothar Gorris ◆ **Geschäftsführer:** Gerd Gummersbach ◆ **Mitarbeiter:** Götz Alsmann, Andreas Bach, Andreas Banaski, Alf Burchardt, Peter H. Boeltcher, Lars Brinkmann, Stuart Cosgrove, Detlef Diederichsen, Karin Fischer, Nirit K. Fischer, Petra Gall, ar/gee Gleim, Rainald Goetz, Thomas Hecken, Herfried Henke, Manfred Hermes, Mechthild Holter, Gerald Hündgen, Frank Janning, Hans Keller, Moni Kellermann, Uwe Klinkmann, Alfred Knödler, Wigand Koch, Justus Köhnke, Rüdiger Ladwig, Frank Lähnemann, Tobias Levin, Joachim Lottmann, m&x, Olaf Dante Marx, Monika Miller, Andreas Mink, Sven Niechziol, Hans Nieswandt, Joachim Ody, Tony Parsons, Freddie Röckenhaus, Michael Ruff, Frank Sawatzki, Markus Schneider, Michael Seidler, Nikki Sudden, Toni Thuraw, Mayo Thompson, Jens Markus Wegener, Wolfgang Wesener, Joey Wimplinger, Hung Min Yeh, Thomas Zimmermann ◆ **Layout:** CCCP · Christoph Pracht, Rüdiger Pracht, Wolf-Peter Camphausen ◆ **Anzeigenleitung:** Creative Communication Christoph Pracht, Ralf Niemczyk, Maastrichter Str. 46, 5000 Köln 1, Telefon 0221/527379 ◆ Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1. 7. 1986 ◆ **Software-Engineering:** Frank Bitzer ◆ **Druck:** E. Jungfer, Herzberg/Harz ◆ **Satz:** Satz pavillon Porz, Satzstudio Harlemann, Gerwin & Scharlau Fotosatz, Köln ◆ **Repro:** Wargalla + Kleinsorge, Köln ◆ **Vertrieb:** Saarbach, Follerstr. 2, 5000 Köln 1 ◆ **Abonnement:** SPEX, Abt. Abo, Severinsmühlengasse 1, 5000 Köln 1 ◆ ©1987 by SPEX Verlagsgesellschaft mbH. i. Gr. ◆ Der Nachdruck unserer Artikel und Bilder ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages gestattet. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen. Aufträge zur Erstellung von Fotos und Texten werden schriftlich erteilt. ◆ Das Abonnement für ein Jahr kostet: Inland DM 48,-, Ausland DM 55,- incl. Porto und MwSt. ◆ Auflage: 43.000

SPEX Verlagsgesellschaft mbH. · Severinsmühlengasse 1 · 5000 Köln 1 · Telefon (0221) 32 96 57



Sind das noch Menschen? Oder „Idels, die in die Klapsmühle gehören“ (meine Großmutter selig beim Betrachten des „Beat Clubs“). Psychobilly im Zustand kaum noch mutierbarer Mutiertheit. Letztens auf Tour in Germany. Seitdem ist Dirk Scheuring verschollen. Was werden sie ihm getan haben? Wahnsinn! Verstümmelung! Diese Blutbespritzten (Meteors)! Superschwänze (Demented Are Go!)? Diese Backenlosen (Frenzi)! Mörder! Gebt Dirk heraus, laßt ihn seinen Artikel schreiben!



SCHNELL + VERGÄGLICH

Über sowas wird ja zu allerliebster an erster Stelle berichtet, wenn mal wieder jemand von irgend jemand anders ein paar auf's Maul bekommen hat. Blut und so, das macht sich gut. Noch schöner allerdings, wenn sich der Hintergrund einer Schlägerei als etwas entpuppt, das man eigentlich nicht für möglich hält, oder besser, von dem man sonst immer nur in anderen Zeitungen liest. Marke: Enttäuschte Band schlägt Rockkritiker zusammen, weil der sie verrissen hat. So geschehen jetzt in Berlin, als ein vermeintlicher **Tip-Kritiker** für seine Schandtaten büßen mußte. Vermeintlich deswegen, weil es sich nicht um einen Tip-Schreiber handelte, sondern um **Burkhard Seiler aka Zensor**, der jetzt seine zerschlagene Fresse im Rahmen des, von ihm zusammen mit **Lippman und Rau** organisierten **American Rhythm & Soul Festivals** durch Deutschland tragen muß. Und regelmäßig für den Höhepunkt des Abends sorgt, wenn er **Solomon Burke's** Ornat von der Bühne trägt. Gleiche Agentur übrigens hat wohl schon immer ein Händchen für Ausgefallenes gehabt und schickt im April **Reinhold Messner** angefangen in der Frankfurter Jahrhunderthalle bis nach Hamburg ins CCH (also alles gestandene Groß-Rock-Arenen) auf die Reise. Nein, Reinhold singt nicht, stattdessen erzählt er: „Überlebe — alle 14 Achtausender“ mitsamt Großbildprojektion.

Meisterlich Überleiten mit der Frage: Und was passiert sonst noch an großen, interessanten Tourneen im Frühling? Lippmann & Rau präsentiert **Neil Young**, der sich, wenn man das als Außenstehender wirklich beurteilen kann, in der Hardcore-Redaktion samt Freundeskreis (gleich Hamburg) allergrößter Beliebtheit erfreut. Und während sich dann, grob vereinfacht und damit auch falsch, jener Teil der Redaktion sich schon um ein Interview kümmert, dürfen jetzt andere wesentliche Teile dieser GmbH auf eine wohl unvergleichliche Flut von Neger-Konzerten im März und April freuen. Alles beginnt im April mit **Trouble Funk**, die es bisher noch nicht westlicher als London gebracht haben. Dann Ende April das **Def Jam Package** Teil 1 mit **Oran, Juice' Jones, Chuck Stanley und Tashan** und schließlich im Mai der Höhepunkt mit **Cameo, Gap Band** und dem **Def Jam Package** Teil 2, **Beastie Boys** und **Run DMC**. Wobei letzteres auch schon wieder Anlaß zum Ärger gibt, buchte doch die **Peter Rieger Konzertagentur** nur vier Auftritte und mied dabei jeglichen Spielort im westdeutschen Raume.

Gleichfalls sollte es im Sommer in Nürnberg auf dem Zeppelfeld ein großes **Hip Hop Festival** geben. Schon waren Sneakers auf Hochglanz poliert, die neuen Schnürsenkel eingezogen, als dann die traurige Nachricht kam, daß **Streetsounds** in London Konkurs angemeldet hat. Traurig, weil eben Streetsounds schon letztes Jahr das **Get Fresh Festival** in Wembley organisiert hatte und dies auch in diesem Jahr vorhatte und das versprochene Festival in Nürnberg wohl als kontinentales Standbein angesehen werden mußte. Traurig aber auch für den Portemonnaie-bewußten Plattenkäufer, der durch die Sampler wie Streetsounds oder **Electro** viel Geld für teure Import-Maxis sparen konnte, und auch in Zukunft auf die 70er-Jahre-Raritäten-Ausgrabungen von Labelbesitzer **Morgan Khan** verzichten muß. Ein Treppenwitz der Disco-Geschichte, daß gerade der Maggie-Thatcher-Fan und Anhänger der Self-Made-Philosophie Morgan Khan keinen anderen Weg aus seinen finanziellen Schwierigkeiten gefunden hatte. Es gilt aber als sicher, daß Khan in der ein oder anderen Form wieder auftauchen wird.

Stichwort **Import**: Der etwas schwierigen Import-Situation bezüglich des **Blue-Guitar-Labels** (was **Ariola** nicht veröffentlicht, fällt ins Loch und wird, wenn überhaupt, erst sehr spät nach Deutschland importiert) fiel auch die Rezension der **Shop-Assistans-LP** zum Opfer. Bis vor kurzem jedenfalls war jene Platte in Köln nicht käuflich zu erwerben und noch bevor sie in dieser Zeitschrift erwähnt wird, hat die wunderbare Sängerin **Alex** die Band schon verlassen. Gerüchtweise soll sie solo weitermachen, während die Band die Bassistin, wie heißt sie gleich noch, mit Gesangsunterricht zur Sängerin umschulit. Stichwort **Shop Assistants**: Produzent der LP war übrigens **Mayo Thompson**, der sich in britischen Indie-Kreisen anscheinend größter Beliebtheit erfreut. Nach den S.A. produzierte er eine neue **Felt**-Platte, die noch auf die Veröffentlichung wartet, zur Zeit ist er mit **Primal Scream** im Studio und danach werden die für längere Zeit in Europa weilenden **Chills** auf seine Fähigkeiten setzen.

Allerdings wird der **Creation**-Haus-Produzent mit dem Comeback des Helden längst vergangener Tage erstmal nichts zu tun haben. Will meinen, **Edwyn Collins** neue, erste Single sehr langsam wird bei Creation erscheinen.

Solo, ohne dabei aber die **Stranglers** auflösen zu wollen, auch **Hugh Cornwell**. Nach der ersten Single für den „**When The Wind Blows**“-Soundtrack kommt auch die laut Info funkorientierte LP des gelernten Biochemikers. Ein bißchen ins Wanken geraten ist die für Juni avisierte Tournee von **Hüsker Dü**, nachdem der Bandmanager und -freund **David Sarvoy** im Alter von 24 Jahren Selbstmord begangen hat. Die Band trauert und wußte nicht wie lange sie mit allen Aktivitäten aussetzt.

Sehr interessant die Bemühungen von **Keith Richards** um einen ebenbürtigen Nachfolger **Mick Jagger**s bei den **Rolling Stones**. Im Gespräch ist er zur Zeit

mit **Roger Daltrey**, der noch nicht genau weiß, ob er wil. Will er nicht, so will sich dann **Keith Richards** um **Bobby Womack** bemühen. Hihi.

Nach Mitarbeit bei **Trio, Eurythmics** und **David Sylvian** hat sich auch **Frankie Goes To Hollywood**, um die Dienste unseres Freundes **Holger Czukay** bemüht. Jene **Frankie Goes To Hollywood** die mal wieder am schnellsten den Zeitgeist, hier: **Aids**-Angst, aufgriffen und ihre neueste Single mit dem Slogan „**Use A Condom**“ schmücken und jedes Produkt mit einem Präservativ ausliefern. Zurück zu Czukay. Er macht jetzt auch in Film, das heißt, er wird die Hauptrolle spielen in einer Fernsehserie, die eigentlich ein Musical ist und auf der aktuellen „**Rome Remains Rome**“-LP basiert.

Keine Anspielung: Gemeldet haben sich die beiden **39 Clocks** aus den Warendorfschen Anstalten in Ilten (lokal bekannte Klapsmühle) bei Hannover, indem sie a) die Wiederveröffentlichung ihrer legendären „**Pain It Dark**“-LP verkünden und b) Wert darauf legen, daß es keine Reunion geben wird. Wer Interesse hat sie dort zu besuchen, solle sich gar nicht bemühen, Besuch wird nicht empfangen.

Von **Spex** aus der Sprung zur internationalen Karriere. Unser liebstes Hype-Ding hat jetzt auch den Weg nach England gefunden, wo sich sofort auch **NME** und **Melody Maker** auf die schönen Damen aus Düsseldorf stürzten. Am 5. April übrigens spielen die **Trash Groove Girls** ganz stilgerecht in Hamburg im **Salambo**, das niemand anderem gehört als dem berühmten **René Durand**. Wer René Durand ist? Ein sehr bekannter Sex-Papst, jedenfalls meint das Mogul **Hilsberg**. Natürlich spielt der Trash-History-verliebte Manager **Chris Garland** damit auf das legendäre Deutschland-Debüt der **New York Dolls** an, das vor ca. 15 Jahren am selben Ort stattfand, der noch früher „**Star Club**“ hieß.

Damen und Düsseldorf, Zeit für **Asmodi Bizarr**, die schrillen Waver aus der Landeshauptstadt. Zu melden ist, daß **Katharina**, die Schlagzeugerin die Band verlassen hat, um ihre Schauspieler-Karriere fortzusetzen, die ja bei der WWF Vorabendserie „**Die Reschkes**“ begann und zur Zeit in „**Losberg**“ fortgesetzt wird. In einer schöpferischen Pause wurde sowohl Konzept als auch Line Up verändert. Auflösungsgerüchte seien Blödsinn.

Zurück auch nochmal zu **Trash Groove Girls**. Die mag **Philip Boa** nun überhaupt nicht leiden und sah anläßlich einer Präsentation beider Gruppen in der ZDF-Sendung **Schülerexpress** die Gelegenheit, Muskeln zu zeigen und forderte in einem Brief an die entsprechende Redaktion, daß diese so schlechte, unerträgliche Band aus der Sendung zu nehmen sei, weil ihm sonst ein Auftritt in diesem Rahmen nicht möglich sei. Das ZDF reagierte prompt und verzichtete auf Herrn Boa. Obskures: Das andere Konzert diesen Monat von **Sudden Sway**. Ihre Tournee durchs britische Königreich ist keine Tournee, sondern eine reisende Ausstellung. Deswegen nicht, weil die Band nicht als Band auf der Bühne in Erscheinung treten wird, sondern nur als Peep-Show-Objekt. D.h. Peepshowkasten mit den dazugehörigen Löchern, Publikum schaut durch die Löcher auf die Band im Kasten und kann vis à vis Songwünsche äußern.

Für die vier **Grateful Dead**-Fans in Redaktion und Leserschaft: Das **Grateful Dead European Information Dept.** hat einen Info-Service zur Band ins Leben gerufen inklusive Tour-Daten, News und Infos über neue Platten und Videos. Gegen Rückporto bei **GDEI**, c/o Max Roessler, Postfach, A-3943 Schrems.

Zum ersten Mal hat das **ORF** den **Prix Ars Electronica** für Computerkünste diesjährig ausgeschrieben. Prämiiert werden dabei Leistungen in den Sparten Computeranimation, Computergrafik und Computermusik. Dotiert ist der Preis mit insgesamt 1 Million Schilling. Teilnahmebedingungen sind über das ORF-Landestudio Oberösterreich, Franckenstr. 2a, A-4010 Linz, erhältlich. Einsendeschluß für die Beiträge ist der 31. Mai 1987.

Noch schwieriger ist es seit Anfang des Jahres geworden, für europäische Bands in den USA zu touren. Die Bestimmungen von wegen Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigung sind so verschärft worden, daß letztlich nur noch Großtourneen möglich sind.

Gesetzesinitiativen gibt es übrigens jetzt auch gegen das neue japanische Cassetten-System **DAT**, das, wie man weiß, der CD-Qualität gleichkommt und unbeschränkt Kopien ohne jeden Qualitätsverlust ermöglicht. Die amerikanische Phonoindustrie ist stark daran interessiert, daß die Cassetten so codiert werden, daß keine Überspielung auf Leercassetten möglich ist. Womit die japanischen Produzenten wiederum überhaupt nicht einverstanden sind.

Umgekehrt allerdings funktioniert es natürlich immer noch. Nach **Coca Cola** jetzt demnächst auch **MTV** via Satellit/Kabel in Europa. Im Mai/Juni soll es die ersten Sendungen geben.

Beschwerde von **Klaus Fischer**, Mitarbeiter bei der **Frankfurter Neue Presse**. Dort gibt es schon seit März '85 im Lokalteil die Pop-Szene-Seite und bestreitet damit, daß die Hamburger Morgenpost die einzige deutsche Tageszeitung sei, die sich um Pop kümmert. Im Gegensatz zur **Mopo** allerdings wöchentlich und nicht täglich. Nichts anderes hatten wir behauptet. □

Mint Addicts

Hundert Rote Rosen

Andy Warhol hatte recht! Arbeits-süchtige Leute können sich nicht vorstellen, daß etwas mehr Spaß macht als ihre eigene Arbeit. Genau diese Leute kommen ganz nach oben. MINT ADDICTS sind ein Beispiel hierfür. Ein gegen Ende '84 gegründetes Projekt made in Germany, das die Kunst des Möglichen darstellt.

Als Work-a-holics kamen Emilio Winschetti, Rüdiger Klose, Piet Hantke, Peter Stephan und Holger Feddrich aber erst 1986 so richtig in Schwung. Unter dem Namen MINT wurde zunächst die Single „Thunder, Storm And Lightning“ veröffentlicht. Diese als Noise-pop bezeichnete Single versprach aber noch mehr, nämlich „I Give You All My Favourite Records And I Don't Wanna Hear No Thanks“.

Wochen später beschäftigte sich die Gruppe mit ihrer ersten LP und internationalen Tourneepänen. Auch, das sollte nicht verschwiegen werden, mit dem ständigen Wechsel der Bassisten. Nach Piet Hantke kam Mike Parker, dann Hartwig Nicola von Foyer Des Arts. Letzterer

mußte der Gruppe die Treue schwören. Schließlich ist es zu anstrengend, ständig einen anderen Bassisten mit auf Tournee zu nehmen!

Inzwischen liegt das Debüt der Gruppe mit dem Titel „NAKED EYES“ vor. Die Musik hat sich von Noise-pop hin zu Rock'n'Roll verändert. Rock vermischt mit 70er-Jahre-Elementen. T. REX hätten sich darüber gefreut, David Bowie kann es auch heute noch! Mit ihrem Stil setzen MINT ADDICTS einen richtungsweisenden urbanen Sound der 90er Jahre. Und das, obwohl sie „nur“ Liebeslieder spielen. Auf die Frage „warum es ausgerechnet Liebeslieder sein müssen“, antwortet der mit poetischem Blut begnadete Sänger der Gruppe, Emilio Winschetti, schlicht und ergreifend: „Liebe ist harte Arbeit!“ Demnach kennt Liebe auch keine Kilometer. Die Gruppe verbindet ihre Reiselust mit Arbeit, sprich Live-Auftritten. Sie will herumkommen. Und dies auch international. Reich will allerdings keiner von ihnen werden. Wozu auch! Kontakte zu anderen Musikern, round the world, sind unbezahl-

bar. Ganz beiläufig, eine Deutschlandtournee ist für den Mai und Juni geplant. Und noch viel beiläufiger, Phillip Boa, auf dessen Label das Debüt erschien, darf sich freuen. Die Gruppe hat sich endlich an ihren Namen MINT ADDICTS gewöhnt und auch daran, daß sie Karriere machen wird.

■ Dale Coba

Buzzcocks

Totale Summschwänze

Eine gute Nachricht für Mick Huck-nell: Es gibt eine neue LP von den Buzzcocks. „Total Pop“ präsentiert sowohl die größten Erfolge als auch einige Raritäten der Band, die angeblich selbst jemanden wie den Sänger von Simply Red nachhaltig beeinflusst hat. Den 1976 in Manchester gegründeten Buzzcocks gelang es wie

keiner anderen Band, Punk und Pop in unsterblicher Weise zu verbinden. Das Verdienst dafür gebührte in erster Linie ihrem Songschreiber Pete Shelley, der einen Ohrwurm nach dem anderen aus dem Ärmel schüttelte. Nachdem die Buzzcocks im Laufe ihrer Karriere sogar des öfteren Charts-Luft schnuppern konnten, absolvierten sie im Frühjahr 1981 in der Hamburger Markthalle für den „Rockpalast“ ihren letzten Auftritt. Vom Bassisten Steve Garvey ward nichts mehr gehört, John Maher trommelte noch eine Zeitlang weiter, Gitarrist Steve Diggle fand mit seiner Gruppe Flag of Convenience kaum Beachtung, und Pete Shelley ist immer noch kein Pop-Star. Kein Zweifel: So gut, wie auf „Total Pop“ noch einmal demonstriert, waren die vier nie wieder hinter „Singles Going Steady“ braucht sich die vom Hamburger Label „Weird System“ mit viel Mühe und noch mehr Liebe zusammengestellte Platte nicht zu verstecken. Sollten die Fine Young Cannibals wieder einmal auf der Suche nach einem Song sein, so finden sie hier jede Menge Anregungen.

■ Alf Burchardt

Luther Vandross

Soul nach Erich Fromm

Da war er nun, der Repräsentant des kultivierten amerikanischen Metropolitansouls. Nach dem Ableben von Marvin Gaye macht ihm niemand den Titel des mühelosen Schönstörners streitig. So vollkommen, so betörend und so genießerisch mit der eigenen Stimme spielend, singt zur Zeit niemand. Nur, Mr. Dynamite nennt ihn niemand.

Vielfalt ist seine Sache nicht: Seine Stücke gleiten allesamt über den schmalen Streifen zwischen mäßig beschleunigt und stark verlangsamt. Und auch die Themen seiner Lieder, präziser: das eine Thema – Liebe als Sinnbild des Einklangs mit sich und der Welt –, läßt an dramatischem Aufbegehren kaum mehr als einen versöhnlichen Jauchzer zu.

Also eine tolle Sache daheim, aber als zweistündiger Abend- und tausendfacher Konzentrationsfüller? Ich hätte auch „Nein“ gesagt, bis ich in der Frankfurter Jahrhunderthalle eines Besseren belehrt wurde.

Luther Vandross bot die perfekte Show, völlig unwirkliche Illusion und deshalb das Schwierigste, was überhaupt Menschen möglich ist. Ein falscher Ton der Band hätte hier die sorgfältig konstruierte Atmosphäre mehr vergiftet als Hüsker Dü im Ring der Nibelungen. Die Band war also das von den Platten her eingespielte Ensemble (mit Nat Adderley jr. etc.) und benahm sich auch so.

Luther Vandross bekennt sich nicht nur in Interviews ständig zu seinem Faible für die schwarzen Divas wie Aretha Franklin, Dionne Warwick und Diana Ross, hier hüpfen und sangen drei, enorme Bienenkorbfrisuren tragende Damen im Stile der Girl-Groups der 60er Jahre, kom-

plettiert von einem Falsetto-Schmächling, um den Ausrichter des Abends herum. Der hatte sich, offiziell und informell zugleich, mit einem Glitzer-Pullover geschmückt und führte nun mit Spontanscherzen – wie dem über den letzten Abend der Tour, an dem er nun sein ganzes Repertoire singen werde („Wir werden bis September hierbleiben müssen“), den ich freilich schon aus einem US-Zeitungsbericht von vor zwei Jahren kannte – durchs Programm. Ein Spielchen „Erkennen Sie die Melodie?“, immerhin sangen ja Alfa Anderson (von Chic) und der Sänger von Ray, Goodman, and Brown an seiner Seite, wurde eingeflochten. Tischchen und Stühlchen standen mit einem Mal auf der Bühne, um beim musikalischen Schmusedurchgang Café-Romantik zu erzeugen.

Natürlich war das Firlelfanz, und wer gekommen war (wer?), um einen Soul-Man zu sehen, der wird entgeistert geflohen sein (wer?). Leider kann es die Figur des von Emotion zerrissenen Sängers, der selbstverloren und schweißgebadet in seinen Liedern aufgeht, heute weniger denn je geben – weil er ebenso komisch wirken würde wie ein moderner Wirtschaftskrimineller, der wie James Cagney aufträte. (Sogar Solomon Burke weiß, daß er heute, um etwas vom Pathos von „If You Need Me“ zu retten, sich beinahe komisch distanzieren dazu gebärden muß.)

Eben weil bei Luther Vandross alles von Künstlichkeit durchdrungen war, mußte man sich keine Frage nach Ehrlichkeit oder Ernsthaftigkeit stellen und konnte deshalb desto ungenierter unter seinen Gefühlslosigkeitsoffensiven kapitulieren. Er bot tatsächlich all das, von „Never Too Much“ bis „Give Me The Reason“, was vor allem „the ladies in the house“ von ihm erwarteten – und mehr: denn hinter allem Tand und Getändele spürte man stets einen Sänger, der nicht an das glaubt, was er singt, aber gerne daran glauben möchte. Und mehr ist in unserem Post-Erich-Fromm-Zeitalter nun mal nicht möglich.

■ Gerald Hündgen



Overnight Angels

Von Surfern, Slidern und Rittern

Nur der Silver Surfer kennt die Lilac Angels. Glimmering Alice Slider und Glitter Ritter, die mit dem Surfer als Overnight Angels firmieren, wissen dagegen mit dieser Band aus der vergessenen Hälfte der Siebziger nichts anzufangen. Dabei drängen sich vor dem Hintergrund der deutschen Pop-Geschichte die Parallelen zwischen beiden Bands geradezu auf. Und das nicht nur wegen der Namen: Wie einst die Düsseldorfer Lilac Angels legen heute die Overnight Angels ein Bekenntnis zum Rock'n'Roll ab, das in seiner radikalen Trivialität seinesgleichen sucht. Da die Zeichen mittlerweile geringfügig besser stehen als vor gut einem Dutzend Jahren, darf gehofft werden, daß die Overnight Angels ihr wohlverdientes Publikum finden.

Die Overnight Angels trafen sich vor einem Jahr in Berlin. Der Surfer und

der Ritter hatten zuvor schon in Kiel gemeinsam Musik gemacht. Den Braunschweiger Alice fanden sie über eine Annonce. Über die einschlagende Musikrichtung mußte



nicht lange debattiert werden. Alle drei sind schon lange genug dabei, um zu wissen, daß es kaum einen guten Grund gibt, etwas anderes als

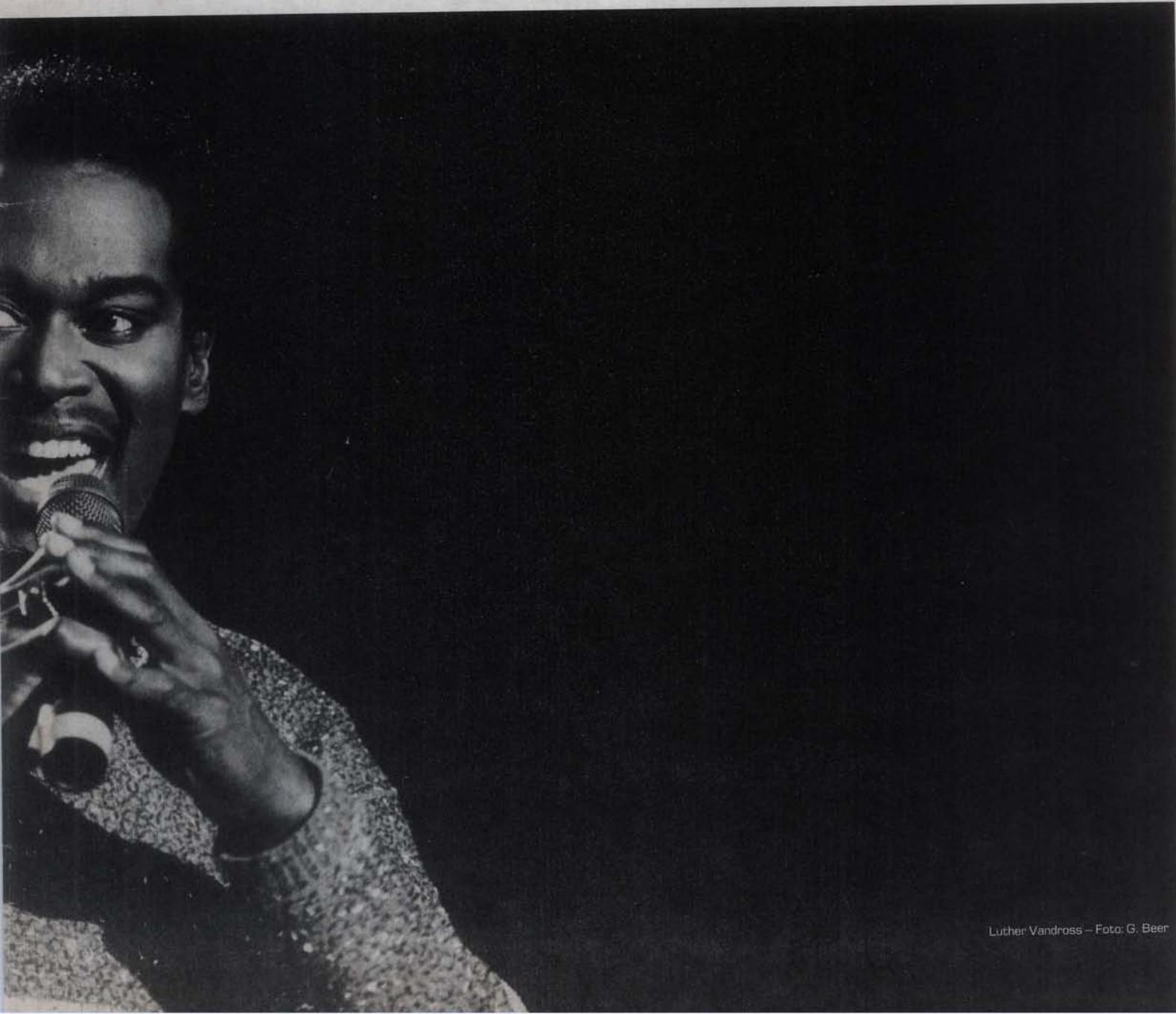
Rock'n'Roll zu machen. „Take You On An Overnight“, die A-Seite ihrer ersten Single, stützt sich auf einen Original-Glitter-Beat; die Rückseite erinnert an Muds „And The Cat

Crept In“. Doch der Horizont der Overnight Angels reicht über selige Glam-Rock-Zeiten weit hinaus. »Die Sex Pistols waren genial«, sagt

Alice, und der Surfer bekommt noch heute feuchte Augen, wenn er an Heinos Abschiedsparty im Tempodrom denkt.

Fanden sich zunächst noch Titel wie Mott the Hooples „The Golden Age Of Rock'n'Roll“ und Alice Coopers „Under My Wheels“ im Repertoire der Angels, so hat man jetzt fremde Stücke weitestgehend zugunsten eigener Nummern rausgeschmissen. Nur von „Ballroom Blitz“ mag man sich noch nicht trennen. Für den Surfer gibt es keinen besseren Song. Nachdem die Angels sich inzwischen durch jeden Berliner Club gespielt haben, soll 1987 der Rest der Republik erobert werden. Mit Fabsi vom Weser Label haben sie schon einen Fan gefunden, der dafür alles erdenkliche tun will. ■

ALF BURCHARDT



S.Y.P.H.

Allein und im Stehen

Was sind das für Leute, deren neue LP „Am Rhein“ heißt und die die Reinkarnation von Adolf Hitlers Schäferhund zu ihren Freunden zählen. Fragen, die uns, in diesem Falle verkörpert durch Klinkmann/Schneider, immer wieder bewegen.

Die definitive Gegenleistung zu Storms Schimmelreiter liegt jetzt vor: „A-I-A-I mein Esel ist kaputt“; SYPH haben ihr neues Album „am Rhein“ veröffentlicht. Weder geht es um den organischen Spatz in der mechanischen Hand, noch um die aufziehbare Taube auf dem reetgedeckten Dach, es geht um den „Adler auf der Fensterbank“.

Weit entfernt von oberflächlichen Nutzladdiskussionen, scheren sich SYPH nicht um das Entweder und das Oder, sondern klären den persönlichen, intimen Alltag, das Leben. SYPH machen Musik für Siebenundzwanzigjährige (vgl. Spex 5/86), die „Matchbox-Generation“.

Harry Rag: „Das Stück hat drei Hintergründe. Da sind die Leute, die früher mit Matchbox-Autos gespielt haben, das erste, was die im Leben erreichen wollten, war so'n Auto. Dann ist da die Wohnsituation in den Städten. Und alles ist leicht zu entzünden, wenn es eingepfercht ist. Überhaupt gibt es bald keinen Platz mehr, die Leute auf den Friedhöfen nebeneinander zu legen – die mußt du dann alle verbrennen.“

Der eigene zweifelhafte Hang zum Mitgröhlen ist beim Refrain kaum zu bändigen. Doch die Musik von SYPH zielt nicht auf feiste Plakatparolen, sondern ist immer auf die Einsamkeit eines Seifenkistenfahrers zugeschnitten.

Harry Rag: „Ich würde sagen, die Platte ist irgendwie traurig. Sie könnte lustig sein, die Platte, aber sie ist es nicht. ‚Wieleicht‘ hatte auch lustige Stücke, auf ‚am Rhein‘ fehlen sie, und so ist sie im Endeffekt verbitterter und aggressiver, bis zur kompromißlosen Bösartigkeit.“

Die Aggressivität führt dazu, daß man die Platte nur allein und im Stehen zu sich nehmen kann. Am Fallrohr erlaucht oder mit achthundert Watt in die Wohnung geblasen, nach spätestens zehn Minuten „Pop Horror“ ist „Platz da“ und der Hörer dem Charme erlegen. Zwischen den grantig und verführerisch angelegten Gi-

tarrenriffs treiben die schönsten Halluzinationen (Harry Rag raunt „psychedelisch“): Argonauten, „geteert und gefedert“, streiten sich um ein altes Brötchen in der Schublade, Arbeitsmediziner reiten auf dem Aralsee (als Folge der extremen Verlandung) Sattelschweine zu. Schichtwechsel, Laurel und Hardy lösen pünktlich Skylla und Charybdis ab. „Bitte mach den Kopf ab.“ Folgerichtig formuliert heißt das:

Harry Rag: „Ich mag Komödien, würde aber auch mal gern Sachen wie Nick Drake oder – womöglich – Leonard Cohen oder psychedelische Märchen für Erwachsene, Irrfahrten, entwerfen.“

Vom Luftbild zurück zur Kartographie. SYPH stammt zum Teil aus Solingen (bekannt durch derb tretende Fußballjugendmannschaften und minderwertige Aschenplätze oder als Umschlagpunkt für DDR-Rentner), fußt aber hauptsächlich im Rheinland (berüchtigt wegen der eigenwilligen Mischung von Industriearbeitern und Großbauern, ausgehobenen Baggerseen und eingeebneten Bildungsreformen). „Let's forget about the girls“ (der Unterschied zum Rest der Welt ist der von Pausenbrot und Milchschnitte). „Well – this is a true story, true stories – they never lie“, schmeichelt uns Harry Rag weiter. Die Ein-Wochen-Produktion konnte sich von derart schwierigen Situationen schwer freimachen.

Harry Rag: „Die Platte ist in einer stressigen Gruppensituation entstanden. Eigentlich wollten wir eine schöne Sommerplatte machen, aber es war nur am Regnen, dazu noch Ärger und Bauchschmerzen... Wir haben ja kein Gruppenkonzept. An sich wollten wir die Platte gemeinsam erarbeiten, aber Uwe (Jahnke), der wirklich beste Musiker und Gitarrist, den ich kenne, kam ins Studio, spielte schnell acht, zehn, zwölf Tracks ein und verschwand noch schneller... Ich hatte praktisch die fertigen Stücke zu besingen. Ich hab'

mir so oft angehört, bis die Musik einen bestimmten Film oder eine Stimmung bei mir kreierte, womit ich das Thema des Textes gefunden hatte... Wir haben zumindest nicht großartig zusammen musiziert. Unterm Strich ist aber die Platte trotzdem toll.“

SYPH haben natürlich nach wie vor einen guten Plattenverkauf auf dem Wunschzettel stehen (nicht zuletzt im Hinblick auf die aktuellen Absatzzahlen des Doppelalbums), aber ihre Marktstrategie funktioniert etwas schräger. Bei allen Veröffentlichungen läßt sich feststellen: etwas Gutes vorhaben und dann doch das Richtige tun. So macht die Ankündigung eines kommerziellen Albums dem Publikum sicher wenig Sorgen.

Harry Rag: „Wir wollen eine Industrieplatte produzieren; die sollte eigentlich schon auf das Doppelalbum folgen – ‚am Rhein‘ ist sozusagen nur eingeschoben. Alle Erfahrungen sollen berücksichtigt und die Produktionsschwächen beseitigt werden. Ein Demo ist schon fertig.“ Der Sänger und Texter formuliert persönliche Anliegen; neben verstärkter Auftrittsarbeit mit SYPH will er Gitarrist Uwe Jahnke und Bassist Jürgen Wolter nach Berlin bringen, um mit ihnen einen Soundtrack zu produzieren. Mit diesem Vorhaben konfrontiert, läuft das Gespräch auf eine Diskussion über „Gesamtkunstwerke“ hinaus. Harry Rag: „Man muß alles zitieren können, von Micky Maus über Wagner bis zu Nick Cave, alles unter der Vorgabe der Stilvielfalt betrachten, ohne das Eigene und Unverwechselbare aufs Spiel zu setzen – niemand spielt Gitarre oder singt wie SYPH – die LP ‚Relayer‘ von Yes besitzt solche Qualitäten, ich bin froh, sie nicht verkauft zu haben, denn in spätestens fünf Jahren wird sie als zeitlos gelten.“

(Der Hinweis auf den unverwechselbaren James Last zwingt zur Konkretisierung.)

Harry Rag: „Gemeint sind eher die Beatles. Wenn jedes Stück über eine

eigene Idee und Überlegung verfügt, wie viele Welten könnte man durchreisen!“

Musikalisch ist „am Rhein“ der reinste, obsessive Schaufensterbummel vorbei an Pop, Blues, Hard- und Psychorock, immer im Bewußtsein vom Ende des Traumes bei einem Kaufentscheid: Respekt und die eigene Arbeit bleiben immer vorhanden. Ausnahme ist „Schwesterlein“, das die Bruce-Low-Attitüde zu sehr strapaziert, ohne sich klar genug abzusetzen. Brillant geglückt dagegen die Einvernahme von Karel Gotts Gemüse in „Julischka“. Die Ragschen Finalkonstruktionen beweisen auch auf dieser Platte, daß der Status quo eskalieren kann, das heißt, der Hörer darf sich in falscher Sicherheit wiegen, um am Ende richtig grausam erwischt zu werden. Immer bleibt der Zusammenhang von vorerhaltenem Trinkgeld und frühem Kindstod, also die Idee vom Gehalt des Bildes als Emotionsvehikel nachvollziehbar. Das Cover wirkt wie eine Mischung aus Ritter-Sport und Neutronenbombe und verweist auf elektronische Bildbearbeitung ebenso wie auf „Oliver's“ Tulpenmusterkoffer.

Das letzte Stück der LP, „Taris“, greift weitergehend die musikalischen Erfahrungen der etwa vier Jahre zurückliegenden Zusammenarbeit mit Holger Czukay auf. Behauptete dieser einmal im Rahmen einer Reinkarnationsdebatte, Adolf Hitlers Schäferhund gewesen zu sein, muß man bei SYPH davon ausgehen, den Foxterrier des Glückners von Notre-Dame, also eine Dreifaltigkeit vor sich zu haben. Wird auch die grundsätzliche Bedeutung der SYPHschen LPs von niemandem ernsthaft bestritten, so sollte die Reaktion auf „am Rhein“ die schönsten Begrenzungen eines sanft wohlwollenden Artenschutzabkommens endgültig verlassen können: „Die Tauben bauen Nester, die Blinden hören zu – aus meinem Esel wird 'ne Kuh.“



S.Y.P.H. - Foto: W. Burek

Camberwell Now

Meine Mutter oder Penderecki?

Wer kennt noch This Heat? Viele haben sie sehr geliebt, „wirklich neue Pop-Musik“. Die Mischung aus King Crimson und Sex Pistols, für alle, die das brauchten. Was davon blieb erforschten Klinkmann/Schneider, als sie Camberwell Now ausquetschten.

„Remember watching the Royal Wedding together, when we asked each other what's it all for?“ – So hintergründig eigentlich nicht. Schon eher daran: „This life is hard, this life is cruel . . .“ Die große Welt ist kompliziert und verschachtelt und bedrängt den kleinen, schwachen, verwirrten Menschen, der sich in ihr gar nicht mehr auskennt, sich schließlich ihr entfremdet und nur noch flach konstatiert: „More and more questions, less and less answers.“

Diesmal sind es CAMBERWELL NOW, die um den Verlust der festen Bezugspunkte und der Ideale der Zivilisation herumtrauern. Die Band gründete sich 1982 nach der Auflösung von This Heat, deren New-Wave-Avantgarde-Anspruch sie um einige atmosphärische Züge des frühsiebziger Putten-Rocks, um nicht King Crimson zu sagen, verfeinerten. Die drei Musiker, zur Zeit um eine Mehrinstrumentalistin verstärkt, waren alle an This Heat beteiligt. Charles Hayward, im Gespräch und am Schlagzeug scharf und bestimmt, als Sänger makrobiotisch und als Texter dem Marshmellow verfallen, startete bereits in den sechziger Jahren bei diversen experimentellen, jazz-beeinflußten Formationen (ganz frühe Prä-LP-Roxy-Music), bevor er 1976 mit Charles Bullen This Heat gründete. Bassist und Gitarrist Trefor Goronwy stieß 1982 für die letzten vier Monate dazu. Neben seinem Einsatz für CAMBERWELL NOW frönt er weiterhin mehreren avantgardistisch-didaktischen Projekten. Stephen Rickard, vom Jurastudenten zum Mixer bei This Heat gereift, beschäftigt sich mit der Camberwell-Now-

Elektronik und bedient sich dabei des in Zusammenarbeit mit Peter Keene entwickelten Tape switchboards, mit dessen Hilfe er seine Bänder wie ein Musikinstrument einsetzen kann. Als erste Veröffentlichung spielte die Band, die sich vehement wie jeder Künstler der Ursachenforschung verweigert – ausnahmsweise sogar mit einigem Recht, was nicht verhindern kann, daß die Erwähnung von „meine Mutter“ oder „Penderecki“ eher einleuchtet als der Verweis auf andere musikalische Vorlieben wie „Motörhead“ oder „Sex Pistols“ –, 1983 die hochgeschätzte EP „Meridian“ ein und veröffentlichte im letzten Jahr die nicht weniger gelobte LP „Ghost Trade“ mit bis 1984 zurückreichenden Aufnahmen. „Ghost Trade“ ist ein eigen-tümlich komplexes, von Haywards differenziertem Schlagzeug getriebenes, nicht leicht zugängliches Werk (so muß man das wohl nennen). Die Band erklärt die dichte, schwer-mütige, dabei oft drängelnde Atmosphäre durch das Ineinandergreifen mehrerer verschieden fester Strukturen („so wie zwei übereinander gelegte Farben eine dritte ergeben“), über die sich zuguter Letzt des Seniorchefs klagender, sich dehnender, repressiver Gesang drückt. Die Texte, beim Lesen ziemlich fad und nicht zwingend nötig auf dem ansonsten gelungenen Cover abgedruckt, sollen in die instrumentalen Ebenen hineingreifen „wie die Zahnräder einer Maschine“. Die sakrale Stimmung, die sicher dem einen oder anderen kathedrale Ehrfurcht abnötigt, wird in der verbalen Ansprache zum Wort zum Sonntag, vor allem durch das gern verwandte graphische „wir“. Wie darf man das ver-

stehen? Charles: „Na, eben wir, wir alle . . . Wie seid ihr hierhergekommen? Mit dem Bus, also genau wie wir – das heißt, ‚wir‘.“

So wird man unversehens in die Sippenhaft derer eingewiesen, die nichts anderes als „sanitary plumbing, straight roads and a sense of belonging“ wollten – nur weil man durch einen Vergaserbrand am Autofahren gehindert wurde.

Charles (gibt nicht auf): „Für mich ist Ambivalenz sehr wichtig. Die Dinge sind nicht so einfach, wie wir sie gerne hätten. Sie müßten im eigenen Kopf hinterfragt werden . . . Die Leute sollen hinterher weggehen und sich Gedanken darüber machen. Ich bin kein Politiker, der sagt: SO ist es, und ich benutze die Farbe Blau, um das auszudrücken.“

Auch wenn die Band auf ihre Live-Auftritte verweist, die tatsächlich aggressiver und deutlicher, deren Rhythmuswechsel abrupter, Gesang und Gangart härter sind, bleibt die musikalische Haltung im Rahmen eines Bridge-Abends, an dem sich der Zorn über ein mißglücktes Spiel auf das Zerkrümeln des Löffelbiskuits beschränkt, statt den versagenden Partner ordentlich zu würgen oder gut amerikanisch mit der Säge Amok zu laufen. Der feine englische Mord – nur durch Gift? Trefor: „Wenn man Gewalt in der Musik verwendet – und wir verwenden sie –, sollte das einigermaßen überlegt geschehen. Du suchst dir den richtigen Zeitpunkt aus, um jemanden zu schlagen.“

Stephen: „Handlungen stehen am Ende von Gedanken. Wenn man immer nur Musik hört, bei der es um Action geht, fehlt etwas, der Prozeß wird nicht sichtbar, und man hört nur

das Endprodukt. Das ist wie Fast food . . . Alles ist vorgegeben, ohne daß man darüber nachdenken muß. Man konsumiert es einfach. Nichts zieht dich hinein, um die Sache aus anderen Perspektiven zu betrachten. Wir versuchen, nicht so viele Resultate zu schaffen, damit man mehr vom Prozeß mitbekommt. Das läßt viel Freiraum, nachzudenken oder auch nicht damit übereinstimmen.“

Mit den Freiräumen ist das so eine Sache; beim Konzert im überfüllten KOB-Schlauch fand das eingepferchte Publikum offenbar gerade die rechte Dosis und damit Zufriedenheit, aber es bleibt der Eindruck, daß die manchmal allzu vornehme Differenziertheit sich im Diffusen verlor, die zu große Offenheit Beliebigkeit ermöglichte, doch CAMBERWELL NOW wissen schließlich um Kamele und Nadelöhre.

Charles: „Wir lassen öfter Lücken in der Musik, damit die Leute darin spazieren gehen können. Sie bleibt unvollständig ohne das Ohr desjenigen, der sie hört. Sie braucht ein Publikum, um überhaupt zu sein, und existiert nicht einfach so. Also: Jedemal, wenn wir spielen, spielen wir für jemand anderen, der sie verwandelt. Natürlich passiert das immer und überall – nur glaube ich, daß die meiste Musik versucht, es soweit wie möglich zu verhindern . . . Normalerweise geht man aufs Konzert, hört die richtige Musik, ist richtig gekleidet, trinkt das richtige Bier und geht, ohne daß etwas passiert ist. – Oder man fühlt sich wirklich gut, weil man gefordert wurde, nachgedacht hat und die Luft auch danach noch vibriert, weil wirklich etwas geschehen ist: Ich habe dich geöffnet.“ ■



Wendy O'Williams

Die ewige Thrash-Diva

Ja, die gibt's auch noch. Und was sie alles macht. Alles, wofür sie zuständig ist. Und mehr. Laubsägearbeit by Andreas Bach.

„Ich denke in Bildern. Hab' ich eigentlich schon immer gemacht“, sagt der Pop-Künstler aus New York, heute mal ausnahmsweise nicht David Byrne, sondern Wendy O'Williams. „Es kam einfach alles zusammen. Die Zeit war reif für ein neues Plasmatics-Album. Denn“, Kunstpause, Kreissägen-Wendy grinst wie ein Honigkuchenpferd, „du mußt wissen: Die Plasmatics waren schon immer was Besonderes.“ Warum? Keine altbewährten Rezepte benützt, nie mit dem Strom geschwommen, always being something different, lacht sie mir ins Gesicht und, natürlich, „Ich mag's nicht, wenn man mir sagt, was ich zu tun habe und was nicht.“

So geht's mir auch immer, beispielsweise, wenn mir ein deutscher Manager ans Herz legt, doch unter keinen Umständen zu rauchen, aber eigentlich war ich froh, daß mir das jemand verboten hat, weil ich so erkältet war, und zweitens fand ich das nett von dem Manager, daß er mir hier mein Stichwort liefert, denn Wendy hat allem und jedem Rauchverbot erteilt, wohl seit 1978, als die Debüt-LP herauskam, bestimmt aber seit 1980, „New Hope For The Wretched“ wurde veröffentlicht, und die New Yorker Texas-Chain-saw-Variante live on stage ließ auch deutsche Kritiker vermehrt um Interpretationen plasmatischer Vorstellungen von Sex, Gewalt und Co. bitten.

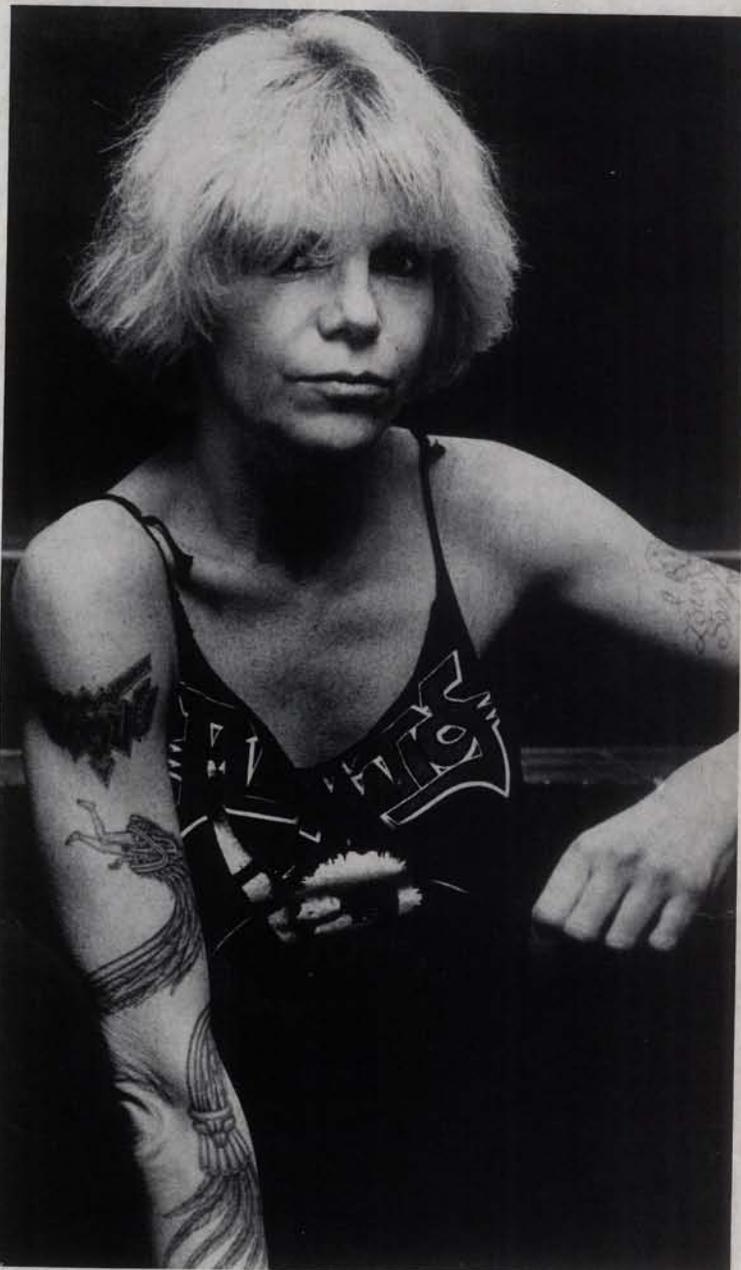
Auf Kreissägen, sagt Wendy, will sie auch heute nicht verzichten (die Band kommt demnächst auf Tour), die Plastiktitten, von einem Bekannten, der die Band vor x Jahren in New York sah („Ohren zu und durch“), noch gelobt, erwähnt sie jedoch mit keinem Wort mehr. Instant-Dilettanten und ältliche Punk-Philosophen warfen der Gruppe noch 1981 vor, unkontrolliertes Herumgehölze mittels instrumentaler Könnerschaft untergraben zu haben. Dabei waren, sagt Wendy heute, die Plasmatics weder „punk“ noch „heavy-metal“ noch sonstwas, trotz der optischen Flirts mit gewissen apokalyptischen Outfits. Der Irokesen-Neger, das Ekel-Monster am Bass, Jean Beauvoir, der ja kürzlich die letzte Ramones nur knapp an einem Desaster vorbeiproduzierte und circa vor einem Jahr ein entsetzliches Soloalbum auf den Markt warf, war beim dritten Album, „Coup d'Etat“ (1982), jedenfalls nicht mehr dabei. Nur Wes Beech hielt ihr von Anfang an immer die Stange, war „die Gitarre, die du auf jeder meiner Solo-LPs hörst, und vor allem die treibende Kraft der Plasmatics“, so Wendy. Was den beiden Soloplaten (1984/86) und „Coup d'Etat“ auch nicht viel half: belangloser, traditioneller, im besten Falle noch ordinärer, sittenwidrig herausgeretzter Heavy Metal. Die Single „Stand By Your Man“, die Wendy Anfang der 80er mit Lemmy zusammen gemacht hat, gilt nach allgemeiner Einschätzung als das Beste, was sie je zustande brachte.

Und jetzt also die Reunion mit „Maggots“, einer Thrash-Oper, wie Wendy meint. Eine Platte wie ein Splatter-

Movie. Maggots (=Maden), zu überdimensionaler Größe mutiert, schicken sich an, die Menschheit aufzufressen. Kennen wir alles, nur nicht in dieser Form auf Platte, Konzept-Horror sozusagen, die Geschichte der Vernichtung der netten US-Kleinfamilie, von nur sechs Songs und Schauspielerstimmen aus dem Off recht drastisch erzählt. „Es spielt doch keine Rolle, wie viele Songs ein Album hat oder ob ein Song eine, drei oder neun Minuten lang ist. Plasmatics always broke all the rules.“ Nun, Wendy, die Story erinnert doch sehr an das einschlägige Filmgenre, an Romeros ersten Zombie-Klassiker „Dawn Of The Dead“ (1968), an Cronenbergs 75er Wurm-Horror „They Came From Within“ (der in Kanada „The Parasite Murders“ und in England „Shivers“ hieß). Oder an diese neuen Teen-Trash-Horror-Filmchen von der Westküste, dort vor allem bei jungen Leuten äußerst beliebt (diese Art von teils witzigem, teils ödem Teeny-Spaß wird bei uns demnächst von „Endfilm“ verliehen werden). Kenn' ich alles, mag ich teilweise sehr, sagt Wendy. Wie auch Richard Kerns Filme mit Lydia Lunch („Sehr gute Stimme“).

Die Musik zu „Maggots“, sehr hart, meist auch schnell, ab und zu verbremst, hat demnach eher Soundtrack-Charakter, ist natürlich kein geknuppelter Ultra-Speed à la Slayer, kein Satanismus, Exorzismus, Holy hell à la 85er Possessed („Seven Churches“ – der Black-Metal-Klassiker überhaupt, nie was Härteres gehört), aber auch kein Metallica-mäßiges Schäkern mit technischer Versiertheit, kein Yeshaftes Verständnis von Trash-Metal (lahm, und rockistisch noch dazu). Wendy hat von all dem schon gehört, hat jedoch keine Lieblingsgruppen: „Ich mag diese Demotapes am liebsten, die sie mir immer zuschicken, ist so schön rau.“ Gerade, daß sie die grandiose Surf-Metal-Hardcore-Band Adrenalin O.D. aus New Jersey kennt. „Einigen wir uns doch auf Thrash-Oper“, sagt Wendy, „einfach auf Plasmatics – es ist eben passiert, als ich Wes und die anderen letztes Jahr in Detroit getroffen habe.“ Hart muß es sein, Rock'n'Roll. „Genau.“ Die Horrorplatte zur Oper, mit funktionierender Dramaturgie, die Atmosphäre teilweise gut getroffen: Du kannst dir das Gemetzel **wirklich vorstellen**.

Wendy, die erst kürzlich zwei Filme, einen davon mit Alex Cox, und eine Fernsehserie („Mit mir als Terroristin, Mann!“) abgedreht hat, hat nicht vor, „Maggots“ irgendwie visuell umzusetzen, kein Film, keine Videos. „Zu aufwendig, kein Geld. Die Videos werden nichts mit dem Thema zu tun haben. Ich stehe auf riesige Hallen, auf Hangars, auf Flugzeuge. Die letzten Platten entstanden wie ‚Maggots‘ in einem riesigen Hangar in New York. Nur da bekommst du diesen wunderbar rauhen Sound. Wie live. Am liebsten würde ich alles nur in solchen Orten einspielen. Mann, ich werde ein grandioses Düsenjet-Hangar-Video für die Platte drehen.“



Wendy O'Williams – Foto: B. Preis



The Painless Dirves

Painless Dirties

Spontane Uhrwerke (made in Husum)

Michael Ruff entdeckt endlich wieder eine „wirklich gute deutsche Band“ und erklärt allen den oft falsch verstandenen Minimalismus-Begriff. Er muß recht haben, wir waren damals beim selben Can-Konzert.

Sie kamen runter aus Husum, die alte flache Straße entlang, besessen von Rhythmus, Rhythmus, Rhythmus. Sie waren Frieslands größte Can-Fans, und ohne sich anmaßen zu wollen, das alles besser zu können, beschlossen sie, ihren Vorbildern nachzueifern. Und natürlich waren sie Punks, keinesfalls erfahrene Beat-Musiker oder gar Stockhausen-Schüler, die das Ganze im Sinne musikalischer Entwicklung erklären wollten.

Das ist alles Jahre her. Jetzt sitzen wir im Zimmer von Kai Boysen (Sänger/Gitarre), wo alles sich um Musik dreht. Sogar der Computer-Bildschirm: er ist Teil seines Sound-Sampling-Keyboards. Plattensammlung, Anlage und ein echtes altes Messingbett (dessen charakteristisches Quietschen bereits im Sampler festgehalten sein dürfte; dritte LP?). Seine drei Meter Platten bilden ein Dreieck zwischen May Blitz, Mike Oldfield, Jim Foetus. Damals in Husum waren die Painless Dirties noch um konventionelle Songs bemüht.

Kai: „Wir haben Stücke geprobt, stundenlang ein und dasselbe Stück, bis es sitzt. Bis es uns keinen Spaß mehr machte und die Musik nicht mehr ihren Zweck erfüllte.“

So ging die Musik als geordnete Sprache in den Hintergrund, individuelle Tonfolgen entstanden in freiem Stil. Aus Bergen mitgelaufener Cassetten suchte man Passagen heraus, die gefielen, prägte sie sich ein und ging 1984 auf Tournee. Dann Ruckzuck ins Studio, Tourstücke aufnehmen. „The Painless Dirties“, die Debüt-LP entwandend, klassisch, richtig gute deutsche Musik. Die quäkende Garagen-Version von Can, Rainbows, Trio ohne Dakelagen. Phantastische Schüsse wie „She Loves Me Forever“, „Russians Don't Die“, richtige Rock'n' Roll-Comics, nie mehr als vier Bilder pro Story. Gutes Cover auch.

Kai kriegt noch glänzende Augen, wenn er sich an die LP erinnert, aber Rudi (Drummer, Drumcomputer) war nicht so zufrieden, und immerhin bildet dieses Duo den Kern der Painless Dirties. Die Platte war nämlich ohne jede Hi-Technik entstanden: nur Mikro und Kabel. Equalizer, Limiter, Kompressor etc. blieben allesamt ausgeschaltet, und das läßt manchen Leuten wenig Raum für Phantasie, dieser knochentrockene Sound mit Mickey-Maus-Stimme. Rudi fand den Sound zu „steril“, ins Spiel kam der Wahlhamburger Nainz Watts, Studio-Freak und ebenso rhythmusbessener. „Minimal Brain Disfunction“, zweite LP, ist weitere Minimalisierung mit mehr technischer Wärme. Ohne Stücke ins Studio, einfach drauflosprobiert. Resultat sind endlose Rhythustracks („Dripping Tongue“), kurze Reminiszenzen an früher („Beaten Dogs“) und schöne Stücke wie „Don't Touch Me“, „One Night At Home“ zwischen Studio-Klangkunst.

Mancher Tänzer mag meckern, daß dieser Rhythmus nicht aufgeilt, diese unglückliche Mischung aus

spärlicher Musik, Technoballs und Pop-Anflügen, die so unglücklich eigentlich gar nicht ist, siehe die Entwicklung von Front 242 und anderer harter, weißer Tanzmusik. Natürlich quillt auch hier aus jeder Rille der Haß auf schwarze Tanzmusik und dazu groovende Ur-Weiße, man hört ihn richtig quellen. Aber bei den Painless Dirties will er nicht in die Beine gehen, er rumpelt gemächlich auf dem Seitenstreifen. Meditationen sind ihre Stücke. Nicht da, um zu gefallen. Really laid-back strobo-beat. Ich erinnere ein Can-Konzert in den Siebzigern, wo ich hinging, um „Spoon“ zu hören, Damo Suzuki aber gerade ausgestiegen war und der Rest durchgeknallt auf der Bühne stand, taka-taka Afrika Express, Europa Endlos, Gitarre klakklack klack klack-klack-klack. Extremere noch als ihre Vorbilder beweisen die Painless Dirties, daß uhrwerkartige, tickende Rhythmen von Hand gespielt besser wirken als von Computersequenzen gesteuert: Sie sind zwangsläufig nicht exakt, gewissermaßen extra-polyrhythmisch. Rudi glaubt nicht an glückbringende Reproduktion gelungener Musikwerke: „Improvisation ist die Freiheit, die wir brauchen, um überhaupt arbeiten zu können. Etwas unter Druck wiedererlangen zu wollen macht das Stück nur schlechter und engt die Kreativität total ein.“

Dementsprechend sind feste Stücke nicht eingeplant, bei Konzerten werden die Bestandteile der Songs bis zur Unkenntlichkeit verändert. Bei dieser Arbeitsweise, im Studio einfach irgendwo anzufangen, bis daraus ein reizerfülltes Stück Musik geworden ist, das nie wiederholt werden kann, wird ein Stück natürlich auch niemals richtig fertig. Was auf Band, später auf Platte ist, wird im Kopf der Musiker laufend ergänzt, korrigiert, verfeinert, abgerundet, aufgeschauert. Die Band ist der Meinung, daß ihre Art Musik zu machen bei anderen, besonders anderen Musikern, Befremden auslöst. Doch auch die unter schweren Bedingungen (Besetzungs-, Vertrags-, Label-Probleme) eingespielte zweite LP, obwohl soviel daran mißlungen wirkt, das komische Kunst-Cover mit Grafiker-Schriftzug (Soll der hundertste Entwurf gewesen sein. Wie mag der erste ausgesehen haben?), hat ein paar Diamanten. Brainbeat ist, was sanft tickend auf Hirn einhämmernd, die träge Masse zur Vibration bringt. Die Folge: Erwärmung, Energie, Bewegung. Manchmal klappert es auf diese Weise. Die Band nennt ihre Musik auch minimalistisch, doch Minimalismus ist, wenn Lol Coxhill, nachdem er das Publikum minutenlang mit leisem Saxophon-Fiepen und dem Knarren der Bühnenbretter konfrontierte, sagt, dies könne er nur tun, weil er bereits alle künstlerischen Stufen erstiegen hätte. Wo er analysiert und reduziert, nehmen die Painless Dirties ein Fundament und legen darauf das Naheliegende. Für dies hat die Band eine beträchtlich gute Nase, und vielleicht bauen sie

eines Tages die beste Sandburg, einfach so aus Zufall angefangen. Oder sie werden ganz flachgespült.

Wie Rudi sagt: „Wir sind immer nur so gut, wie wir sind. Wir kommen weiter, oder wir kommen eben nicht

weiter.“ Weiter, nicht weiter und immer im Kreis, den ultimativen Lebensrhythmus suchend, dabei schon die computergesteuerte Maxi im Geiste vor Augen. Gute deutsche Band. Kein Imperialismus! ■



Land Of Sex And Glory: Foto: N. Hahn

Land Of Sex And Glory Teenpunk auf Speed (kaum noch zu beschleunigen)

Liebst du Sixties-Beat-Punk? Tolerierst du Speedmetal? Verehrst du die Ramones, Dickies, Undertones? Magst Du Gitarristen mit blonden Mähnen, schüchterne bayrische Tedbassisten, stämmige, kurzhaarige, hübsche Schlagzeuger? Kannst du dir vorstellen, daß eine solche Band aus München, der größten Provinzstadt Deutschlands, kommt? **Land Of Sex And Glory** (LSG) wurden 1983 von Berthold Pesch (voc, drums), Martin Popiolek (guitar, voc) und Georgie Infame (voc, bass) gegründet. Wechselnde Sänger wurden verschlissen, bis die drei daran glaubten, daß sie auch selbst singen können. Drei Cassetten veröffentlichten sie im Selbstvertrieb und spielten die süddeutschen Clubs rauf und runter (1984 u.a. im Vorprogramm des Gun Club!). Bochum, Hannover und Cloppenburg waren die Stationen einer Nordminitournee im September, und Ende Dezember, wenn Georgie in England sein Artschool-Semester beendet hat, sind sie wieder unterwegs – nördlich des Weißwurstäquators! In Bochum (vor einem Rudel deplazierter Psychobillies) und Cloppen-

burg beeindruckten sie die wenigen Anwesenden nachhaltig mit ihren punkigen, schnellen Beatsongs, z.T. dreistimmig gesungen, unterlegt mit beinharten, aerosmith-artigen Gitarrenriffs von Martin. Geocover werden sowohl 60's („Psycho“, „I'm Not Trying To Hurt You“) als auch 70's Punk („Teenage Kicks“, „Blitzkrieg Bop“) Songs. Die eigenen Stücke (herausragend: „Killing Blondes“, „Who Cares“, „Rotten World“ und „Vampirella“) klingen meist wie unbekümmerter Teenpunk auf Speed. Auch wenn der jugendliche Held in ihren Texten meist verlassen wird oder selbst die Schnauze voll hat, sind LSG selbst mit einem stattlichen weiblichen Gefolge gesegnet (zu dem auch Jennie Lee Lewis von Sonny Domestozs gehört!). Das Big Store Label aus Waltrop veröffentlicht im Januar nun endlich die 1.6-Track-Mini-LP „Showdown“, nachdem Produzent Stefan Groß ein Jahr vergeblich alle möglichen Label abklapperte. LSG produzieren eben **nicht** den typischen Shades/Glitterhouse-Sound!!! Get Ready For Bavarian Sex And Munich Glory! ■

KLAUS BÖDEKER

Military-Disco, auf der Überholspur

Ist diese Band wirklich gut? Will sie es überhaupt sein? Frank Grotelüschen spekuliert über Belgiens Nationalcharakter.

Der Belgier, im Durchschnitt fast noch häßlicher als der Deutsche, kann sich nie so recht entscheiden: diese ewige, überflüssige Zankerei der Flamen und Wallonen um bessere Sprache und Kultur, die zittrige Wankelmütigkeit des **crammed-disc**-Labels zwischen Rockmusik und College-Kunst, das Jahre andauernde Balancieren zahlreicher belgischer Synthiebands zwischen kontinentalem Elektropop und weiß rauschender Oszillatorenavantgarde. Aber gelegentlich werden auch hierbei neue Dinge gelernt oder gar erfunden; so der musikalisch vertonte, olivfarbene Kampfanzug, die Knobelbecher stampf-tanzend auf harten, widerhallenden Dancefloor-Betonsegmenten; „Military-Disco“, patentiert von **Front 242**, der Speerspitze der gesamten belgischen Programmiererfraktion wie **Neon Judgement**, **Portion Control** oder diesen widerborstigen, sämtliche Vorbilder übertrumpfenden **GRUMH** . . .

Musik, die bislang nur in übermäßiger, körpererfassender Lautstärke zu ertragen war; eine einzige 20.000-Watt-Monolith-Box genügt, Stereo ist überflüssig, ja störend, wenn sich minutenlange Kriege zwischen knüppelnden Drumcomputern und aggressiv trockenen Baßsequenzen abspielen, spröde kommentiert von tonloser Stimme und nur manchmal von faden Alibi-Akkorden gekontert. Perkussive, klopfende, unscheinbare Panzerkettenglieder, jedes einzelne für sich nicht einen Pfifferling wert und erst in Reih und Glied gebunden so etwas ähnliches

wie Musik ergebend. Der Track entsteht aus, um und wegen Rhythmusbox plus Baß-Line, inklusive automatischer Begrenzung der Phantasie durch die Speicherkapazität des digitalen Instrumentariums.

„Wir können keine Instrumente spielen; also ist die Elektronik der einfachste Weg, sich auszudrücken“, lautet die simple Erklärung von **Daniel B.**, dem unteretzten und mit mißtrauischen Augenwinkeln ausgestatteten (und sich deswegen bei Konzerten hinter Tonbandgeräten versteckenden) Front-Gründer, zur unmelodiösen, computerrhythmisierten Vergangenheit der Band. Werbewirksam unters Volk wurde die LP „No Comment“ mit einem „Military & Sports“-Image gebracht. Eine Ghaddafi-Hetzrede, umspielt vom Stampfbeat, als Underground-discothekenrenner, dargeboten von einem Stoßtrupp-Kommando aus bewaffneten und einem zweitklassigen Kriegsmovie entsprungenen Football-Spielern.

„No comment basiert auf den verschiedenen Erscheinungsformen des Krieges: Terrorismus, Revolutionen, Welt- und Bürgerkrieg; aber auf einer sehr abstrakten und nicht festgelegten Weise, denn verschiedene Kämpfer fechten niemals aus ein- und demselben Grund.“

Diese Art der absoluten Unverbindlichkeit und gleichzeitigen Verwendung von messerscharf extremen, stigmatisierten Schlüsselbegriffen ist charakteristisch für die Brüsseler:

„Aus Extremen – das Dazwischen ist langweilig – das Interessante

herausgreifen, ohne den Zweck und den Inhalt!“

So darf man also auch die Nazi-Uniform schön finden, wenn sie erst einmal ihrer Bedeutung beraubt ist.

Eindrücke werden vor allem aus der den modernen Menschen umgebenden Medienflut gewonnen, gesammelt, selektiert und ohne Kommentar an potentielle Konsumenten weitergeleitet, ähnlich einem Meinungsneutrum von Nachrichtensprecher, dem Karl-Heinz Köpcke mit flämischem Elektropop-Akzent.

„Konsumiere oder schalte ab!“ so lautet die Wahl, „wir erzeugen nur den Funken, mit dem die Leute machen können, was sie wollen.“

Also tolerant sein auch gegenüber den radikalsten Reaktionen, alles ist egal, auch wenn mit dem Funken ein Feuer gelegt wird und neofaschistische Zeitgenossen zu Front-Klängen ein Tänzchen wagen.

Noch weitergehender Daniel B.'s Vorstellung von der digitalen Zukunft: Es solle eine Platte mit lauter einminütigen Stücken herauskommen; der Käufer könne diese dann in seine billige Sampling-Maschine einspielen, durch Loops (elektr. Schleifen) bis zur Ewigkeit strecken, mit anderen Elementen mischen und so aus einigen wenigen Grundplaybacks eine nicht enden wollende Vielfalt seiner „eigenen“, ihm genehmen Tracks basteln. Es entsteht eine neue Spezies von Mensch, der „Homo Scratching“, der halbkreative Halbkonsument, per Auswahl fabrikvorgefertigter Software-Bauklötchen immer neue Türmchen errichtend und wieder einstürzen lassend,

im Kindergarten zur Kunst, sozusagen. Diese Idee ist die konsequente Weiterentwicklung der musikalischen Unverbindlichkeit: Darf Front-Musik heute schon mit jedem beliebigen Image belegt werden, so gehört die Zukunft der kompletten Sezierung in bedeutungslose Einzelteile; der Song als „factory program“ für den Musikcomputer, die Gruppe als pures Materialdepot. Die einzig noch verbleibende Arbeit des Machers besteht in der Auswahl der zum Spielen freigegebenen Klötzchen; häufig ohne bewußtes Gewahrwerden der Selektionsmechanismen.

Jedenfalls gilt auf der neuen „official version“-LP das Hauptinteresse nicht mehr spätpubertären Kriegsspielereien, sondern vielmehr der multimedialen Informationsflut, insbesondere der elektronischen. „Die Zukunft wird nicht ohne höchstentwickelte Technologie herabsteigen“, sagen sie wie alle Elektrobands seit Kraftwerk. Und so gibt's eine Image-Evolution auf das Level des urbanen Science-Fiction-Guerillas; „official version“ enthält ein erstaunliches Maß an Musikalität mit allen daraus erwachsenden Folgen: gute Rhythmen, eingängige Melodien, ansprechende Arrangements, Sänger **Jean-Luc** hat sogar gelernt zu singen. „official version“ erfüllt die klassischen Konditionen an ein brauchbares Pop-Produkt, ist nicht schlecht, ja fast schon **wirklich** gut, aber nur **fast**, da diese Band – von der eigenen Musik überholt – einfach nicht wirklich gut sein **will**. ■



BLOW MONKEYS



Geschenke von Herr und Himmel

**Aus unserer Reihe: Die große historische Sekunde des Schelmenromans
Diesmal: Was Dr. Robert zentnerschwer naß in den Kleidern hängt – Wie Dr. Robert
gegen Gott kämpft – Wer vor Dr. Robert wo dran war – und mehr witzige und span-
nende Aufzeichnungen von Andreas Banaski.**

DIE BERÜHMTE HISTORISCHE Sekunde, hier ist sie wieder. Der entscheidende Moment, genau gerade jetzt, die Blow Monkeys wirklich GUT zu finden. Da staunt ihr, was? Wo ihr doch eure Zeit lieber mit Schlappmusik vom Schlage Microdisney, mit Deaf Jam oder irgendeiner anderen quälenden Belanglosigkeit vertrödelt. Und dabei so ein eingedicktes Meister- und Großwerk verpaßt wie „She Was Only A Grocer's Daughter“, diese verwegene Zusammenknödelte, tolldreist zusammengeklautete Breitwand-Mitt-70er-Funk-Philly-Disco-Soul-Blues-Rock-Style-Council-Balladen-Soße, die ja – kaum zu fassen, daß überhaupt irgendwer für diese *Verrührt-heit* Verständnis aufbringt – tatsächlich nur völlig ahistorische Gestalten goutieren, und eben unkomplizierte Geradaustypen wie ich, und aus der dann auch konsequenterweise eine solch ungeheure Monstrosität rausknallt wie „Rise Above“, zwei der größten Geschenke, die uns je Herr und Himmel sandten, herinnert („Metal Guru“ und „Children Of The Revolution“ von T. Rex nämlich) und durcheinander verwurstet, aber grandios und toll und mit aller Ehrerbietung, mit allen Marc-Bolan-Schikanen, bleierner Heavy-Gitarre und Reptilien-Gesang. „Da wird sich schon jeder verdammt reinhängen müssen, um das noch zu übertrumpfen“, spricht der Prophet (Dr. Robert) ein wahres Wort. Und gibt im Video zur Hit-Single, die sich natürlich haargenau so anhört wie die Hit-Single vom letzten Jahr, sein Mißverständnis von „Ich seh mich als David

Niven/Roger Moore-Typen“ ab, in aller smart-schnöseligen Griesgrämigkeit. Wie das nun wieder paßt? Sicher genauso wie das nette BDM-blonde Mädchen und ihr rühriger (also: verzeihlicher) Versuch, mir Bergman anzudienen als hübsch gemeinte, doch verquer verstandene Mißgeburt Strindbergscher nordischer Schwere. Will sagen (im Fall Dr. Robert): Von Soul reden und „kitchen sink“-Dramatik meinen (die einem dann zentnerschwer naß in den Kleidern hängt und das Gemüt bedrückt), also: Tennessee Williams und John Osborne, Phil Ochs und Morrissey. Das nach Stanislawski-Methode in sich aufsaugen, wurmförmig durch die Hirnverknötungen schleppen und in muffig-nöhliger Rede nach außen tröpfeln lassen, spricht: in großen historischen Rahmen irgendwo stecken bleiben zwischen Paul Newman („Torn Curtain“) und Richard Burton („Der Spion, der aus der Kälte kam“, wieder mal: soziale Kälte), zwischen englischem Arbeiterklasse-Kino, Baujahr circa 1959, und Morris-Minor-Kleinwagen, bevor Pininfarina mit neuer Karosserie „England vom Plumpudding-Geschmack befreite“, am Steuer: Claire Bloom. Dr. Robert sieht das natürlich so und gibt jedem ein Stückchen Sozialer - Realismus - Lebensschulung mit auf den Weg, daß ein wenig Rumvögeln und ein wenig Reich-Werden, ein träges Leben ohne Verantwortung-Leben und sich dabei „lucking groovy“ Dünken die Arbeiterklasse geradewegs an die Kandare Maggie Thatchers und ihrer Kumpels vom Großkapital führt (das

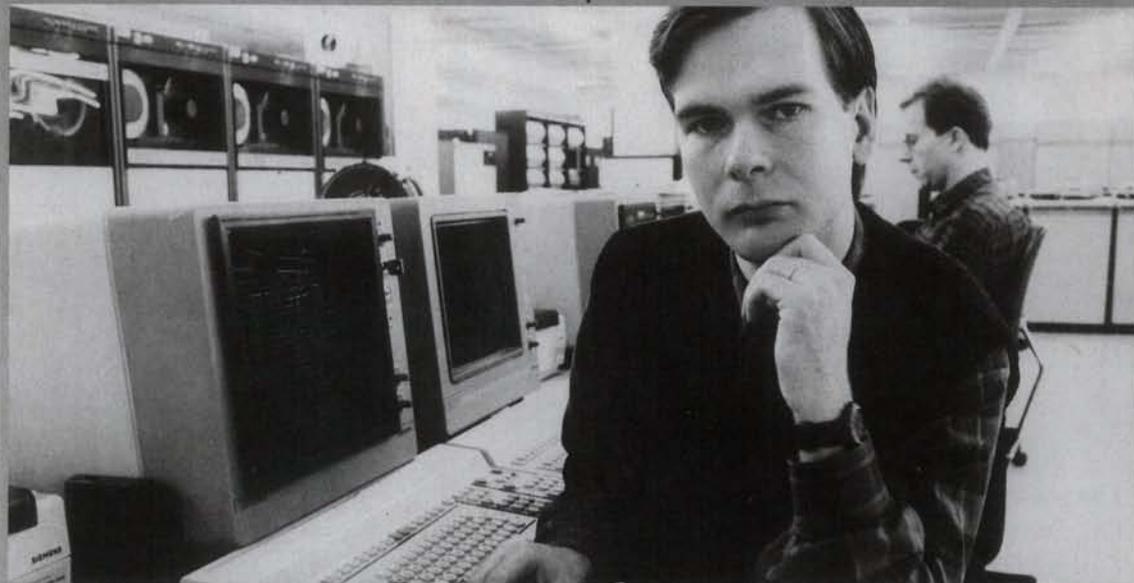
heißt, da ist sie ja schon). Oder auch so: „England hat eben nie 'ne Revolution zustande gebracht, weil die Leute nicht mit ihrem Arsch hochkommen. Die Leute, denen es am dreckigsten geht, haben schließlich Thatcher gewählt. Jetzt haben sie den Salat. Die Konservativen sagen: Wer arbeiten will, der kriegt auch Arbeit. Das ist nicht mehr der fürsorgliche Konservatismus, den der alte Ted Heath noch verkörperte. Die glauben halt nicht, daß wir Menschen im Grunde gut sind und fähig, eine klassenlose Gesellschaft gemeinsam aufzubauen.“ Oder dieses noch: „Thatcher verpulvert Englands Reichtümer für Atomwaffen und ihren Großmachtwahn, dabei sollten wir doch blockfrei sein wie Schweden oder Neuseeland.“ Und weil er Recht hat, wo er Recht hat, wir ihm aber in unserer sozialdemokratischen Feigheit (?) lieber nicht folgen wollen (oder doch?), muß die Welt sich auch noch vorhalten lassen, daß „ich mich ja auch wie dieser verpißte George Michael nur darum scheren könnte, von irgendeiner Plakatwand runterzugrinsen. Für den kann ich keinen Respekt empfinden. Er ist stinkreich geworden, ohne sein Geld für irgendwas Sinnvolles einzusetzen. Und wenn es trendy wäre, nach Sun City zu gehen, würde er es tun.“ Und so weiter, bis zum jüngsten Gericht, hier: jesuitische Daumenschrauben und Inquisition. Was mich daran denken läßt, wo eigentlich Klerikal-Kommunisten wie Tony Benn abgeblieben sind. Abserviert vom neuen Wind der Sozialdemokratie (Kinnock/Lafon-

taine)? Von Lifestyle-Sozialliberalen ins Fegefeuer gegrämt? Völlig weg vom Fenster, der desperat rechthaberische, trampelige Sozialkitsch? Dr. Robert: „Bevor ich zum ersten Mal nach Amerika ging, dachte ich: was für eine reaktionäre, bigotte, korrupte Kultur. Und als ich da war, merkte ich: stimmt. Die größte Gefahr, die von Amerika ausgeht, ist, daß jeder, von Reagan bis Prince, Gott auf seiner Seite hat. CIA und FBI könnten AIDS ertunden haben, als perfektes Vehikel für ihre fanatische, rechtsradikale, religiöse Ideologie. Die Billy Grahams verkünden Gottes Rache an Schwulen und Kommunisten. Dagegen muß man ankämpfen, deshalb mache ich Kondomanzeigen und AIDS-Benefits.“ In Salt Lake City trat er in Priesterrobe und Soutane vor zehntausend Mormonen auf, aber das war natürlich nicht stark genug, diese Ami-Mullahs in konfessionelle Verwirrung zu stürzen. Reizend in seiner bockigen, traumatischen Verbohrtheit siebten Grades, strampelt Robert immer wieder an gegen seinen orthodox jüdischen Background, kopuliert mit seiner (Ex-)Frau in der Kirche, muß sich dann natürlich scheiden lassen („Keine Ahnung, warum es enden mußte. Vielleicht kann man's mit mir Bastard einfach nicht aushalten.“), lamentiert unerfüllten Klein-Mädchen-Besessenheiten hinterher, träumt von einem Duett mit Rosie Vela (wer nicht?) und nimmt dann doch die alten Schachteln her, wie Paula Yates (während der „Heilige Bob“ drallbusige Servierinnen oder so flachlegt) oder Britt Eklund: „Ja, ich hatte was mit der. Eine rein sexuelle Angelegenheit. Ich war nicht wegen ihres Grips hinter ihr her. Dauerte auch bloß zwei Wochen. Hab allerdings nicht daran gedacht, daß Rod Stewart ja vor mir dran war.“ Unergründbare Ratschlüsse der Weltgeschichte. Wozu das nun wieder gut war, Rods Ex-Ex-Frau zu vernaschen (vernascht zu werden)? Letztes Jahr im Wembley-Stadion gaben die Blow Monkeys das Vorprogramm zu Rod, spielten ihre Version von „Do Ya Think I'm Sexy?“ und ließen Dr. Robert, nachdem Feargal Sharkey natürlich schlapp machte, keinen Mumm hatte und sich hinter der Bühne rumdrückte, eine Anklageschrift gegen diese verkommene Bande (Rod, Elton John etc.) vorlesen, die sich nicht zu dumm war, in Sun City aufzuspielen. Großer Jubel der sechzigtausend und Schulterklopfen von Rods Roadcrew. Und wieder hat Dr. Robert die Bedürftigen und Gestrandeten beschlafen, die Schacherer und Wucherer aus den Tempeln getrieben, wie es ihm aufgetragen war, und uns ein gutes Gefühl gegeben. Eine historische Sekunde lang. ●

P Y R O L A T O R

Musik als Möbel

Nach unzähligen Produktionen und Filmmusiken wieder eine LP vom Pyrolator. Justus Köhncke sprach mit dem Mann, der Zen-Speed für eine angenehme Lebensweise hält und sich nicht als New-Age-Musiker rubriziert wissen will.



WIR SIND DOCH HEUTE genau wieder da, wo der Jazzrock 1974 aufgehört hat», sagt Kurt Dahlke. »Es ist nur noch drei Klassen schlimmer geworden.«

Es ist schon eine Besonderheit, daß die Gruppe „Der Plan“ heute noch in unveränderter Form existiert und somit alle Mitstreiter der damaligen Welle (FSK oder Syph einmal ausgenommen) überlebt hat. Nur mußte der Glanz des Spektakulären, Bahnbrechenden naturgemäß einer nüchterneren Routinehaftigkeit weichen, und das gilt ebenso für das Plan-Drittel Kurt Dahlke alias Pyrolator.

Dahlke lebt heute nicht etwa von der Arbeit in einem Rechenzentrum oder einem Spielwarengeschäft, sondern von seinen Fähigkeiten als Musiker und Toningenieur. Auch Werbejingles hat er schon gemacht, etwa, in der Schweiz, für Eis (allerdings nicht „Like Ice In The Sunshine“...). Ein richtiggehender Musiker also, der gern und viel reist, um sich fremden Kulturen zu widmen, der bei aller Skepsis eng mit all den hypermodernen Studio-Technologien vertraut ist und der irgendwann beschlossen hat, einen Tag in der Woche nicht zu arbeiten – und das war eine gute Entscheidung. «Dahlke ist Hausproduzent bei Büro/Ata Tak (für Syph, Dasn Wossm, 13, Seni, Element Of Crime, Das Geschenk, Picky Picnic, Andreas Dorau, APB etc.), hat dieses Jahr den Film „Augenblick“ von Franz Reichle vertont, die Musik für das Roboterarm-Ballett des Amsterdamer Choreographen Bart Stuyf, „Target 2“, entwickelt, ist Mitglied des weiterhin

aktiven „Plan“ und bringt selber so alle drei Jahre eine Pyrolator-LP heraus.

War „Inland“ 1979, als eine der ersten Ata-Tak-Veröffentlichungen, noch extremistischer Industrial-Stoff – schließlich hieß „Der Plan“ einmal „Weltaufstandsplan“ –, so wies 1981 „Ausland“ die Richtung: elektronisch, lustig, bunt, aber im Gegensatz zur oft eher tolpatschigen Musik des Plan detailfreudig und von verquerrer Rhythmik getragen – bis hin zur reinen Technodelia. Der noch vorhandene Aufbruch-Boom-Geist von '81/'82 brachte immerhin 8000 verkaufte Einheiten; die orientierungslose Katerstimmung 1983 ließ „Pyrolators Wunderland“ bei 6000 Stück stagnieren, eine Platte, die, unter dem Segen des eigenen Studios und der Sampling-Technologie, Dahlke praktisch alleine hergestellt hat.

»Musik ist für mich in erster Linie Gebrauchsmusik. Musik an sich, der Faktor findet überhaupt keine Bedeutung. Ich kann dieselbe Musik auf fünf verschiedene Weisen auffassen, in fünf verschiedenen Situationen, und das macht Musik eindeutig zu einem Gebrauchsgegenstand.« Da im Wunderland dieses Bewußtsein herrscht, gibt es dort echte Universalmusik: das erste Hörerlebnis läßt vielleicht noch an verkaufsförderndes No-Name-Gedaddel denken, an unverbindlich dahinschippende Melodie-Bötchen, doch plötzlich kann eine unvorhergesehene Deckungsgleichheit des Gefühlshaushaltes mit dem Material dieser Musik tiefste Trauer und Melancholie, naiv-beseelten Optimismus, brüderli-

ches Schulterklopfen (oder sonst was) erkennen, hören und fühlen lassen. Pyrolator mag die (nicht unbedingt neue) Idee von der Musik als Möbel.

Auch Korrelationen zwischen gewissen Parametern in Musik und Körperfunktionen hält er für ein spannendes Gebiet: »Wäre das Prädikat 'New Age' nicht da, würde ich es Spitze finden... Ich mag Musik, die in der Lage ist, total zu beruhigen.« Auf „Wunderland“ heißt ein eher meditativer Titel „Gespräch mit der Erde“. Das letzte Stück seiner neuen LP, die „Traumland“ heißen und im März '87 erscheinen wird, hat den Rhythmus des Herzschlags in völliger Entspannung. »Die Platte ist so aufgebaut, daß das schnellste Tempo zuerst kommt und das langsamste zuletzt.« Es gibt auch wieder Gesang (ganz besonders schönen auf japanisch, wenn der „Picky Picnic“-Sänger weggeknallte Kinderträume beschreibt).

In scheinbarem Gegensatz zu Dahlkes Ernsthaftigkeit im Umgang mit Musik und ihren Wirkungen steht die unverhohlene Weltraumobsession, die vor allem den Plan auszeichnet („Glitzergleiter“) und die auch in den Filmen von Rainer Kirberg, die der Plan vertont hat („Die Letzte Rache“ und „Grottenolm“ mit Amanda Lear), in Form plakativ-debilster SF-Zitate zutage tritt. »Filmmusik sollte dem Film das geben, was in der Musik noch nicht drin ist. Das trifft auf die Filmmusiken, die wir gemacht haben, eher nicht zu, weil in den Filmen die Bilder sehr stark und wechselhaft waren. Das hatte mehr eine illustrative Funktion. Meine Lieblingsfilmmusik

ist 'Journey To The End Of The Universe' von 1956 – einer der ersten SF-Filme mit elektronischer Musik. Bei 'Journey' sollten sie sich vorstellen, welche Musik entstehen würde, wenn die Leute von der Erde über mehrere Generationen hinweg auf einem Raumschiff sind. Das war dann so eine Mischung aus 50er-Jahre-Country-Musik und ganz wirren Effekten, ähnlich vielleicht der Bar-Szene aus Raumschiff Orion, auch so eine fremd klingende Orgelmelodie. Wo das mit dem Weltall herkommt, weiß ich auch nicht genau – vielleicht, weil ich immer Fan von 'Raumpatrouille' gewesen bin. Wenn schon Obsession, dann eher Computer. Die erste Single, die ich mir selber gekauft habe, war 'Computer Numer 3' von France Gall, aus dem Eurovisionswettbewerb 1966... Ich bin relativ technologiefreudlich, und ich finde, grundsätzlich ist das, was mit Maschinen betrieben wird, erst mal wertfrei und kann dem Menschen eigentlich nur nutzen. Daß da auch so viele Dummheiten mit gemacht werden, ist ja nicht unbedingt mein Problem.«

Wenngleich Dahlke die Schnelligkeit als Phänomen der 80er Jahre (von Eno/Bowie als „Speed Of Live“ angekündigt) kaum begrüßt, so hat es ihm die japanische Lebensweise – der Plan verbrachte einige Zeit dort – angetan: »In Japan ist das eher so ein Zen-Speed, der darauf abzielt, nicht acht Stunden zu arbeiten, sondern eben 14, aber diese 14 ruhig und nicht hektisch. Mir hat auch die Art, wie Arbeit dort organisiert wird, sehr gut gefallen. In New York etwa wird das Tempo oft übermenschlich.«

Pyrolator und der Plan sind keineswegs die auszynischer Verzweiflung alles fortschrittlich Wirkende bejahenden Not-Yuppies, die man böswilligerweise hinter der Fassade des Plan-Humors vermuten könnte; sogar CDs lehnt Dahlke ab – ein fast schon Musik-Musiker. Er sieht, gefragt nach Zukunftsperspektiven für eine deutsche Szene, die Zukunft »allein schon im Weitermachen« (allerdings hält er die »Rückkehr zum Analog-Synthesizer« für »auch voll angesagt«). Aufbruchsstimmung, Erneuerung und Provokation sind lange vergessen, und heute hat die Arbeit des Plan und seines Umfeldes schon einen Hauch von Dienstleistung – nächstes Jahr die Plan-LP mit neuen schönen Abgesängen („Wir scheißen auf die Heuchelei/Denn die Moderne ist vorbei“ als Pogo, „Kennst Sie Köln – Nee, meine Braut ist die See“ als schiefer Shantie-Fake – wat hamwa jelaht etc.). Pyrolator spricht wahr: 1974 revisited – ist Atatak ECM? ●

»ICH BIN DOOF, ICH MACH' MUSIK.«

Mit solchen Sprüchen wirbt man mittlerweile in der Musikinstrumentenbranche. Krisen bahnen sich an oder haben schon begonnen und werden begleitet mit dreckigem Zynismus. Der Kunde ist KÖNIG und ARSCHLOCH zugleich. Am besten beobachten kann man so etwas auf Messen; und die diesjährige MUSIKMESSE in FRANKFURT ließ diesbezüglich keine Wünsche offen. Kurzerhand wurden gleich zu Beginn neue Einlaß-Bestimmungen festgelegt, die den Zugang zur Messe für Musiker beschnitten. Wer dennoch hineinkam, konnte sich wie Alice im Samplingland fühlen. Im Bereich der Musikelektronik wird zur Zeit groß Kasse gemacht, nicht zuletzt dank der über zehn Jahre alten Technologie des Samplings, die immer noch als neueste High-Tech-Erfindung verkauft wird. Doch die neuen Technologien, die Sampling ablösen werden als allerneueste „musikalische Revolution“, liegen schon in den Schubladen oder laufen schon auf den wirklichen High-Tech-Geräten wie dem Synclavier.

Doch erst einmal herrscht Krisenstimmung, bei Musikern und Herstellern. Musiker, die auf Elektronik setzen, sind ständig vom Wertverfall ihrer Instrumente bedroht. Hardware (Sampler, Synthis usw.) ist immer billiger zu haben, und der Stolz über den neuen Besitz eines Samplers währt nicht einmal mehr ein paar Monate, wenn der Nachbar oder Kollege sein besseres Gerät, das nur die Hälfte kostet, präsentiert. Ob das Gerät für weniger Geld wirklich mehr leistet oder (was meistens der Fall ist) auch nicht, spielt keine Rolle mehr; die Musikerpsyche erliegt der Innovationshetze. Resultat: Frustration, Magenschmerzen, Neid. Der Neid wiederum fördert die Atomisierung der Produzenten. Aus Frustration, weil das Musikmachen nicht mehr im Vordergrund steht, sondern die Diskussion über die Hardware, geben viele Musiker auf; die Kleinanzeigenblätter sind voll von diesen individuellen Konkursen. Das hat zur Folge, daß die Gebrauchtpreise fallen und fallen... Das fördert natürlich wieder die Frustration; und so kommen wir von den kleinen Pleiten zu den großen.

Eigentlich müßte klar sein, was auf dem Musikelektroniksektor eingetreten ist, nämlich eine Überproduktionskrise. Die läßt die Musikmärkte kollabieren. Die Krisen/Pleiten der User/Musiker korrespondieren mit den Krisen/Pleiten der Instrumentenhersteller. Es herrscht Verdrängungswettbewerb hier wie dort. Es ist nämlich wie mit den Bananen, es kleben verschiedene Markenschildchen drauf, doch es sind immer Bananen. Dito bei den Samplern; technisch so gut wie keine Unterschiede, selbst die Preise sind austauschbar.

Die ersten Konkurse auf Herstellerseite sind eingetreten: „LINN“, die Firma, die als erste die digitalen, mit gesampelten Schlagzeugsounds versehenen Rhythmuskisten auf den Markt brachte, ist ebenso pleite wie die traditionsreiche Synthesizerfirma „OBERHEIM“. „Oberheim“ ist nun in japanischem Besitz, und Roger Linn entwickelt für „AKAI“. Schuld ist übrigens nicht die „Billigkonkurrenz aus Fernost“, ein dummes chauvinistisches Wort, sondern der ganz normale kapitalistische Prozeß der Verwertung. Marx faßt diesen Prozeß unter dem Begriff „Zentralisation der Kapitale“: »Je ein Kapitalist

schlägt viele (Kapitalisten) tot.« In unserem Falle schlägt er noch mehr tot, nämlich Musikerexistenzen.

Es werden die psychischen Daumenschrauben angelegt; der Konkurrenzdruck zwingt die Firma, die Werbung immer aggressiver zu machen und dabei den Frustrationsalptrium der Musiker auszu-schlachten. Die Firma „ENSONIQ“ wirbt so: »Wer nicht am Ball bleibt... altert frühzeitig.« „Akai“ sagt einfach nur: »Einmachzeit«. Nur wer hier wen einmacht ist eben noch nicht entschieden. Verkauft werden soll allemal mit Hilfe des Zauberworts „PROFESSIONALITÄT“. Seit Jahren nun versuchen die industriegefälligen Musikzeitschriften, die fast jeden Instrumententest irgendwie positiv abschließen, durch Ja-und-nein-Diskurse festzuschreiben, was als „professionell“ gilt und was nicht. Natürlich ist Professionalität keine Sache der Technik, sondern der Haltung, der Herangehensweise. Die technikorientierte „Professionalität“ dient nur dem Umsatz der Anzeigenkunden.

Wie weit man dreisterweise aufseiten der Firmen geht, illustriert eine Begebenheit, die ich auf der Messe erleben durfte. Als ich am Akai-Stand vorbeikam, wollte mir Madame Akai-Hostess und-hastennicht-gesehen einen Aufkleber auf meinen Overall kleben. Trotz diverser Unterarmblocks hatten meine Abwehrversuche nur mäßigen Erfolg. So mußte ich also den blödsinnigen Sticker von meiner verunzierten Schulter reißen, was Miss Akai-Liebreiz mit starker Empörung quittierte. Soweit sind wir also, offensichtlich ist schon der ein asoziales Subjekt, der sich nicht freiwillig als wandelnde Plakatsäule für einfalllose Werbedesigner hergibt. Offensichtlich reicht es nicht, daß die zahlenden Menschen die Namen und Firmenzeichen der Hersteller ihrer Baumwolle- und Synthetikleibchen auf dem Herzen tragen müssen.

Während mancher Musiker, und wer kommt heute schon an Elektronik vorbei, erst langsam aufwacht, hat die Industrie schon heute neue Strategien entwickelt, um das letzte Quentchen Profit heraus-zuholen. Da gibt es die sog. „User-Clubs“, Kaninchenzüchtervereine vergleichbare Organisationen um eine Produktfamilie herum. So wird der Schwur gesprochen: »Ich verpflichte mich, in Zukunft nur Yamaha zu kaufen, um nicht über den Tellerrand zu gucken. Bei Zuwiderhandlungen werden mir alle langweiligen Werksounds entzogen.«

So wird der Musiker an sein Instrument gebunden wie der Kehlkopferierte an seinen quäkenden, elektronischen Kehlkopfersatz. Man hat nichts mehr zu sagen, es soll nur noch klingen. Daher wird die Musikautomation in weitem Bereich zum Fluch der Anwender. Heimgeholt ins Reich der Produktfamilien, um den Schmerz der Innovationshetze nicht mehr zu spüren. Dabei werden solcherart Kastrierte noch verhöhnt (siehe Foto). Für intelligente Verkaufsmanager erscheint solcher Musiker wohl nur noch schlicht als doof. Und wenn dann noch die amerikanische Zeitschrift „Keyboards“ unter neuen Abonnenten einen Fairlight verlost, so muß das als ein Schlag ins Gesicht derer wirken, die sich mal gerade einen Akai-Sampler leisten können, der rauscht und langsam furchtbar langweilig wird ...

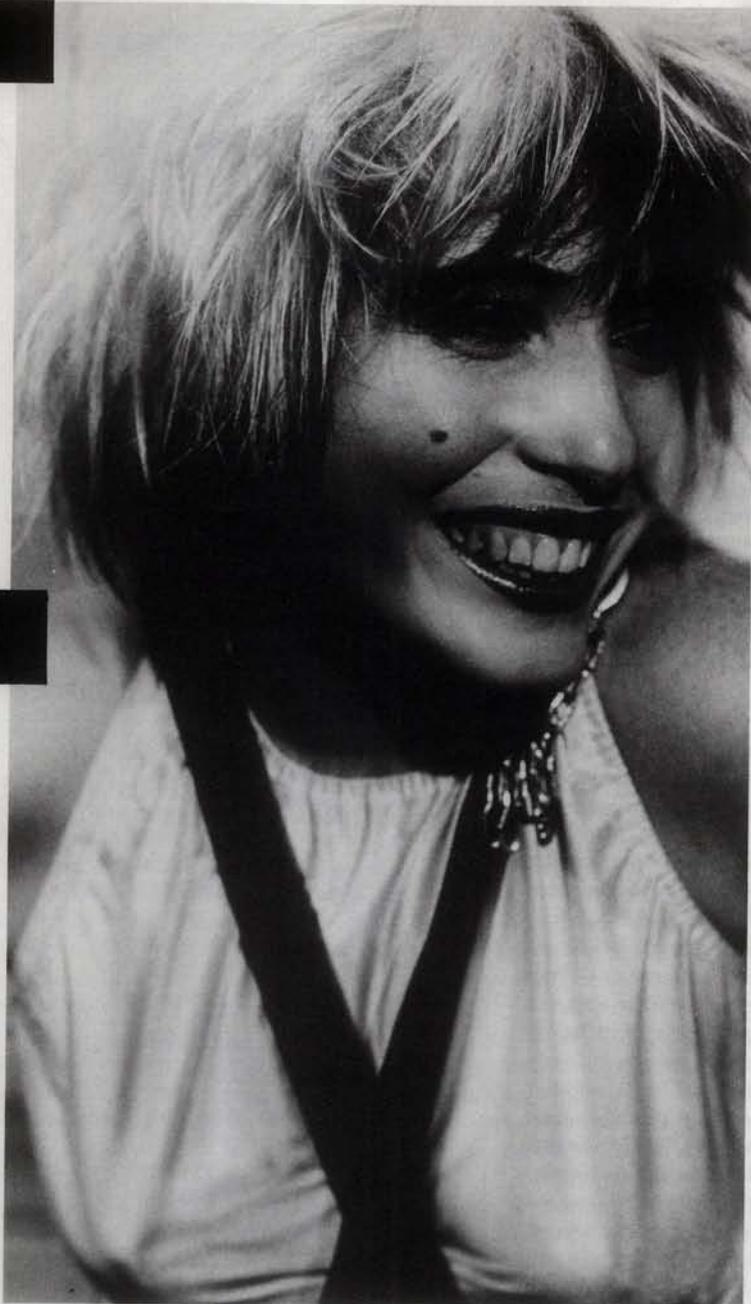
NIRTO K. FISCHER

LINE

THE
LINE
CHARTS
NO. 11

1. (4) Camper Van Beethoven III
CAMPER VAN BEETHOVEN
Full Blast 4.00279 (840.279)
2. neu Smoke Time
BLURT
Toeblock 4.00307 (840.307)
3. (7) Crazy Rhythms
THE FEELIES
Line 4.00168 (840.168)
4. (1) And Close As This
PETER HAMMILL
Date 4.00254 (840.254)
5. (11) Rooms Of The Magnificent
ED KUEPPER
Wired 4.00275 (840.275)
6. (2) Talking With The Taxman
BILLY BRAGG
Line 4.00237 (840.237)
7. (3) Let's Rock
COMMANDER CODY
Line 4.00277 (840.277)
8. (5) I Against I
BAD BRAINS
Instant 4.00231 (840.231)
9. neu Takes & Glories
SKY SAXON & SEEDS
Line 4.00291 (840.291)
10. (6) Stars & Hank Forever
RESIDENTS
Torso 4.00251 (840.251)
11. (10) No. 1 Record
BIG STAR
Line 4.00263 (840.263)
12. neu Cut & Run
THE IDLE STRAND
Blackberry 4.00243 (840.243)
13. (19) Bach's Bottom
ALEX CHILTON
Line 4.00091 (840.091)
14. (8) In The China Shop
MITCH RYDER
Line 4.00181 (840.181)
15. (9) Blood & Chocolate
ELVIS COSTELLO
Imp 4.00200 (840.200)
16. neu Desire
THE OH'S
Blackberry 4.00245 (840.245)
17. neu Night Of Living Dead Boys
THE DEAD BOYS
Line 4.00220 (840.220)
18. (14) I'm Sick Of You
IGGY & THE STOOGES
Line 4.00093 (840.093)
19. neu Odyshape
THE RAINCOATS
Femme 4.00292 (840.292)
20. (16) More Love Songs
LOUD. WAINWRIGHT III
Demon 4.00238 (840.238)

Unsere Platten gibt's überall im Fachhandel.
Wenn nicht, dann schreibt uns: Line Music
GmbH, Postfach 605220, 2 Hamburg 60.
Wir melden uns dann...



BRIX SMITH

Kotzen fürs Königreich

Sagt Brix: Wenn Leute über The Fall schreiben, schreiben sie meist mehr über sich, als über die Band. Ein schönes Kompliment (für Schreiber und Band!). Diesmal aber Brix-O-Ton über den besten Mann, die beste Band, den besten AIDS-Spot und das beste Hotel. Sekundiert von Alf Burchardt.

EIN JAHR LANG MUSSTE ICH mindestens einmal pro Woche kotzen.«

Die Umstellung auf das Leben in England, besonders auf das Essen, fiel der Kalifornierin Brix nicht leicht. Doch die Liebe zu Mark Smith half ihr über anfängliche Schwierigkeiten hinweg. Im April 1983 hatte Brix den Chef von The Fall bei einem Auftritt in Chicago kennengelernt und war ihm kurz darauf nach Europa gefolgt.

»Ich war damals neunzehn und hatte gerade die Schule abgeschlossen. Da mir Amerika zu dem Zeitpunkt ohnehin stank, fiel es mir nicht schwer, von dort wegzugehen.«

Mark und Brix besiegelten ihre gegenseitige Zuneigung bald durch eine Hochzeit. Von ihrer privaten Beziehung profitieren aber auch Außenstehende: Brix verhalf nicht nur The Fall zu neuem Glanz, sie läßt mit ihrer eigenen Band „The Adult Net“ auch die Herzen von Pop-Freunden höher schlagen.

»Adult Net? Ich dachte, wir wollten uns über The Fall unterhalten. Über The Adult Net gibt es noch gar nicht so viel zu erzählen. Das ist immer noch ein kleines Geheimnis.«

Vier Singles mit freundlichem, handgefertigt klingendem Pop scheinen ein ungeeigneter Weg, ein Geheimnis zu hüten. Dabei hätte vor allem die zweite Single „Edie“, ein Nachruf auf Edie Sedgwick, einer jeden Hitparade zur Zierde gereicht.

»Den Song mag ich auch sehr gern. Ich habe ihn geschrieben, als ich siebzehn war. Damals habe ich Edie angehimmelt. Sie hatte jede Menge Stil und schien mir die perfekte Verkörperung der Sechziger zu sein. Ihr Gesicht war wunderschön, doch gleichzeitig verbarg sich hinter dieser Fassade eine unendliche Traurigkeit. Wenn man siebzehn ist, dann findet man so etwas sehr faszinierend.«

Bewaffnet mit einer Paisley-Gitarre stellte Brix ihr Faible für die Sechziger schon auf dem Cover

ihrer ersten Single „Incense and Peppermints“ zur Schau.

»Es ist wahr, daß ich die Sixties liebe. Aus heutiger Sicht scheint es so, als hätte man sich damals nur wenig Sorgen über das Leben machen müssen. Gut, zum Ende des Jahrzehnts gab es Vietnam, doch der swingende Teil der Sechziger bestand offenbar nur aus Spaß und Parties. Das ist einfach beneidenswert, aber ich weiß, daß ich die Uhr nicht zurückstellen kann. In einigen deutschen Magazinen stand, ich wäre von den Sixties besessen. Das stimmt nicht. Guck mich an: Meine Klamotten stammen eindeutig aus den Achtzigern. Und die Paisley-Gitarre ist auch schon vor langer Zeit verschwunden. Die hatte ich nur für die erste Platte.«

Brix' Bild von den Sechzigern als einem rein goldenen Jahrzehnt wurde nicht zuletzt durch kleine Begebenheiten zerstört.

»Nach der Scheidung meiner Eltern lebte ich mal in Los Angeles

und mal in Chicago. Meine Mutter wohnte in Chicago. Dort hatte ich einen Freund, in dessen Apartment eines Abends eine Lesung von Allen Ginsberg stattfinden sollte. Wir haben die Wohnung einen Tag lang bunt angemalt, da wir das für sehr angesagt hielten. Nach der Lesung wurde dann eine Party gefeiert. Ginsberg war ständig auf der Jagd nach Jungen. Mit einem verschwand er dann in ein Schlafzimmer. Nach einiger Zeit kam er wieder heraus und schwenkte triumphierend eine Flasche, in der er das Sperma das Jungen gesammelt hatte. Ich fand das entsetzlich. Jeglicher Respekt, den ich vor ihm gehabt hatte, war dahin.

Die heutige Aids-Diskussion rückt diese Episode in ein noch unangenehmeres Licht. Kennst du meine liebste Anti-Aids-Reklame? Ein Mann liegt mit einer Frau im Bett. Auf dem Off fragt eine Stimme den Mann: 'Mit wem schläfst du heute nacht?' Der Mann, Rücken zur Kamera, dreht sich um und antwortet: 'Ich weiß es nicht.' Nächste Sze-





Mark E. Smith

Foto: Petra Gall

ne: selber Mann, andere Frau. Die Stimme fragt wieder: 'Mit wem schläfst du heute nacht?' Der Mann dreht sich um und antwortet: 'Ich weiß es nicht.' Das wiederholt sich ein paar Male. Dann fragt die Stimme: 'Mit wem hat sie letzte Nacht geschlafen?' Der Mann antwortet: 'Ich weiß es nicht.' In der letzten Szene liegt der Mann schwer krank in einem Bett und fragt einen neben ihm stehenden Arzt: 'Doktor, können Sie mir helfen?' Der Arzt dreht sich um und antwortet: 'Ich weiß es nicht.'

Baß: Ottersley Kipling, „Der Golem of Romford“. Schlagzeug: „Mask“ Aiechmann. Die Besetzungsliste von The Adult Net weist obskure Namen auf.

»Selbstverständlich dachten alle Leute, The Adult Net wären Fall-Musiker unter Pseudonymen. Damit lagen sie falsch. Die Band besteht nur aus zwei Personen, nämlich aus Simon Rogers und mir. Simon war auch einmal bei The Fall, jetzt hat er eine eigene Gruppe, mit der er bolivianische Folk-Musik spielt. Er hat eine klassische Gitarrenausbildung und kann daher auf diesem Instrument fast alles. Zudem versteht er viel von Computern.

Was möchtest du noch über The Adult Net wissen? Soll ich dir von dem Film erzählen, in dem ich gerade mitgespielt habe? Er wurde in Los Angeles gedreht und heißt 'Daddy'. Bei seiner ersten Ausstrahlung wird er rund vierzig Millionen Fernsehzuschauer erreichen. Für den Soundtrack wurden zwei Nummern von The Adult Net ausgewählt. Irgendjemand kam dann auf die Idee, daß es ganz nett wäre, wenn man die Band auch sehen würde. Also flog man mich nach Los Angeles. Da es sich um Playback-Aufnahmen handelte, telefonierte ich meine besten Freunde aus Amerika zusammen, die dann Instrumente in die Hand gedrückt bekamen. Die ganze Sache

war ein großer Spaß. Ich hatte ein Mini-Kleid an, das Twiggy 1965 trug. Leider durfte ich es nicht behalten.«

Nach Platten und Filmaufnahmen hält Brix heute selbst Live-Auftritte ihrer Band nicht mehr für ausgeschlossen. Ihr einstiges Hobby hat sich zu einer zeitraubenden Nebenbeschäftigung entwickelt.

»Eigentlich sollten The Adult Net der Versuch sein, einmal etwas eigenes auf die Beine zu stellen. Es war zunächst nur Urlaub von The Fall. Die Reaktionen auf die erste Single aber waren so überwältigend, daß ich beschloß, diese Band ernsthafter zu betreiben.

Manchmal droht mir alles über den Kopf zu wachsen. Die geschäftlichen Dinge können einem sehr viel Elan nehmen. Zumindest ich bin für so etwas nicht geboren. Besonders nervtötend ist die Suche nach einem optimalen Plattenvertrag. Ich möchte alle diese Probleme ausgeräumt haben, bevor es richtig losgeht.

Eines aber steht fest: So viel Erfolg The Adult Net möglicherweise auch haben werden, The Fall werde ich nie verlassen. Ich liebe diese Band. Für mich ist es die beste der Welt. Und die Arbeit mit The Fall ist für mich sowohl als Autorin als auch als Musikerin äußerst stimulierend. Die anderen Musiker sind einfach fantastisch. Und Mark ist ein Genie.«

Als Brix zur Band stieß, bediente sie zunächst nur das Licht.

»Ich hätte nie im Traum daran gedacht, mit The Fall einmal auf einer Bühne zu stehen. Das war auch nie geplant. Bei meinem Umzug nach England hatte ich zwar meine Gitarren mitgenommen, ich schrieb auch weiterhin Songs, doch glaubte ich nicht, sie je zu brauchen. Mark ermunterte mich stets, es mit einer Solo-Karriere zu versuchen. Er wollte mich dann produzieren. Aber ich habe mich darum zunächst überhaupt nicht gekümmert. Ich mag es

BRIX

Ich mag es heute kaum sagen, aber damals reichte es mir, Ehefrau zu sein und mich um meinen Mann zu kümmern.

heute kaum sagen, doch damals reichte es mir, Ehefrau zu sein und mich um meinen Mann zu kümmern.

Dann waren The Fall bei den Aufnahmen zur LP 'Perverted By Language'. Sie hatten nicht genug Material. Mark fragte, ob sie einen meiner Songs benutzen dürften. Ich hatte natürlich nichts dagegen einzuwenden. Dann fragte er, ob ich die Nummer auch spielen wollte. Da war ich völlig begeistert. Schließlich sollte ich sie auch noch singen. Ich hatte zuvor noch nie eine Platte besungen, wollte es aber wenigstens einmal versuchen. Der Produzent Steve Parker glaubte, wir würden die Nummer ohnehin nicht verwenden und machte lediglich ein Demo. Das gelangte dann schließlich auf das Album. Ich war zunächst entsetzt, doch als die Fans mit begeistertsten Briefen reagierten, begann ich mich an die Aufnahme zu gewöhnen.«

Mit „Hotel Bloedel“, dem besagten Song, verarbeitete Brix unvergessliche Eindrücke ihrer ersten Deutschland-Reise.

»Kurz nachdem ich Mark kennengelernt hatte, begleitete ich The Fall auf einer Deutschland-Tour. In Nürnberg sollten wir im 'Hotel Bloedel' übernachten. Wir kamen erst sehr spät dort an, und es dauerte lange, bis uns endlich jemand aufmachte. Ich ging dann erst einmal in den Duschaum. Als ich den Vorhang zurückzog, sah ich viele aufgereichte Stiefel. Ich verzichtete auf das Duschen, und wir legten uns schlafen. Mark hatte den schlimmsten Alptraum seines Lebens. Mitten in der Nacht wurden wir dann wach. Im Zimmer stank es sonderbar. Wir zündeten unsere sämtlichen Zigaretten an und verteilten sie im Raum, um den Gestank zu bekämpfen. Dann ertönten Schreie. Sie klangen nach Todesangst. Ich wurde fast wahnsinnig und wollte sofort abreißen. Als wir dann aus dem Fenster

sahen, ging dort ein Mann mit zwei Eimern voller Blut vorbei. Es stellte sich heraus, daß 'Hotel Bloedel' eine Pension mit Schlachtereier war.«

Brix ist es fast unangenehm, diese Geschichte zu erzählen. Heute tourt sie bevorzugt durch dieses Land. Und das nicht nur, weil The Fall im Februar sardische selbst aufgestellten Hallenkorde brachen.

»Die Deutschen scheinen unsere Musik wirklich zu mögen. Sie hören konzentriert zu, haben aber auch ihren Spaß.«

In der Februar-Ausgabe des SPEX übersieht Brix höflich die Peinlichkeit, daß sich im Poll eine unsägliche Kapelle wie The Smiths vor The Fall plazieren konnte. Statt dessen lobt sie die Rezension von „Hey! Luciani“, dem ersten Theaterstück ihres Mannes.

»Der Autor hat von dem Stück mehr verstanden als viele englische Kritiker. Die meisten Leute, die das Schauspiel verrissen haben, waren Rockschreiber. Sie waren mit der Bewertung eines Theaterstückes einfach überfordert. Was aber in 'Spex' stand, war sehr fair. 'Hey! Luciani' hatte vielleicht inhaltlich ein paar Schwachstellen, doch das machte nicht viel, denn es wurde sehr viel für das Auge geboten.

Mir hat das Theaterspielen sehr viel Spaß gemacht. Es war gegenüber dem Auftritt mit einer Band eine große Umstellung. Vor einem Konzert sammelst du deine ganze Energie und läßt sie dann eine Stunde lang ab. Bei der Schauspielerei kommst du nur kurz auf die Bühne, spielst deinen Part und gehst dann wieder. Dann kehrst du zurück, verschwindet wieder. In der Pause weißt du dann überhaupt nicht mehr, was du machen sollst. Ich habe Kette geraucht.«

Nach der Doppelrolle als israelitisches Kommando und als Teufel gilt Brix' ganze Aufmerksamkeit jetzt aber wieder der Musik. Sie hat sich viel vorgenommen.

»Ich glaube, daß die Hitparaden einen kräftigen Tritt in den Hintern benötigen, und ich habe genug Energie, um ihnen den zu verpassen. Sicherlich muß ich als Songschreiberin, Gitarristin und vor allem als Sängerin noch viel lernen. Doch ich bin zuversichtlich, schließlich bin ich noch jung.

Mit The Adult Net möchte ich keine schrägen Sachen machen, sondern puren Pop. Dabei will ich zwar unabhängig bleiben, aber in kommerzielles Territorium vorstoßen. Ich versuche den kalifornischen Sound mit dem Liverpooler zu verbinden. Deshalb arbeite ich jetzt auch mit einem Produzenten aus Liverpool zusammen.«

Aktuelles Resultat dieser Zusammenarbeit ist die Adult-Net-LP „Spin This Web“, ungehörte eine der Platten des Jahres. Brix – ein Popstar für die späten Achtziger? Der Pop-Welt kann kaum etwas Besseres passieren. ●

Nackenhaare aufrichten, für einen guten Zweck

Der Mann mit den unwitzigen Pseudonymen im Gespräch mit dem Mann, der die Schweine seiner Grotesken so unwitzig findet, daß er sie nur als „lachhaft“ beknarzen kann, über Verehrung, Beleidigung, Verschwörung und Liebe, die Zutaten des vorbildlichen Popsongs/ (Lebens?).

**M I C R O
D I S N E Y**



WER IST DER FEIND, who is the enemy, who is the enemy?« brüllt Cathal Coughlan, Microdisney-Sänger, bullig und geduckt und aus der Hüfte ins weite Rund des Londoner „Astoria“.

Unter den Fans, gebannt auf die Antwort wartend, denn diese Frage hat mich schon immer interessiert, ich. Mit meiner neuen Brille, die es mir erlaubt, noch aus der letzten Reihe jede Facette des Geschehens auf der Bühne zu kontrollieren. Mit einem Bier in der Hand, das es mir unmöglich macht, jede Facette des Geschehens auf der Bühne zu kontrollieren, aber gute Laune macht.

»The enemy is your lover!!«

Nun haben Microdisney einen vielbeachteten AIDS-Song („Rack“) gemacht, und über diesen ließe sich vielleicht eine Situation konstruieren, die die/den Geliebte(n) zum Feind werden läßt. Aber sonst? Was gibt es schöneres als die Liebe zwischen zwei gesunden Menschen?

»Liebe macht Menschen zu Monstern«, sagt er einen Tag später, »dann, wenn sie einen Menschen zurückgewinnen wollen oder loswerden. Obwohl ich eigentlich nicht der Typ bin, der so was macht, ich gebe immer ganz einfach auf.«

Ja, und ist nicht der Feind, den man sich macht, sich aufbaut als die Instanz, die man immer kontrolliert und von der man immer kontrolliert wird (werden will), sowieso die/der Geliebte? Wie zum Beispiel Gott, den man ja auch den Lieben nennt.

Ein interessanter Gedanke, findet Cathal, denn er ist aus Irland, aber dort weggegangen, denn es sei ein furchtbarer Teil der Welt, und außerdem konnten Microdisney dort keine Platten machen. In England gibt es inzwischen dreieinhalb LPs von ihnen, die ersten zweieinhalb auf Rough Trade, die neue auf Virgin, die

mir, wie ich in der letzten Nummer unter einem meiner leicht zu entschlüsselnden, unwitzigen Pseudonyme kundtat, ausnehmend gut gefiel.

Als ich ihn in seinem kleinen Microdisney-Office, nein, nicht vorfinde, als ich vielmehr in seinem kleinen Microdisney-Office vorstellig werde, steht er noch einem schwedischen Reporter zur Verfügung, man spricht über das seltsame Liebesleben seiner Nachbarin.

»Wir müssen uns da was einfallen lassen, wir können nicht immer langsamer werden.«

»Am Anfang war das noch in Ordnung oder ganz lustig, als so komische Laute von oben kamen, aber nach einiger Zeit hältst du das nicht mehr aus, Abend für Abend die Stöhnummer, bis nachts um fünf, die Frau ist unersättlich. Früher hab' ich laut Swans-Platten gespielt, dann habe ich buchstäblich die Boxen an der Zimmerdecke befestigt und ihr die Swans ins Schlafzimmer gepustet, das hat auch anfangs geholfen, dann wurde sie dagegen resistent. Jetzt habe ich mir eine amerikanische Aufklärungsplatte gekauft. Da erzählt eine liebe alte Dame, langsam und betulich, wie der Geschlechtsverkehr funktioniert. Wenn es wieder losgeht, spiele ich ihr diese Platte vor, aber die Wirkung dauert immer nur einen Tag, vor einer Woche hab' ich es mit Mantronix versucht, dann war die Tour, und ich war weg, aber meine Freundin sagt, der Sex sei wieder sehr gut gewesen, letzte Woche.«

Seltsam, daß gerade Swans und Mantronix gegen Geschlechtsver-

kehrbelästigung zum Einsatz kommen, beim Kopf einer Gruppe, deren um gediegenes Songwriting geht. Wie ist sein Verhältnis zu dieser anderen Sorte Musik, Wall of Sound statt Linien und Zeichnungen?

Ja, Swans und Mantronix als zwei Exponenten seien durchaus gut, ansonsten verfolge er andere Absichten. Aber diese beiden und Janet Jackson seien seine letzten drei LPs gewesen. Den Vergleich mit Steely Dan läßt er gelten, man habe ja auch mit Absicht einen amerikanischen Produzenten gesucht und in Lenny Kaye gefunden, weil man keinen britischen Pop-Sound haben wollte. Allerdings kündigte er Steely Dan nach „Aja“ die Freundschaft, das sei dann eben nur noch „Musik als schöne Texturen, Gewebe“, und außerdem seien Becker und Fagen ganz normale Amerikaner, Spießler, Leute, mit denen er nichts zu tun haben wollte.

Aber die Innovation – Pop-Songs nicht mehr als Bekenntnisse eines Ichs, sondern als romanhaft-geschichtete-fragil-gewobene Stories zu erzählen, das ist doch etwas, wofür man und speziell Microdisney Steely Dan und im übrigen natürlich auch der Country-Musik dankbar sein müssen...

»Gewiß, gewiß.« Sein Lieblingscountry-sänger, ein gewisser Terry Adam (oder Allen?), habe da z. B. diesen Text geschrieben, den er immer vorbildlich fand, wo der Ich-Erzähler von einem grantigen Jesus überfallen wird, der ihm androht, ihn umzubringen, damit er Jesus mitnehmen kann zum Himmel, wo er ein paar Dinge in Ordnung bringen müßte. Things in Jerusalem are real bad/Give me a ride to heaven, Boy, I wanna talk to my Dad...

»Oder Gram Parsons in seiner 'Grievous-Angel'-Phase. Der späte Gram Parsons hat wahrscheinlich

die schönsten Texte geschrieben, die je geschrieben wurden... Ich meine Country, Soul – was sonst soll man machen, Chansons höchstens, Jacques Brel...«

Beatles?

»Beatles ist für mich bestes Handwerk, total perfekt...«

Sind Microdisney nicht auch Perfektionisten des Songwriting, mit einem Kinderfreunde-Duo, Cathal/Sean O'Hagan im Zentrum?

»Schön, wenn es so klingt, aber Perfektion ist nicht mein Ziel, ich möcht', daß sich den Zuhörern die Nackenhaare aufrichten. Ich möchte exakt den Effekt, der entstand, als ich das erste Mal 'Music For A New Society' von John Cale hörte.«

Tatsächlich erinnert dein Singen gelegentlich an Cale, die ganze Platte an Cales erste Solo-LP, den Dark-Country-Heuler „Vintage Violence“.

»Oh, ja, er ist sicherlich einer meiner größten Favoriten, seine Solo-Arbeiten schätze ich weit mehr als alles, was Velvet Underground je gemacht haben, aber er ist so unbeständig, es gibt auch Sachen von ihm, die purer Dreck sind... Dieses 'Ready For War' z. B., das ewig dauert, wie Little Feat für arme Leute...«

Aber wenn er es spielt, wird er zu Dennis Hopper...

»Gewiß, die beiden haben sowie-so viel gemeinsam, gerade auch ihre Unbeständigkeit. Ich habe hier gerade eine Retrospektive mit seinen eigenen Filmen gesehen, völlig wahnsinnige Meisterwerke. Hopper als Vietnam-Veteran, der nicht begriffen hat, daß der Krieg vorbei ist, und mit einem Sarg voller Sprengstoff durch die Lande zieht...«

Coughlan ist nicht nur ein überaus geschmackvoller Kenner aller meiner Lieblingsplatten, er ist auch ein zorniger, nicht mehr ganz junger Mann, er kann lange über morali-

sche Verworfenheit zürnen, er ist einer von denen, die an einem bestimmten Punkt nur noch beleidigen wollen, die ihre Wut kriegen. Kritiker haben ihm vorgehalten, daß er einen LP-Titel wie „We Hate You South African Bastards“ (Microdisney-Retrospektive auf Rough Trade) bei Virgin nicht mehr durchbekommen werde, er stimmt zu, meint aber, Plattenfirmen seien Plattenfirmen, und in diesem Spannungsfeld aus Komplexität und simplen, bulligen Zorn (das Cathal auf der Bühne so anrührend abschreitete: so zusammengezogen, unwohl, angetrunken, bewegt und schlau) ergäben sich mit der Zeit neue Synthesen des gerechten Zorns. „A Crooked Mile“ ist voll von Abrechnungen, kleinen Grotesken über Generäle, Politiker, Schweine in Medien. Gehalten in dem Ton, in den einer verfällt, der sich schon sehr lange über die gleichen Dinge aufregt, aber nur deswegen nicht aufhören will, und so nur noch ein knarziges »Ist doch lachhaft, ist doch ein Witz« am Ende einer langen Rede knurrt: »Ein Witz, das Ganze.« (England zum Beispiel, das sich nicht entscheiden könne, endlich das 20. Jahrhundert als Tatsache zu akzeptieren, hinter dem Lebensstil des 21. herrenne, sich in bizarren Anachronismen ergehe, seine Widersprüche nicht einmal ansehen könne. Ein Land, über das ein Fluch kommen wird oder längst gekommen ist...) Oft antwortet Cathal auf die Frage, warum er dies oder jenes gesagt hat/geschrieben hat: »Ach, das war nur eine Beleidigung!«

Aber dann die langen Gespräche über Randy Newman/Harry Nilsson/Van Dyke Parks und die drei verschiedenen Versionen von „Vine Street“.

Die Sprechweise der moralistischen Groteske, in die Microdisney auf ihrer neuen LP mehr und mehr geraten, korrespondiert mit den zunehmend langsameren Tempi (»Wir müssen uns da was einfallen lassen, wir können nicht immer langsamer werden.«); eine Geschichte über Medienschweine, die sich an AIDS aufgeilen, die über das, was Billy Bragg-Fans dazu wissen, denken, empfinden, hinausgehen soll, kommt nicht ohne diese Verzögerungen im Vortrag, die die Bizarren im Text unterstützen müssen, aus. (Ich hass' es, Songs mechanistisch zu betrachten, aber hier muß es sein. Warum?)

Cathal kennt eine Menge Verschwörungsgeschichten zum Thema AIDS, solche, die nur grobe Fahrlässigkeiten in den amerikanischen Labors, die mit den ersten AIDS-Opfern zu tun hatten, aufspüren, bis hin zu den Geschichten, die ihm sein Bruder, der Arzt ist, erzählt hat und die von Vorsatz ausgehen. Von John Cale, ausgerechnet, von dem man weiß, daß er sein ganzes Geld für den Ankauf von CIA-Geheimnissen ausgibt, kennt er über einen ge-

meinsamen Freund die Geschichte von der Klinik in Miami, die über Cuba Leichen ankauft, für medizinische Zwecke.

»Meistens kamen sie aus Brasilien, wo sie immer, wenn sie eine Autobahn ausbauen oder so was, ganze Indianerstämme abschlachten. Einer dieser Stämme hatte AIDS, und in Miami gab es einen Mann, der Leichen fickte.«

Eine echte John-Cale-Geschichte. Was passiert eigentlich, wenn Microdisney wirklich erfolgreich werden, sind sie für den Job Popstar gerüstet? (Ich hatte an diesem Nachmittag ein sonniges Gemüt.)

»Ich habe die Boxen an der Zimmerdecke befestigt und ihr die Swans buchstäblich ins Schlafzimmer gepustet.«

»Ein notwendiges Übel, das man akzeptieren müßte. Nichts ist so idiotisch wie diese Vorstellung, man könne die Subversion der Charts betreiben, die vor ein paar Jahren mal aktuell war. ABC und Scritti waren gar nicht so falsch, aber was dann kam, Eurythmics und Duran Duran...«

So groß ist die Gefahr denn auch nicht, schließlich neigen Microdisney zu Eskapaden, zu Spielereien und gehen gerne in Pubs. Die Zeile »I feel like Alan Vega because Dream, Baby, Dream« wird, wie so vieles, jeden Abend anders gesungen, ich bekam die Version »I feel like Aleister Crowley because Do What Thou Whilt« mit. Als Intro zu „Town To Town“, dem Vielleicht-Hit, spielen sie das Thema einer australischen Kult-TV-Serie (»nachmittags im Fernsehen und daher nur von komischen Leuten wie uns gesehen«) und widmen es Nick Cave (»Die Coverversion fand ich 'clumsy', aber die andere Platte ist sehr gut«). Als Zugabe eine reaktionäre Merle-Haggard-Nummer. Lange Zeit war Mark E. Smith Cathals Vorbild in vielen Dingen, aber seit der neulich gemein zu ihm war, geht er auf Distanz: »Das vergesse ich ihm nicht. Und seine Oper war nun wirklich scheiße.«

Heute sind Microdisney mit ihrer Vorstellung vom linken, hochwertigen, sarkastischen und soulful-rührenden, anderen Pop-Song (amerikanisch, um nicht britisch zu sein) ziemlich allein. Konnte ein Lenny Kaye sie überhaupt verstehen?

Achtung! Meine Freunde und ich werden sich bei diesem Artikel gefährlich wohlfühlen. Van Dyke Parks und John Cale werden wiederholt erwähnt. Das wird aufhören. Das nächste Mal sprechen wir Age Of Chance!

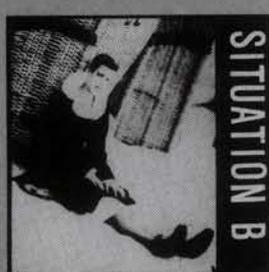
»Wir sind öfters mal trinken gegangen. Das heißt, eigentlich haßt er es, trinken zu gehen, weil er ein Hippie ist, trinkt nicht, verstehst du, wie alle Hippies. Aber wir sind dann schön essen gegangen, und es gab Wein und gute Laune, und anschließend ging es in die irischen Pubs in Kentish Town. Einmal war ich so betrunken, daß ich den Weg nach Hause nicht fand, obwohl ich ihn schon hundertmal gegangen bin. Ein anderes Mal waren wir in diesem wirklich üblen Laden, wo das letzte gestrandete Pack rumhing, alt und versoffen, und diese blöde Band aus alten Männern schrammte irgendwas, und irgendwann sind wir mit Lenny auf die Bühne gegangen... ja, er hat uns schon verstanden.«

Okay. Während wir uns noch ein wenig über B. J. Cole unterhalten, seit zwei Jahrzehnten der britische Steelgitarrist und jetzt auch bei Microdisney, schweifen meine Gedanken zurück zum Anfang dieser Geschichte (müssen sie ja auch, ist schließlich ihr Beruf) und bilden folgende kleine banale, bärtige Assoziationskette: Ich habe neulich einen Artikel über die Intimitätsdebatte geschrieben, den ich dann wieder zurückgezogen habe/Von wegen „Tyrannie der Intimität“ (Richard Sennet)/Manfred Hermes gegen Lindenstraße (ebenfalls unveröffentlicht)/Mein alter Herzenswunsch, bei Beimers in den Keller ziehen zu dürfen/Warum Liebeslieder immer wie Reden des Großen Bruders klingen („Every step you make, I'll be watching you“)/Warum Liebende immer zu recht Paranoia haben, aber immer die falsche (neulich lief wieder „Lolita“ im Fernsehen)/Strindberg/Warum Freunde eben immer die sind, die sich von hinten anschleichen/Valerys Satz von dem „Größenwahn“, den immer ein „Verfolgungswahn durchkreuzt“. Und schließlich die faule, banale, richtige Lösung. Wenn man überhaupt denkt, kommt man immer zu dem Punkt, wo man die Gegensätze identifiziert und, für einen Moment, ganz zu recht sagt: Kunst ist Wissenschaft. Aber falsch. Wenn Worte Freunde sind, und dazu muß man sie machen, sagen sie dir auch korrekt, was los ist: Kunst ist Kunst, Wissenschaft ist Wissenschaft. Lover is Lover. Enemy is enemy.

Aber durch das andere müssen wir eben immer wieder durch. Die korrekte Paranoia, die notwendig irrt, aber notwendig korrekt ist. Fear is a man's best friend. (Der Sack kann nicht aufhören, von John Cale zu reden.) Aber: You know more than I know.



THE TRUFFAUTS
LP EFA 05408



SITUATION B
Single EFA 05407



Kennedy Space Center
28. Jan. 1986.
Das Space Shuttle explodiert kurz nach dem Start.



THE TUNDRA TALK
Single EFA 05422

Concert-Package
THE TRUFFAUTS & SITUATION B
Special Guest: **THE TUNDRA TALK**
25. 4. Nürnberg, Satzinger
26. 4. München, Alabama
14. 5. Frankfurt, Batschkapp



Sputnik Music

SPUTNIK MUSIK, - J. P. Steinmetz
Hochstr. 40, D-8500 Nürnberg 80
Telefon: 0911/289833

im Vertrieb der EFA Medien GmbH

WE TRUST IN GOOD OLD TECHNIQUES!

»Du willst doch wohl nicht Sigmund Freud covern?«

PAUL

SIMON

»These are the days
of miracles and wonders«.

So. Jetzt ist sie raus. Die Quälzeile, die wir bis
zu dreimal täglich in unserem Stamm-Café
hören müssen. Andreas Banaski verkehrt
nicht in solchen Cafés, daher konnte er sich
unvoreingenommen mit dem Mann
auseinandersetzen, der Brücken über
unruhiges Wasser baute, bis nach Kapstadt.

**Tränen lügen nicht,
aber der ANC auch nicht.**

»Ich lege keinen Wert darauf, beliebt zu sein, denn wer ist heutzutage nicht alles beliebt.« (Siegfried Lowitz)

NELSON MANDELA ZUM Beispiel. Nun, nichts gegen den. Wahrscheinlich ein ehrenhafter Mann, fürsorgender Familienvater und so. Nur weiß inzwischen wohl keine Sau mehr so richtig, wofür der eigentlich steht, außer, daß es den Leuten irgendwie besser gehen solle. Und darauf können sich mal wieder alle einigen. Und so kann ja jeder, aber unterschiedslos auch wirklich jeder (bis auf die Christlich-Bayerische Volkspartei), angefangen von Volker Rühle, dem außenpolitischen Sprecher der Union, bis zu dem angegristen Menschenschlag „ewiger Sozialarbeiter“, der hier zu Dreivierteln das Paul-Simon-Konzert bevölkert (Durchschnittsalter: 35) und sein soziales Engagement mittlerweile genauso ungeniert als Lifestyle mit sich herumträgt wie das restliche Viertel, die Popper-Kids, ihre Hohlköpfigkeit, durch bloßes Dahinmurmeln der magischen Formel „Free Nelson Mandela“ (hier gesungen von Hugh Masekela) als guter Mensch gelten. Und johlen und schunkeln und sich in aller Sorglosigkeit (denn die Broschüre zum südafrikanischen Widerstand ist pflichtschuldig im Foyer gekauft) den flotten Rhythmen hingeben, die ja, so hab ich mir sagen lassen, in notorisch geschmäcklerischen Popper-Bistros den Dauer-Lifestyle-Soundtrack Grace Jones abgelöst haben. Plötzlich also ist dieses verschnarcht pummelige Mauerblümchen Paul Simon, das unbeholfen verklemmt und immer ein bißchen zu lang im Scheinwerferlicht über die Bühne tapst, während die Laserlichtschau wie wild rotiert, und das die smart zähnebleckenden und gelangweilt entspannten Schwarzen aus Südafrika mit ihrem nachlässigen Jive natürlich glatt an die Wand heizen, semi-hip. Nämlich für all jene, denen McLarens „Soweto“ oder die Talking Heads (Simon: »Remain In Light‘ ist mein Lieblings-Talking-Heads-Album. Und ‘My Life In The Bush Of Ghosts‘ finde ich auch toll.«) nun vielleicht doch zu schneidig waren (gibt’s das?). Und das können Semi-Hipster wie Jerry Dammers natürlich nicht auf sich sitzen lassen. Und stänkern wochenlang im NME gegen Simon an: »Er hilft vielleicht 30 Leuten (den südafrikanischen Musikern in Johannesburg, denen Simon den US-Spitzenlohn für Sessionmusiker zahlte), aber er schadet Millionen, indem er die Sanktionen unterläuft.« Der ghanaische UN-Botschafter James Victor Gbeho: »Wenn jeder nach Südafrika ginge mit dem Argument, das helfe der schwarzen Bevölkerung, könnten wir den Boykott (seit 1960 empfiehlt das UN-Komitee gegen Apartheid den Boykott von südafrikanischen Gütern, seit 1980 den Abbruch aller, auch

kultureller Beziehungen) gleich vergessen. Mr. Simon lebt in einer Traumwelt, wenn er glaubt, das rassistische Regime würde seine Aufnahmen nicht propagandistisch ausnutzen.« Inzwischen spielte der staatliche südafrikanische Rundfunk Simons Platte als Beweis für friedliche Rassen-Koexistenz im Apartheid-System. „Graceland“ wurde Nr. 1 in Südafrika, verkaufte weltweit über 4 Millionen, und der ANC (African National Congress) und das UN-Komitee legten nahe, mit diesem Unsinn doch besser Schluß zu machen, »Südafrika mit keinem Pfennig mehr die Taschen zu füllen« (Simon machte nicht von seinem Vertragsrecht Gebrauch, den Verkauf der Platte in Südafrika zu verbieten: »Südafrikanische Musiker spielen auf der Platte. Warum sollen sie sie nicht kaufen können?«), und setzten Simon auf die seit 1983 bestehende schwarze Liste der Boykott-Boykotteure, zu solchen Sun City Acts wie Frank Sinatra, Ray Charles und Linda Ronstadt (Simon: »Linda ist eine alte Freundin von mir. Jemand muß sie in Sachen Sun City falsch beraten haben. Sicher wußte sie nicht genau, was das ist. Sie ist ja selbst Demokratin.«). Und Simon? Der quengelte erst mal, das Millionen-Dollar-Angebot, in Sun City zu spielen, abgelehnt zu haben, zu einer Zeit, als sich keines seiner Alben weniger als 500.000mal verkaufte (alle zusammen: über 40 Millionen, allein „Bridge Over Troubled Water“ 13 Millionen) und er für jedes anderthalb Dollar kassierte. Ansonsten blickte er seinen traurigen Hundeblick: »Diese Vorwürfe sind schlichtweg dumm.« Man solle doch die Neger nicht doppelt leiden lassen: unter der Apartheid und darunter, keine Platte mit dem Mann, der „Bridge Over...“ schrieb (so wurde er den Schwarzen in einem Soweto-Supermarkt vorgestellt), machen zu dürfen. Dazu erzählte er Frontkämpfergeschichten: »Vor dem Ausbruch der Straßenschlachten herrschte eine trügerische Stille vor dem Sturm, denn unter der Oberfläche brodelte es. Wegen der nächtlichen Ausgangssperre wurden die Musiker jeden Abend um 6 oder 7 Uhr ziemlich unruhig und unkonzentriert. Das hat die Aufnahmen natürlich behindert.« Und überhaupt habe er ja verdiente Neger und Menschenrechtler wie Quincy Jones und Harry Belafonte gefragt, Miriam Makeba und den kühl und wunderbar weich trompetenden Frontstaaten-Aktivisten Hugh Masekela engagiert und Ladysmith Black Mambazo (die man im Konzert irgendwie als Voodoo-Mischung aus Flying Pickets und Gottlieb Wendehals erlebt) einen Plattenvertrag besorgt (alle zusammen dürfen deshalb als Zugabe noch „Amazing Grace“ (!) und die afrikanische Hymne (?) singen). Und obwohl er natürlich Recht habe, unabhängiger Künstler, der er ist,

und sich nichts sagen lasse, will er nicht so sein und »im Sinne des UN-Kultur-Boykotts für das Ende des Apartheid-Regimes arbeiten«. Der ANC habe ihm, nach Vermittlung durch Harry Belafonte, dazu inzwischen seinen Segen gegeben, sagt PS. ANC: »Lüge!«

Warum jetzt aber immer Paul Simon, der so in die Bredouille geraten muß, daß jeder meint, auf ihm rumtrampeln zu können? »Es lebt sich nicht sehr einfach mit mir,« sagte er lakonisch, als, nachdem sie sich jahrelang küßten und schlugen und dann doch endlich heirateten, seine dreiwöchige Ehe mit Debbie Reynolds/Eddie Fisher-Tochter und Star-Wars-Prinzessin Leia Carrie Fisher (genau die Art Niedlichkeit, die die Welt eigentlich für jemanden wie Paul Simon bereithält) in die Brüche ging. Dann kam’s dick. Zuerst der Reichtum und die Schuldkomplexe, die ihn zum Psychiater trieben (Trost: »Ich habe wenigstens keinen ausgebeutet.«), dann New Wave und sein Film „One-Trick Pony“ darüber. Der wartoll. Ein einziges weinerliches Gesülze darüber, daß eine New Wave Band (oder was er dafür hielt: B52s) ihm den Schneid abkauft und er sich deshalb mit einem korrupten, arglistigen Großproduzenten (Lou Reed!) rumschlagen muß. Hinreichend legitimiert für diese Tour de Force hatte er sich in „Stadtneurotiker“, in dem er Woody Allen die Freundin wegschnappte, wenn er auch mit seinem lebenslangen Handicap, nicht JÜDISCH zu sein, zu kämpfen hatte. »Mein Vater war Studiomusiker, Bassist, bis ihm das zu langweilig wurde und er in seinen Vierzigern den Doktor der Erziehungswissenschaften machte. Seine Karriere könnte meinem Leben nicht angemessener sein.« Denn wenn man so ausschaut wie Paul Simon, nämlich wie Wolfram Wuttke, dazu dieser Haarschnitt (»An Police mag ich nicht, wie dominant das Modische bei ihnen ist. Zuviel Haarschnitt.«), der einen Coiffeur-Experten wie Timo Blunk schon fragen läßt: »Wo läßt der Mann arbeiten? Der müßte doch schon Vollglatze haben«, dann kann Nicht-JÜDISCH-Sein, den Tod bedeuten. Oder man dreht eben auch Pseudo-Surrealismus-Kunstkacke-Videos à la Peter Gabriel/David Byrne, spielt mit Randy Newman das selbstironische (?) „The Blues“ und holt sich Chevy Chase (für das smarte, wirklich smarte Doppelt- und Dreifach-Selbsterkenntnis-Video „You can call me Al“). All das, nachdem Simon noch mal zum Psychiater rannte. Simon: »Mein Problem ist, daß ich keinen Unterschied darin sehe, ob ich schreibe oder nicht.« Psychiater: »Glauben Sie, daß ‘Onkel Tom’s Hütte’ für die Leute diesen Unterschied ausgemacht hat?« Simon: »Ja.« Psychiater: »Ich denke, ‘Bridge Over Troubled Water’ hat das gleiche geleistet. Und deshalb möchte ich gerne mit ihnen

arbeiten. Sie rühren die Menschen.« Heul, schluchz. »Ich schäme mich zu bekennen, daß ich selbst in Tränen ausgebrochen bin, als ich zum ersten Mal die Zeile ‘Like a bridge over troubled water, I will lay me down’ gesungen habe.« Dafür mag er jetzt Jesus and Mary Chain, Cocteau Twins und Smiths, da kann man mal wieder sehen: Tränen lügen nicht (von wem war DAS noch gleich?).

ANGEFANGEN hatte es (um diesen Bogen mal ganz weit zu spannen) schon 1957, als zwei 14-jährige Grade-School-Freunde mit einem Sack eigener Songs und dem Namen Tom und Jerry durch New York zogen und aus dem Telefonbuch Adressen kleiner Schallplattenfirmen kramten. Ein Bursche namens Sid Prosen schnappte sie sich, kaufte ihnen Sendezeit (Payola!) im Radio und TV (American Bandstand) und brachte so „Hey! Schoolgirl“ in die NYC-Top-Ten. Dann muß es Jerry (Simon) zu gut gegangen sein, und er nahm eine Solo-Platte auf, etwas, was ihm Tom (Arthur Garfunkel) seit über 25 Jahren nicht vergessen hat, auch wenn beide Jahre später, Jerry war gerade aus Europa zurück (»Zwischen der Ermordung Kennedys und der Eskalation des Vietnamkrieges lag ein kleines Tal des Friedens. Ich trampelte durch Europa, sang auf den Straßen und schlief eine Woche lang unter der Pont Neuf.«), sich auf einer Brücke (!) in Queens in die Arme liefen und ihre Freundschaft unter dem Duft der Marihuana-Pflanze erneuerten. Der Rest? Legende! Sie hauten dann einen Monsterhit nach dem anderen raus, und „Die Reifepfropfung“ wurde zum Manifest des Jüngelchentums, dieses windelweichen Gewinsels, das für jeden drogenzerfressenen, langhaarigen Hippie/Yippie der letzte bourgeoise Dreck war. Die propperen Girls LIEBTEN es, und auch ich habe gelernt, mich in mein Schicksal zu ergeben und vor diesem Schmus zu zerfließen. Spitze, sagte ja auch Vince Clarke (damals: Yazoo) anlässlich der Simon & Garfunkel-Reunion-Tour 1982 (Fortsetzung der großen traumatischen Dauerkrise zweier Gefährten, die sich während einer Schulaufführung von „Alice in Wonderland“ fanden). Und obwohl ja „Graceland“ wieder typisches, irgendwie nettes Simon & Garfunkel-Gesabbel (DD: »Ich kriege Hämorrhoiden davon.«) präsentiert, geringfügig durch ausgefuchstes, dezent groovendes Negergedaddel mutiert, beeilt sich Simon dauernd, gegen seine eigene schlaffe Natur anzustrampeln: »Simon & Garfunkel waren ein Folkie-Act, zu süß und zu ernst. Aber ich bin ein Rock’n’Roll-Kid.«

Playboy: »Du bist deine Vergangenheit – da steckt ein Song drin.« Simon: »Ja, Freud schrieb diesen Song. Du willst doch wohl nicht Freud covern?«

Psycho Mania Psycho Mafia

Fuzztones und andere

Mit 12 liebte er Monster, heute sieht er aus wie Anette Peacock und sein Gott heißt Jerry Lee Lewis: Rudi Protrudi, Anführer der Fuzztones. Sven Niechziol und Michael Ruff über eine Band, der man Verehrung entgegenbringen muß und diverse Wunderlichkeiten am Rande der letzten großen Psycho-Tour.

1986 W A R D E R H Ö H E - P U N K T eines Exhumierungs-Revivals, in dessen Sog unzählige Bands entstanden und obskurstes Original-Material ans Tageslicht gelangte, daß nur noch Spezialisten Herr dieser Überschwemmung werden konnten. Der Versuch der Entwickelten, ihre Vorstufen zur neuen Inspiration werden zu lassen. Das große Verdienst der zahllosen Re-Releases ist aber das, daß großartige Bands wie Seeds, Sonics, 13th Floor Elevators und noch ein paar andere der nachwachsenden Generation erhalten bleiben. Wenn schon dröger Velvet-Underground-Ewigkult, warum nicht dieser auch?

Anfang der Siebziger wurde die Popwelt alle acht bis sechzehn Monate von einem mehr oder weniger kräftigen Rock'n'Roll-Revival erschüttert. Das war die Zeit, wo Bill Haley immer mal wieder auf dem Sprung in die Charts stand, Megastars verbeugten sich, verließen ihre Yogis und gelangten mit „Lady Madonna“ (Beatles) und „Jumpin' Jack Flash (Stones) nach vorne, surfen on the old wave. Dann Schluß, Let's Rock und Shakin' Stevens und Elvis tot. In den letzten Jahren spielen nun die Roaring Sixties diese Rolle, wohl weil die 50s-Rock'n'Roller allmählich zu alt sind, ihr Zeug nach vorn zu pushen. Dafür ist eine neue Genera-

tion von Pushern herangewachsen. Ständig sind sie fast so weit, die Musik ihrer Kindheit in voller Knalligkeit wieder da sein zu lassen, wie Priester jagen sie ihre stürmischen Wellen gegen den trägen Block des Zeitgenössischen, der unbeeindruckt seinen Vektor entlangleitet. Schön, ein Heim zu haben, in dieser trägen Zeit. Also machen wir's uns bequem. Im Falle der Bands plus Music-Maniac-Crew (Label der Fuzztones/Vietnam Veterans) im zehrenden I've-been-up-for-five-days-in-a-row-Enthusiasten-Stil. Wir im massig erschienenen Publikum in der Hamburger Fabrik, wo ein Zehntel etwas mitkriegt und der Rest auf Hörplätzen psychedelisiert, ein Hard Core Festival: Psycho-Mania in Hamburg, Berlin, Bochum. Letzter Wahnsinn, organisiertes Aufbauen.

What For/The Last Drive

An diesem Vox- und Rickenbaker-Overkill waren sieben Bands aus sieben Ländern beteiligt, und, als wäre das nichts schon genug, wurden in letzter Minute What For? als Support-Act (!) engagiert. Hätten sie nicht einen Remains-Song gecovered, sie wären uns gar nicht weiter aufgefallen. Nur: Ist ein gutes Cover — einer guten Band? Anders die Schweden-Vertreter Stomach Mouths. Sie trugen Anzüge und sorgten mit solidem Thrash für erste Bewegung in den vorderen Reihen.

Leute, ihr wart bestimmt die ersten, die später schlapp gemacht haben. Klimawechsel, von Skandinavien nach Griechenland, woher The Last Drive, vier sympathische Athener, stammen. Sie klangen wie die Jesus & Mary Chain der sechziger Jahre. Ihre Cover-Versionen zeigten Geschmack, immerhin hatten sie Jonathan Richmans „She Cracked“ im Programm.

Stingrays/Sick Rose/ Daisy Chain

Dann The Stingrays. Eine vor Jahren großartige Psychobilly-Truppe, heute eher eine im musikalischen Raum ziellos umherirrende Legende, die nach ihrer Umbesetzung (ohne Standbass, mit Sitzschlagzeug) Anschluß an vergangene Zeiten sucht. Das betrifft zumindest ihre Studio-Arbeiten, live dagegen wütet, springt, robbt und gröhlt Baz auf der Bühne wie zu besten Zeiten, und jegliche Versuche, Fotos vom Bühnenrand zu schießen, hätten den Verlust der Ausrüstung bedeutet, denn die vorderen Meter waren fest in der Hand der wohl nie austerbenden Pogo-Tänzer.

Mit The Daisy Chain standen dann die Lokalmatadoren bereit, und sie waren die einzigen, die mit Licht, Nebel und Strobe-Light Psychedelia erzeugten. Davon abgesehen, scherte sich die Band erfreulich wenig um Flower-Power-Getue und

Original-Instrumente (Gitarrist Tom spielte gar ein doppelhälsiges Monstrum). Ihre Musik wirkte erfreulich offen, und man hatte das Gefühl, hier könnte tatsächlich mehr passieren, als man ohnehin erwartet. Keine akkurat nachgedudelten Sachen, immer zuviel oder zuwenig. Die Art, wie die blonde Jani das rasselnde Tambourin überm Kopf hielt, kann schon als sexy bezeichnet werden (was für die restlichen Festival-Bands, von einer Ausnahme abgesehen, Fremdwort war).

Nervtötend dagegen die ewig gleichen Revival-Harmonien der italienischen Sick Rose, dazu noch diese Quäk-Stimme, mit der einen schon die Multicoloured Shades an anderer Stelle aus dem Saal getrieben haben. Total grauenhaft die nicht endenwollende Version von „G.L.O.R.I.A.“, dem wohl überschätztesten Song aller Zeiten. Ihre auffälligste Tat war noch das Zertrümmern des Mikroständers, ansonsten waren sie um Original-6T's-Sound bemüht, was aber wohl nur von alten Bierbäuchen honoriert wurde (Wir haben, trotz allem, immer noch keine!!).

Erlösung

Dann, nach sechs Stunden, die Erlösung: Die Band, die man sehen mußte, waren ja sowieso The Fuzztones. Ihre 85er-Auftritte sind legendär, „Leave Your Mind At Home“ war so gut wie „Gravest Hits“ (Cramps),

The Stingrays

Daisy Chain

The What For

The Stomach Mouths

The Vietnam Veteran

The Fuzztones



nur gab es keine traurige, langsame Ballade wie „Lonesome Town“ darauf. Diese Leute versprechen 100% Speed-Energie, dauernd, und daran werden sie gemessen werden. Allgemein hielt man die Band für aufgelöst, aber Rudi Protrudi, Fuzz-Oberhaupt seit 1980, hat doch wieder die richtigen Leute ausgegraben, als da wären Mike Chekaj (Drums), Jordan Taylor (Lead Guitar, Ex-Outta Place, Ex-Morlocks), Jason Savall (Vox Organ) und John Carroll (Bass). Natürlich vermissen sie die unvergleichliche Deb O’Nair. Sie soll nach glücklich überstandener Schwangerschaft heute in der Frauenband Das Furlines spielen, zu hören auf dem letzten Midnight-Weihnachts-Sampler.

Rudi liebt es, Interviews zu geben. Wenn er seinen umfassenden Wortschwällen ein provo-freundliches Grinsen hinterherschickt, sieht er exakt aus wie Annette Peacock. Seine Worte, sicher, sagen ganz andere Dinge. Er ist The Fuzztones. Er ist auch Link Protrudi & The Jaymen, wo er lupenreine R&R-Instrumentals auf der Gitarre spielt, aber die Fuzztones sind ihm das wichtigste.

»Sie sind mehr als Musik, ein Lebensstil! Man muß notwendigerweise mit mir übereinstimmen, in allen Positionen, auch wenn es noch so unhip erscheint. Ich mag zum Beispiel keine aktuelle Musik, denn sie ist kein Rock’n’Roll. Nicht, weil sie modern ist, nur ist sie kein Rock’n’-

Roll. Und Rock’n’Roll heißt bei mir nicht 1966 bis 69. Der Anfang war 1952, das Ende vielleicht 1970, als die Stooges sich auflösten... Punk war auch ein bißchen so, zu den Anfangstagen. Die Bands im CBGB’s waren aber auch sehr von den 60’s beeinflusst. Television sehr von den 13th Floor Elevators, die Ramones von Herman’s Hermits, die Zeile ‘Second verse, same as the first’ stammt von Herman’s ‘I’m Henry the Eighth’. Jeder mochte die Bands, und keiner hat von Retro gesprochen... Aber heute? Diese Jungs hier sind alle aus New York, aber getroffen habe ich sie in Los Angeles. In New York bekam ich einfach keine Band zusammen, es gibt da keine Rock’n’-Roll-Szene mehr. Ohne dafür Credit zu nehmen, kann ich sagen, daß sie starb, nachdem sich die alten Fuzztones aufgelöst hatten. Wir haben Marky Ramone am Schlagzeug ausprobiert, den Gitarristen der Sparks, aber keiner kriegte den Fuzztones-Sound hin. Nun schau dir die hier an... Die sind gut! Hier der Drummer, auf der Bühne ist er ein Wilder, ein Verrückter. Er trägt Hundeknochen um den Hals, reißt das Fleisch von den Knochen und macht sich dann ein Halsband draus. Er ist ein Höhlenmensch...«

Spex: Das Gesetz der Fuzztones?
Rudi: »Es gibt kein Gesetz. Das Gesetz heißt kein Gesetz. Wir tun das was wir wollen, so wie alle Kids es auch gern täten. Laßt euch bloß nicht

aufhalten! Wir halten echt zusammen, wir sind eine Gang, wir helfen einander. Uns ist egal, was alle anderen tun, wir tun das, worin wir gut sind.«

Spex: Gab es dafür in deinem Leben einen entscheidenden Moment?
Rudi: »Ja, ich war 12, interessierte mich nur für Monster, nicht für Musik. Dann kaufte mein Vater mir eine Platte von John Zacherle, der damals eine Shock-Show im TV moderierte und im Vampirkostüm alte Gruselfilme vorführte, richtig schräges Zeug, mit Spinnen-Fressen und so. Auf der LP singt er mit tiefer, knarrender Boris-Karloff-Stimme die aktuellen Hits, doch die Texte änderte er um in Monstergeschichten. Als nächstes gefiel mir ‘Roll Over Beethoven’ von den Beatles und Chuck Berrys ‘No Particular Place To Go’. Ich bekam eine Beatles-LP und stellte fest, daß ‘Roll Over Beethoven’ von Chuck Berry komponiert war, also begann ich, so viele Chuck-Berry-LPs zu kaufen, wie mir möglich war. Heute habe ich alle Platten von ihm im prächtig gepflegten Zustand. Ich fand eine Platte, die er gemeinsam mit Bo Diddley aufgenommen hatte, ab dann sammelte ich auch Bo Diddley. Er trat in einer TV-Show auf, wo ich Jerry Lee Lewis sah, mit wasserstoff-peroxidweißem Haar, und er spielte mit den Füßen. Meine Freunde meinten, ‘Ooh, der hat kurze Haare, der ist alt, was soll an dem gut sein?’, aber es

war das Beste, was ich je gesehen hatte. Kannst du dir vorstellen, Jerry Lee, mit solchen Haaren, heiratet seine 13jährige Kusine? Es ist ein Wunder, daß er nicht erschossen worden ist. Er war mein Gott! Der hat mehr aushalten müssen als alle anderen, Schwarze inklusive. Ich verehere ihn, ohne ihn würde es hiernichts geben. Die Leute würden noch immer Pat Boone hören.«

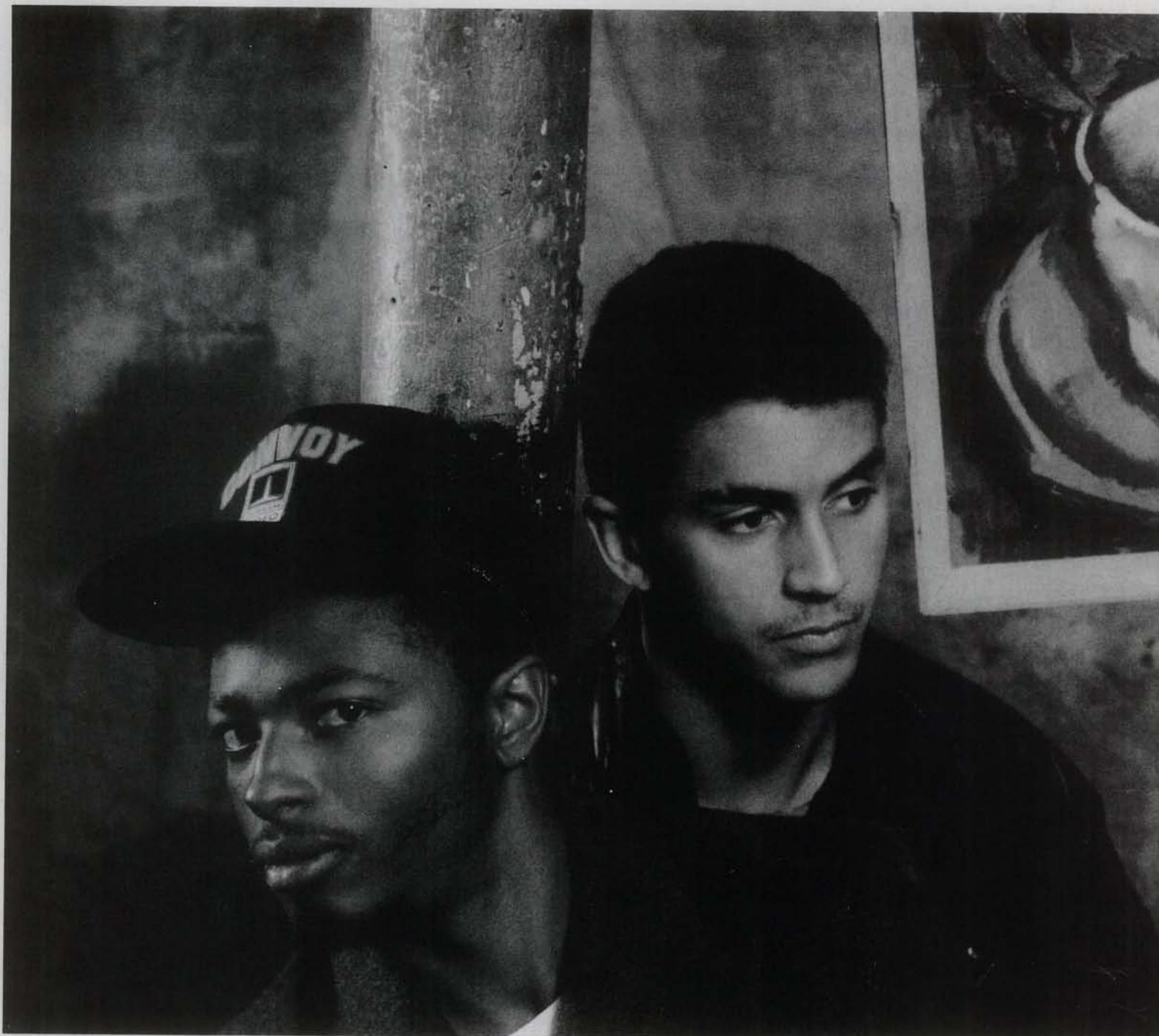
Spex: Wann hast du entschieden, selbst so zu werden?

Rudi: »Ich sah Paul Revere & The Raiders! Ich sah die Shangri-La’s! In einer Freilichtveranstaltung im Ausflugsparke! Sie wurden begleitet von den Centuries, einer sehr guten Garagen-Band aus Pennsylvania. Sie trugen nur Biker-Sachen und sahen unglaublich aus. Ihr erster Song war ‘Give Us A Blessing’, diese traurige Geschichte von dem Liebespaar, und an der traurigsten Stelle brachen sie in Kichern aus. Sie waren knallhart, das Publikum hatte eine Todesangst vor ihnen, es schimpfte sie Schlampen! Mary, die Sängerin, phew... in der Nacht ist mir wohl der erste Pelz gewachsen... Aber die Ronettes waren noch viel besser, jedesmal, wenn ich Ronnie Spector höre...«

Ein Wunder

Und mehr. Und mehr. Und los legen sie, die Fussst-nesss. Alles,

Fortsetzung auf Seite 65



E L E K T R A N Z

Wozu und Womit tanzt Lothar Gorriz? Wie alt ist er? Wieso Mantronix unstreet und trotzdem (oder gerade) gut sind. Womit man heute Musik macht. Und alles andere über die Lieblingsgruppe des fortschrittlichen Menschen.

HIER BIN ICH WIEDER, der Negerfreund. Heute im Sonderangebot: Mantronix. Die Speerspitze der Bewegung, hipper Hip Hop vom letzten Jahr.

Wer den Namen kennt, der weiß, was folgen wird, und kann jetzt aufhören. Aber für euch, sei es die Dante Marx' dieser Welt, seien es die aufrechten Rockisten oder die Freunde guter Musik: Hier habe ich was Besonderes für euch.

Oder nein, ich fange anders an und sage einfach: Mark E. Smith. Das hält euch bei der Stange, erst recht,

wenn man weiß, daß Mark E. Smith gerade Mantronix (Exkurs: Mantronix ist die eine für den Sound zuständige Hälfte von Mantronix, dabei die höhere Produzentenlaufbahn einzuschlagen, und bürgerlich als Curtis Kahleel im Telefonbuch verzeichnet) für die Endfassung der demnächst erscheinenden neuen Fall-Single „US 80's 90's“ aus der letzten LP verantwortlich machen will. Einen Haken gibt es dabei; Curtis weiß noch nicht recht, ob er es machen will, sprich, ob er Zeit hat. Ist also ein wichtiger Mann.

Und dafür, daß sie eigentlich erst

seit Anfang des letzten Jahres im Gespräch sind, ist ihr Status beachtlich. Nicht nur Mark E. Smith möchte mit ihm zusammenarbeiten, sondern auch Boy George, Sigue Sigue Sputnik und sonst alles, was den großen Disco-Erfolg haben möchte. Und gerade die, die glauben, daß dem Hip Hop stilistisch enge Grenzen gesetzt sind, sehen die beiden LPs als Meilensteine, und „The Album“ und „Music Madness“ sind das tatsächlich.

Größte Frage, die sich dabei stellt: Wie schafft er das alles in so einer kurzen Zeit. Innerhalb eines Jahres

zwei LPs, diverse Maxis mit stark abweichenden Neumischungen plus zahlreiche Produktionen inklusive Joyce Sims, Nocera und vor allem die Just-Ice-LP. Dazu noch mehrere Ausflüge nach Europa. Soviel Zeug, daß damit die normale Karriere einer englischen Pop-Band für drei Jahre gut ausgefüllt wäre. »Wenn erst mal die Idee klar ist für einen Song, dann geht das eigentliche Produzieren sehr schnell, eine halbe Stunde ungefähr. Da kommt natürlich noch ein bißchen Zeit hinzu, um dann den endgültigen, fertigen Mix herauszufinden.« (Curtis). Eine Produktions-



Die Wahrheit ist bitter. Ich bin 27 und wäre trotzdem verrückt, würde ich nicht zu Mantronix tanzen.

zeit, mit der die normale Rockband natürlich nicht konkurrieren kann. Wo da im Studio erst einmal Zeit für Instrumente-Stimmen und Einstellung vergeht, werden hier nur schnell die zu Hause vorbereiteten Floppy Discs in den Computer gesteckt. »Der Sound kommt aus dem Computer, und da müssen dann nur noch die Stimmen drauf, und fertig ist die Sache.« (MC Tee) Um es noch mal klar zu machen: Mantronix ist keine Band, die mit herkömmlichen Mitteln, sagen wir Gitarre, sagen wir Synthesizer, sagen wir Fairlight arbeitet. Alles, was gebraucht wird, ist einer dieser Roland-Drum-Computer und dann eben ein Sampler, ein Emulator und dieses ganze Hi-Tech-Zeug, von dem ich keine Ahnung habe. »Alles, was du brauchst, ist ein einziger Sound von irgendeiner Platte, aus dem Radio oder irgendwas. Zum Beispiel die Trompete zu Beginn des Heaven-17-Stücks 'This Is Mine' – man braucht noch nicht mal

die Tonfolge, sondern sampelt einfach einen einzigen Trompetensound runter, speichert diesen Klang ab und kann diesen Klang auf der Klaviatur des Emulators spielen. Ich meine, es ist doch schwachsinnig, mit einem Fairlight zu arbeiten, um den Sound einer Trompete nachzuempfinden, wenn man das Gewünschte einfach von einer Platte nehmen kann. Und alles, was du dazu brauchst, ist nur ein einziger Sound des gewünschten Klangbildes. Das Arbeiten so ist viel einfacher. Du sitzt zu Haus' rum, bereitest alles vor, programmierst das Zeug, und das ist dann auf den Floppy Discs.«

Die Hi-Tech-Version der blöden drei Akkorde also. Ich will den leidigen Punk-Vergleich nicht strapazieren, aber da, wo Hip Hop hingeht, ist musikalisches Handwerk und Genie nicht mehr gefragt. Plattenmachen ist nur noch eine Frage der Beherrschung der Technologie, des Programmierens, des Sampelns und der Entscheidung, ob Text oder kein Text. Also nix Einzigartigkeit und Genie, womit man direkt auch bei den Anfängen ist. Rap gab es nicht, weil einer diese brillante Idee hatte, nicht mehr zu singen, sondern ganz einfach deswegen, weil die Last Poets eben katastrophal schlechte Sänger waren, genauso wie meinetwegen Melle Mel oder Kurtis Blow, was heißt, eben keine Marvin Gayes, Sam Cookes oder Luther Vandross' waren. Nicht jeder Neger kann gut singen und tanzen. Und selbst die Genialität eines Grandmaster Flashs an den zwei Schallplattenspielern und Mixer ist nicht mehr gefragt. Während des Konzertes von Mantronix hatte Curtis zwar Plattenspieler und Zubehör aufgebaut, aber was er praktizierte, war nicht die hohe Schule des Scratchens, sondern eine sehr rudimentäre Form davon. Auf einem Schallplattenspieler lief die Platte mit den Instrumentalversionen der einzelnen Stücke, auf dem anderen wechselte er ab und zu die Platten, wovon er einzelne Teile mit einmischte oder eben etwas scratchte. Alles jedoch ohne atemberaubende Schnelligkeit oder so was, jeder DJ kann das. Hinzu kommt ein Computer für zusätzlichen Rhythmus und sonstige Späßchen. Wie in der Kunst; keine genialen Meister, vollendete Handwerker und der Schuß Wahnsinn, sondern einzig allein die Idee zählt.

Ganz so einfach ist es natürlich nicht. Klägliche Versuche am eigenen PC beweisen das. Curtis hatte sich schon immer für diese Computer interessiert, jahrelang rumgetüfelt, viel gelesen, ausprobiert und Unmengen von Geld für die Ausstattung ausgegeben. »Sechs bis acht Jahre habe ich gebraucht, bis ich diese Kunst verstanden habe.« Macht der mir meine Theorie kaputt, aber was er sagt, ist falsch – das ist keine Kunst, ich habe nur nicht soviel Zeit.

Er arbeitete zuerst mit Videos, bis es dann zu dem historischen Tag kam, an dem er sich einen Rhythmuscomputer kaufte, das bißchen notwendige Keyboardspielen brachte er sich selbst bei.

Wichtig dabei – in New York lebt er erst seit sechs Jahren, er wuchs in Kanada auf. »Ich hörte Rock-Musik, ganz besonders Kiss oder April Wine. Musik, das hieß für mich Gitarren und simpler, gradliniger Rock'n'-Roll.« Der Bruder mußte ihn erst überzeugen, wie gut Hip Hop ist. Und auch MC Tee war die meiste Zeit seines Lebens außerhalb New Yorks, lebte in Jamaica. Und sie müßten es eigentlich gar nicht sagen. Sie sind beide keine Yo-Boys, die anderen Sneakers-Trägern nach dem Leben trachten. Schon die Art der Präsentation live auf der Bühne ist im Vergleich zu den sowieso schon als glatt und eigentlich harmlos verschrienen Run DMC sehr liebenswert. Süß, wie MC Tee etwas unbeholfen auf die Bühne tappst, ersten Kontakt zu den sich rauher gebärdenden Münchener B-Boys im Publikum sucht; charmant, sein Tänzchen, sehr witzig und frisch und bar jeder Macho- und Sexisten-Attitüde. Friede, Mann. Auch in seinen Lyrics – alleine schon die Titel ihrer Songs wie „Bassline“, „Mega-Mix“,

**m a n
t r o
n i x**

„Hardcore-Hip-Hop“ oder „Listen To The Bass Of Get Stupid Fresh Part II“ entsprechen dem: witzig, ohne perfide oder gar schwulenfeindlich zu sein, kein „Ich-hab-den-Größten-ich-kann-am-längsten-ich-bin-der-beste“-Rap (was ich mir gerne anhöre), sondern geradezu inhaltsleer.

Welch Wunder, daß sie sich Unstreet-Vorwürfe gefallen lassen müssen. »Wir mögen dieses ganze Image nicht. Street, Gewalt, Härte, all das Zeug, Graffitis, Break Dance. Mein Gott, ich war in meinem ganzen Leben nicht in der Bronx, genau wie MC Tee. Graffiti interessiert mich einfach nicht, und ich habe auch in meinem ganzen Leben noch nie eine Pistole in der Hand gehabt. Mein Leben bestand daraus, zur Schule zu gehen, den Abschluß zu machen, einen Job zu finden, eben ein normaler junger Mann zu sein.« (Curtis)

»Hip Hop ist heute tatsächlich etwas völlig anderes. Grandmaster

Flash, Melle Mel, die Zulu Nation, das ist schon lange her, und das war damals die Idee, etwas Neues zu machen. Aber heute ist das Vergangenheit. Es gibt keine Szene mehr, Hip Hop ist nicht mehr dieses Gang-Zeug; es ist heute Musik, ein Geschäft wie jedes andere.« (MC Tee)

Natürlich klauen sie auch. „Fresh Is The Word“ besteht von den ursprünglichen Klängen, die benutzt wurden, zum größten Teil aus Thin Lizzys „Johnny The Fox“ (das habe ich gelesen und nicht erkannt), oder sie benutzen eine Platte von Peter Godwin, verfremden den Sound von einer Harmonica („Scream“) oder nehmen Benny Goodmanns Bläser-Klänge für „Big Band B-Boy“, allerdings immer so, daß es tatsächlich nicht wiederzuerkennen ist, was sie natürlich vor gerichtlichen Schritten sichert. Def Jam, die klauen wirklich. »Rick Rubin, so was wie er machen wir nicht. Nimmt direkt einen ganzen Song von Aerosmith, oder für LL Cool J's 'Rock The Bell' den kompletten Rhythmus von einem Trouble-Funk-Stück. Oder 'Peter Piper', das ist komplett von Bob James übernommen. Das sind richtige Kopien. Wir benutzen Sekunden aus der Arbeit anderer. Wir sind Mantronix und haben das nicht nötig. Und wenn wir das Kapital von Def Jam hätten, wären wir jetzt da, wo Run DMC sind. Ich glaube, sie haben es verdammt nötig, mal etwas eigenes zu machen, denn sonst sind sie wirklich ganz schnell wieder unten.«

Und bevor jetzt alle in den Plattenladen stürzen: Mantronix ist zwar hart klingender Hip Hop, sehr rhythmisch, aber auf der anderen Seite spielt kommerzieller Europop eine wesentliche Rolle, läßt es trotz aller Härte und Verrücktheit sehr musikalisch wirken. Nicht umsonst kommt Mantronix – Curtis bei seinen Kollegen der glatten New Yorker Disco-Schule sehr gut an, und auch das große Interesse plötzlich in England an seinen Fertigkeiten läßt befürchten, daß er dann in der Bill-Laswell- und Nile-Rodgers-Sackgasse endet.

Mantronix sind sehr weit weg von den üblichen Kategorien des Hip Hop, ihre Arbeitstechnik ist völlig anders, anstatt zu mixen, sampeln sie, verknüpfen alte bekannte Dinge, beklauden die Geschichte, fügen sie zu neuen Gebilden zusammen und schaffen es durch die Hintertür, Neues zu kreieren.

»Mann kann uns nicht als Hip Hop wegkategorisieren, obwohl wir natürlich auch immer noch etwas Street-Hintergrund haben. Aber wir sind anders, wir wollen nicht immer die gleiche Scheiße, sondern Rap und Hip Hop zum äußersten Punkt treiben und wohl auch noch weiter. Und man kann noch eine Menge Sachen machen, die viel verrückter sind; Dinge, die die Leute vielleicht noch gar nicht verstehen, weil sie einfach zu verrückt sind.«

HUGH MASEKELA



30 Jahre Pop-, Jazz-, Ethno-, Afro-, Soul-, Hippiemusik-, Easy Listening-Geschichte (kurz gefaßt). Ein Mann, mal wieder, der alles und jeden gekannt hat, mit jedem zusammengearbeitet, über jeden etwas zu sagen und circa jede denkbare Schallplatte gemacht. Natürlich Detlef Diederichsen sagt wie alles mit allem zusammenhängt und zusammenspielt. Sachen gibt's, die gibt's gar nicht: Von Herb Alpert über Velvet Underground zu David Crosby, und über Marvin Gaye, Miriam Makeba und Buffalo Springfield zurück zu Paul Simon, dessen „Graceland“-Tour den südafrikanischen Trompeter unlängst in unsere Breiten spülte.

HUGH MASEKELA WIRD kaum der nächste Ethno-Darling sein. Trotz Protektion durch Paul Simon. Seine Rolle im „Graceland“-Spektakel war eher eine passive, ein Es-über-sich-ergehen-Lassen. Zu alt und resigniert schien er, um wie seine Landsleute das begeisterte Trampeln des europäischen Publikums hinzunehmen. Dabei ist die „Graceland“-Musik wirklich auch live irrsinnig schlapp und unspektakulär. Auf der Platte sind wohl die fadeiten Songs, die Simon je aufgenommen hat. Live zählte das nicht so sehr wegen der sehr weichen Polsterung eines fantastischen Grooves, den die durchweg afrikanischen Musiker elegant installierten. Während Simon für ein ständiges Abwiegeln, Versöhnen-statt-spalten (aber bitte mit Humor) sorgte, brachten Masekela und Miriam Makeba ein wenig Zorn mit. Masekela's Zorn war westlich durchsetzt, New-York-gefärbt, leicht sarkastisch, während Miriam Makeba etwas von der unerschütterlichen Hoffnung einer Mutter hatte, die nach zwanzig Jahren immer noch auf die Heimkehr ihres Sohnes wartet. Einigen konnte man sich auf den kleinsten gemeinsamen Nenner, der da gute Musik hieß. Mehr war nicht drin, bei einem Paul Simon, der mit Artists Against Apartheid nichts zu tun haben will, weil seine gute Freundin Linda Ronstadt mal in Sun City aufgetreten ist, und erfürchtete, sie würde sich durch sein Engagement verletzt fühlen.

Anfangen hatte Hugh Masekela Mitte der Fünfziger (er ist Jahrgang '39) in Johannesburg in Township-Tanzkapellen. Später hatte er sich für Bebop begeistert und etwas zu sehr politisch engagiert, um in seiner Heimat noch länger erwünscht zu sein. Durch Vermittlung von Harry Belafonte bekam er einen Studienplatz in New York an der Manhattan School Of Music. »Mein größter Wunsch damals war, Sideman zu sein«, erzählt Masekela. »Mein Vorbild und Lieblingstompeter war Clifford Brown. An der Schule traf ich dann mit Donald Byrd, Herbie Hancock, Richard Davis und Ron Carter zusammen. Aber mein Höchstes wäre es gewesen, Trompeter etwa bei Art Blakey's Jazz Messengers, bei Les McCann oder Monk zu sein. Ich bekam Gelegenheit, bei vielen Großen mitzuspielen, auch mit vielen anderen Trompetern zusammen, etwa Freddie Hubbard, Lee Morgan

oder Booker Little. Ich wurde auch unterstützt und ermutigt von Miles Davis und Dizzy Gillespie, die beide meine Musik sehr mochten.« Ein Platz bei den Jazz Messengers sprang dennoch nicht dabei heraus. Blakey sagte ihm, er solle gefälligst seine eigene Band gründen.

Ooga-Booga (amerikanisiert)

Harry Belafonte verschaffte ihm einen Job im Orchester von Hugo Montenegro, der zu der Zeit Belafontes Musical director war. Montenegro erbarmte sich seines neuen Zöglings und arrangierte ihm eine eigene LP, sie erschien 1961 und hieß „Trumpet African“. Daraufhin stellte Masekela aus Schulkameraden eine Band zusammen, die einen festen Job als allabendliches Vorprogramm im New Yorker Jazz- und R&B-Club „The Village Gate“ erhielt. Man eröffnete unter anderem für Nina Simone, Carmen McRae, Sarah Vaughan, Aretha Franklin und Miriam Makeba, als ebenfalls expatriierte Südafrikanerin schon seit längerer Zeit Weggefährtin Masekela's (bald darauf wurde geheiratet).

Masekela machte zu dieser Zeit die Bekanntschaft des Produzenten Tom Wilson, SPEX-Lesern wohl in erster Linie durch seine spätere Arbeit mit Velvet Underground bekannt. Wilson hatte einen Wirtschaftsabschluß von Harvard und war über die geschäftliche Seite ins Plattenbiz hereingekommen, hatte sich jedoch bald einen ausgezeichneten Ruf als Produzent erarbeitet. Sein erster großer Single-Hit war das „Theme From 'Exodus'“ von Eddie Harris gewesen, es folgten LPs mit Bob Dylan und Simon & Garfunkel. Sein Ruf wurde so gut, daß er einen Job als Vizepräsident von MGM erhielt, der erste farbige Plattenfirmen-Vizepräsident der USA.

Wilson's Idee war es, eine Live-LP im „Village Gate“ mitschneiden, die entstandene Platte wurde „The Americanisation Of Ooga-Booga“ genannt. Da außer Wilson niemand bei MGM an Masekela's Musik glaubte, wurde kaum Promotion unternommen, und die Platte floppte zunächst, genauso wie ihr Nachfolger, eine Platte mit Coverversionen aktueller Hits. Bei den Aufnahmen zu dieser Platte lernte Masekela auch Paul Simon kennen. »Simon produzierte die zweite Simon-&

Garfunkel-LP selbst und kam vorbei, um Wilson einen Rough cut von 'Scarborough Fair' vorzuspielen. Bei der Gelegenheit konnte ich ihm gleich meine Version von 'Sounds Of Silence' präsentieren.«

Währenddessen begann Masekela's Musik scheinbar von selbst an der amerikanischen Westküste populär zu werden. Plötzlich hatte das „Ooga-Booga“-Album die Nr. 1 in Kalifornien erreicht. »Daraufhin wurde ich zum Watts-Festival eingeladen und spielte dort vor 10000 Zuschauern, was mich beweg, meinen Freund und neuen Produzenten Stewart Levine anzurufen, mit dem ich gerade vorher zusammen eine Produktionsfirma namens Chisa gegründet hatte, und ihm zu sagen: 'Ich habe hier gerade vor 10000 Leuten gespielt, ich glaube dies ist ein fantastischer Ort.' Er antwortete: 'Nicht bewegen, ich komme 'rüber.'« Levine hatte einen guten Freund namens Hampton Fenchel (oder so), der wiederum mit Sue Lyon, alias „Lolita“ verheiratet war. Fenchel machte Levine und Masekela mit Larry Spector bekannt, seines Zeichens Manager von Peter Fonda, Dennis Hopper und den Byrds.

Unter Hippies

Als bald freundete sich Masekela mit David Crosby an, spielte Trompete auf „Artificial Energy“ und „So You Want To Be A Rock'n'Roll Star“, arrangierte einige Solo-Aufnahmen von Gene Clark und ein komplettes, nie veröffentlichtes Peter-Fonda-Album. Er geriet tief in die Hippie-Westcoast-Schickeria. »Ich war befreundet mit Crosby und Stills, schon als sie noch bei den Byrds bzw. Buffalo Springfield waren, und mit Jim Morrison und John Phillips, und wir machten jede Menge Anti-Vietnamkriegs-Benefiz-Konzerte. Es war das Zusammenkommen aller Anti-Establishment-Kräfte. Ansonsten spielte ich im Fillmore und im Whiskey A Go Go, zusammen mit Acts wie den Grateful Dead, Jefferson Airplane oder Big Brother & The Holding Company.« Ein großer Erfolg war auch sein Auftritt beim Monterey Pop Festival, derauch in dem Animals-Song „Down In Monterey“ besungen wurde (in dem fast jeder Monterey-Künstler, außer Laura Nyro, erwähnt wird, inklusive kurzem musikalischen Zitat): »Hugh Masekela's music was black as night (tröt, tröt)«.

Musikalisch ließ er sich von den Hippies nicht vereinnahmen. Seine Vorstellungen von guter Musik waren anders, weitergehend. »In der Schule hatte ich immerhin vier Jahre auch im Symphonie-Orchester gespielt, teilweise sogar dirigiert. Ich kannte mich gut aus in klassischer Musik. Das floß mit in meine Musik ein, genauso wie mein Background in den Johannesburger Dancebands und die Tatsache, daß ich alle Arten von Musik mag, von Bert Kaempfert über Louis Armstrong bis zu den Eurythmics. Ich war auch ein ausgesprochener Motown-Fan, besonders von den Four Tops und Stevie Wonder. Ich hatte auf meiner zweiten LP 'Loving You Is Sweeter Than Ever' aufgenommen, und immer wenn ich in Detroit auftrat, kam die gesamte Motown-Prominenz zu meinen Shows. Später ging ich auch auf Tournee mit den Temptations, mit den Supremes und mit Marvin Gaye & Tammi Terrell. Die Motown-Leute wurden zu meinen besten Freunden, speziell Stevie Wonder und Martha Reeves.«

Tom Wilson verließ schließlich MGM (angeblich hatte die Zusammenarbeit mit Velvet Underground sein Nervenkostüm geschädigt) und gründete das Studio The Record Plant in New York (später zog man nach L.A. um). Daraufhin verzichtete MGM darauf, die Option wahrzunehmen, die sie noch auf ein weiteres Masekela-Album hatte. So erschien die LP „The Emancipation Of Hugh Masekela“ auf dem hauseigenen Chisa-Label. Die Platte war ein enormer Erfolg. »Damit konnte ich mich auch endlich im Osten durchsetzen, in New York, Detroit und Philadelphia, genauso aber auch in St. Louis und in New Orleans. In weniger als drei Wochen waren über 100000 Stück verkauft. Das war für ein Jazz-orientiertes, unabhängiges Mini-Label natürlich enorm, denn damals gab es noch nicht solche hilfreichen Verkaufsetiketten wie 'Fusion'. Daß wirtrotzdem pleite gingen, lag daran, daß die Vertriebe nur alle drei Monate zahlten. Wir hatten so enorme Kosten, um die ganzen Platten pressen zu lassen, die Promotion zu machen usw., daß wir bald mehr als 100000 Dollar Schulden hatten.« Schließlich meldete sich der Konzern MCA, der für seinen neuen Act The Strawberry Alarm Clock ein neues Label, Uni, gegründet hatte und dafür weitere

Acts suchte. »Es gab etwas Schwierigkeiten, weil unsere Ansprüche ziemlich hoch waren, wir wollten einen unabhängigen Produktionsvertrag und außerdem, daß sie unsere Schulden übernehmen. Dazu brauchten wir einen Anwalt, und das war Lee Eastman, späterer McCartney-Schwiegervater. Lee Eastman wurde dann auch mein Verleger, und verdiente an mir eine Menge Geld. Auf der nächsten Platte, der ersten auf Uni, war mit 'Up, Up And Away' ein größerer Single-Hit, und auf der folgenden Platte, 'Promise Of A Future', war mit 'Grazin' In The Grass' sogar ein Millionenhit.« 1986 war das.

Union Of South Africa

Die ganze Zeit konnte Masekela ungestraft zwischen rauhem Afro-Jazz und süßlicher Muzak hin- und herpendeln, ohne daß es ihm sein Publikum übelgenommen hätte. Die Platten in sich waren völlig uneinheitlich und trotzdem irgendwie doch einheitlich, weil nämlich durchgehend vom Masekela-Geschmack geprägt. Typisch war zum Beispiel das folgende Album, das erste von zweien für Motown. Auf „Reconstruction“ hören wir zu Beginn zwei brillante Gesangsnummern, Masekela singt mit rauher Stimme und afrikanischem Akzent eine hyperlangsame Version von „You Keep Me Hangin' On“ (meine Lieblingsversion des Stücks), und dann, noch langsamer, die McCartney-Schnulze „I Will“, absolut brillant. Weiter hinten gibt's eine Instrumental-Version von Joni Mitchells „Both Sides Now“, und auch die eigenen Titel durchwandern das ganze Spektrum, von hartem R&B über herrlichen Balladen-Kitsch bis zu zornigem Afro-Jazz. Unter den Begleitmusikern brillieren die Crusaders (das andere Standbein des Stewart Levine).

Schließlich stellt Masekela mit zwei Johannesburger Uralt-Kumpeln, beide ebenfalls schon seit längerem in den USA, eine neue Band zusammen. Man nennt sich jetzt Hugh Masekela & The Union Of South Africa, und neben Masekela sind das Jonas Gwangwa, Posaunist, und Caiphus Semenya, Altsaxofonist, beide ebenfalls Sänger und Komponisten/Arrangeure. Das eine erscheinende Album mit wunderschönem Easy-listening-Afro-Jazz will gerade die Charts hochklettern, da erleidet Gwangwa einen Auto-unfall, die Gruppe bricht auseinander.

Die ganze Zeit über nutzt Masekela die Gelegenheit, gegen das südafrikanische Regime Front zu machen, wobei er sich nicht auf Hippie-Peace-Kundgebungen beschränken mag, sondern jede Platten-Liner-Notes und jedes Interview nutzt. »Ich hatte häufig Schwierigkeiten mit dem State Department, denn damals waren die Regierungen der USA und von Südafrika noch



»Als ich wieder in den USA war, sagte ich zu meiner Frau: 'Ich fürchte, wir werden nach Botswana gehen müssen.' Sie: 'Oh Gott, da gibt es wirklich gar nichts.' Aber ich hatte dort eine wunderbare Band aufgetan.«

viel stärker miteinander verbunden.« Dennoch gibt er nicht nach und nennt sogar seine Band so, wie er sich den Namen seines Heimatlandes nach der Befreiung wünscht.

Das nächste Projekt: Nach dem Scheitern der Union Of South Africa möchte Masekela weiterhin möglichst mit südafrikanischen Musikern zusammen spielen. Schließlich stößt er in England auf Johnny Dyani und Dudu Pukwana, die dort bei der hervorragenden Gruppe Chris McGregor's Brotherhood Of Breath spielen. Mit ihnen, einem weiteren Sandkasten-Kumpel, nämlich dem Schlagzeuger Makhaya Ntshoko, und seinem alten Schul-Roommate Larry Willis nimmt er das Doppelalbum „Home Is Where The Music Is“ auf. Verglichen mit der Wildheit des „Ooga-Booga“-Albums oder der Brotherhood-Of-Breath-Musik ist die (fast ausschließlich instrumen-

tale) Musik hier fast meditativ zu nennen. Dennoch (selbstverständlich) stellenweise wunderschön.

1972 schloß er sich Fela Kuti auf einer Westafrika-Tournee an, denn der hatte ihm gesagt: »Die beste Methode, Musiker kennenzulernen, ist mit mir auf Tournee zu kommen.« In Ghana hatten sie schließlich eine Gruppe im Vorprogramm, die Masekela so gut gefiel, daß er gleich blieb, um mit ihr zu arbeiten: Hedzolleh Soundz. Die Gruppe bestand aus fünf Percussions-Spielern, einem Bassisten und einem Gitarristen. Unterstützt von den Crusaders Joe Sample und Stix Hooper, nimmt Masekela mit Hedzolleh Soundz die fantastische LP „I Am Not Afraid“ auf. Sie unterstützen ihn auch in seiner nächsten Schaffensperiode, in der er vier ziemlich gleichartige Alben für das Disco-Label Casablanca aufnimmt: „The Boy's Doin' It“, „You Told Your Mama Not To Worry“, „Colonial Man“ und „Melody Maker“ – erstere die schlechteste, letztere sehr, sehr gut.

1978 bittet ihn Herb Alpert, mit ihm eine Platte aufzunehmen, »hauptsächlich aus therapeutischen Gründen. Er hatte acht Jahre lang nicht mehr gespielt und war sehr an afrikanischer Musik interessiert. Mit Caiphus Semenya hatte er an einer Letta-Mbulu-Platte gearbeitet. Als ich ihn traf, konnte er gerade eben noch drei Noten hintereinander spielen. Die Platten wurden dennoch ganz gut, besonders die erste, wenngleich es auch für mich ein Spielen unterhalb meines Levels war. Herb hat es jedenfalls sehr geholfen, und als schließlich 'Rise' erschien, dachten einige Leute, ich würde da spielen.«

700.000 Einwohner ohne Studio

Schließlich traf er einen uralten Freund aus Johannesburg, einen Konzertveranstalter. »Er sagte mir: 'Komm endlich mal wieder runter, wir brauchen dich da unten.' Ich sagte ihm, daß ich nicht in Südafrika spielen würde. Er sagte: 'Okay, aber warum spielst du nicht in Swaziland, Botswana und Lesotho?' Also begannen wir im Dezember '80 eine Tour durch diese drei Länder. Doch Botswana und Swaziland sagten plötzlich kurzfristig alle Konzerte ab, angeblich wegen einer Cholera-Epidemie. Ich glaube aber, daß sie Druck aus Südafrika bekommen haben. In Lesotho spielten wir jedoch am Weihnachtsabend vor 35000 Zuschauern. Ich wollte eigentlich nur eine Woche bleiben, aber es wurden schließlich drei Monate daraus. Ein Freund in Botswana hatte mich zu sich eingeladen, übers Wochenende. Dort trat man dann an mich heran, ob ich nicht bei einem Benefiz-Festival für behinderte Kinder auftreten wolle. Ich wollte sehr gerne, aber meine Band war schon wieder abgeflogen. Schließ-

lich machte man mich auf eine Band aufmerksam, die dort in der Nähe in einem Hotel spielte. Diese Band hieß Kalahari, und sie kannten alle meine Songs. Sie waren sehr gut, und brannten darauf, mit mir zusammenzuarbeiten. Wir machten in sechs Wochen fünf Konzerte. Es erbrachte eine Menge Geld für die behinderten Kinder und mir zum ersten Mal seit ziemlich langer Zeit wieder echte Spannung beim Musikmachen. Endlich mal eine Band, die in meiner Sprache mit mir singen konnte! Als ich wieder in den USA war, sagte ich zu meiner Frau: 'Ich fürchte, wir werden nach Botswana gehen müssen.' Sie sagte: 'Oh je, ausgerechnet dorthin. Dort gibt es doch wirklich gar nichts.' Aber ich erklärte ihr, daß ich dort eine wunderbare Band aufgetan hätte, und schließlich willigte sie ein.«

Probleme taten sich auf, als es ans Plattenproduzieren ging. Das Land der 700000 Einwohner verfügt über kein einziges Aufnahmestudio. Nach verschiedenen Versuchen, die Rhythmus-Tracks in Masekela's Abwesenheit in Johannesburg aufzunehmen und den Rest in England, entschied man sich schließlich, „Techno Bush“ mit einem mobilen Studio aufzunehmen, wiederum unter Mithilfe von Stewart Levine.

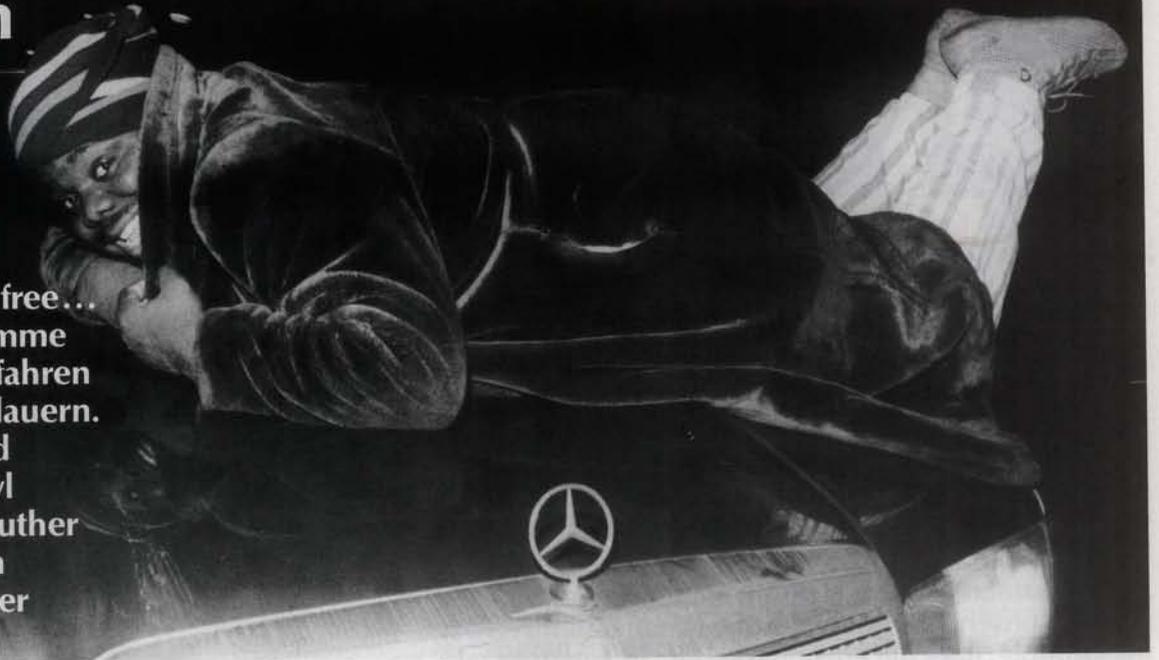
Meister des Easy-Listening

Im Sommer '84 gaben Masekela und Kalahari mehrere ausverkaufte Konzerte in London und New York. Die New Yorker Konzerte wurden wiederum im britischen Fernsehen ausgestrahlt. Die Single „Don't Go Lose It Baby“ erreichte im Herbst '84 die Nr. 1 der Billboard Dance Charts. Die darauffolgende LP „Waiting For The Rain“ war nicht mehr so erfolgreich, was das Label Jive veranlaßte, den Vertrag mit Masekela zu lösen. Dank Paul Simon ist er jetzt mit „Tomorrow“ bei WEA gelandet. „Tomorrow“ wurde wiederum mit Kalahari aufgenommen, und wären die Titel etwas kürzer, könnte die Platte mir vielleicht doch noch gut gefallen. Ansonsten ist es prima Musik für Bhagwan-Discos.

Paul Simon wurde in letzter Zeit des öfteren vorgeworfen, mit „Graceland“ Kulturimperialismus betrieben zu haben. Nun, Hugh Masekela hat das seine ganze Karriere über getan. Kam einfach in die USA und bediente sich am dort reich gedeckten Tisch der populären Musik. Sein großes Verdienst ist es, eine ausgesprochen glückliche Hand in der Auswahl und im Umgang mit diesen Delikatessen zu haben. Je mehr er sich dagegen auf seine Roots beschränkt, desto uninteressanter wird er. Seine Begabung entfaltet sich erst voll im Sich-unter-Machen von Rock, Soul und Easy listening. Ob David Crosby ihn wohl mal zu einer seiner Free-base-Partys eingeladen hat?

Darauf einen Dujardin

Club Tropicana sweat is free... schmeichelt uns die Stimme vor, wo die ECHTEN Gefahren der Freizeitgesellschaft lauern. Fear and Loathing in Bad Godesberg, denn Darryl Pandy rockt das Haus. Luther Gorriss beobachtete den sympathischen Schwitzer (nein, nicht Schweizer).



DAS HAT SPASS GEMACHT. Zuerst mal dieser dicke, fette Neger da oben auf der Bühne, der immer wieder selbstzufrieden ins Mikrofon stöhnt: »I sweat like a bull.« Und dann dieses hübsche, lila glänzende Strampelhöschen-Dingsda, in dem der wahrhaft große Körper steckt. Und wenn ich Arsch sage, dann meine ich Arsch, und Arsch heißt hier soviel wie 10 normale zusammen. Und wenn ich dann von Bauch rede, dann meine ich keinen kleinen, süßen Bierbauch – selbst Clara hat einen – nein, das hier ist kein Wohlstandsbauch, der ist ernsthaft. Und erst die Beine... wirklich sehr beeindruckend. Trotz allem, seine tänzerischen Leistungen sind erstaunlich, ich möchte fast sagen grazil. Und er singt und schreit, daß es eine Lust ist.

Das „Octagon“ ist eine dieser berühmten Vorstadtdiscos, irgendwo draußen in einem Industriegebiet südlich von Bad Godesberg. Aus einer Halle, in der früher Teppichböden verkauft wurden, ist mit Hilfe von Unmengen Rigips ein Disco-Labyrinth entstanden. Eine klasse Club-Tropicana-Stimmung, inklusive Plastikpalmen, Cocktailständen unter Sonnenschirmen und Polsteressel, auf dem sich Schnäuzersamt Freundin im Freizeitlook rumlümelt und auf die nächsten Ferien freut.

Ich vermute, daß die meisten wußten, daß ein gewisser Darryl Pandy heute Abend auftreten sollte, eben jener Darryl Pandy, der dieses „Love Can't Turn Around“ gesungen hat. Und von der Musik ausgehend, die vor dem Auftritt gespielt wurde, schien auch schon der Ruf des Chicago House Sound bis ins südliche Bad Godesberg vorgedrungen zu sein. Und ich vermute außerdem,

daß hier alle einen süßen SOS-Band-Neger erwartet hatten. Satt dessen kam Darryl.

Anfänglich schätzte ich die Situation völlig falsch ein: Ich dachte, er sei ihnen einfach nur peinlich: Guck mal, wie dick der ist, wie der schwitzt, und was hat der überhaupt an? Völlig falsch. Da war schieres Entsetzen. Wie kann jemand so gegen den guten Geschmack verstoßen? Gleich taucht er wieder hinab

lich sträubt, von ihm berührt zu werden. Nicht, daß es ihr Spaß macht; sie ist sichtlich erlöst, als sie nach einer Minute wieder runter darf von der Bühne, in die rettenden Arme ihrer kleinen Freundinnen. Aber, mein Gott, sie hat es überlebt!

Nach drei Stücken ist der Spuk vorbei. Der Aids-Virus ist hinter der Bühne verschwunden. Wenige Augenblicke ist es still, kaum jemand klatscht Beifall, noch gibt es



in die Menge, die zurückdrängt, ihm eine Gasse freimacht, weil sie befürchtet, gebissen oder, nein, bei lebendigem Leib gefressen zu werden. Und dann schüttelt er auch noch seinen Kopf, gerät in Ekstase, Schweiß spritzt und trifft den Heinz aus B-Punkt. Und der ist nicht nur angeekelt, schlimmer noch: Diese Schweißtropfen, sie sind sicher voll von HTLV-Viren, und gleich muß er an Immunschwäche sterben, der arme Mann. Die Heldin des Abends ist ein Mädchen, das sich nicht nur von ihm auf die Bühne bitten läßt, sondern sich noch nicht einmal sonder-

keine Musik vom DJ. Etwas Unfaßbares, Schreckliches ist passiert. Grabesstille. Darauf einen Dujardin.

Diesem Theater also muß sich Darryl Pandy fast zehnmals auf seiner Tour durch die miesesten deutschen Provinz-Discos aussetzen, und das kann der selbsternannten Diva des House Sounds nicht gefallen. Er wird es wohl ahnen, daß er noch nicht mal mehr Belustigung war, sondern echte Provokation. Und das ist er natürlich nicht gewöhnt, wird er doch sonst ganz zu recht zu Hause in Chicago oder in London gefeiert für seine gesanglichen Verdienste bei

Songs wie „Love Can't Turn Around“ oder dem noch besseren „Animal Magnetism“, wirklich das Beste, was aus dieser Ecke kommt. Das ist das erste; sein Gesang, eine überdrehte Mixtur aus Operngesang, Gospel. Oper, weil ihn schon früh sein Hang zur Theatralik zur klassischen Gesangsausbildung und später in Broadway Musicals brachte, und Gospel, weil er natürlich auch heute noch in der Kirche singt. Aber nicht nur sein Gesang ist camp (lange nicht mehr gehört, mittlerweile scheint man den Begriff wieder häufiger zu benutzen; siehe Ruff, siehe ODM), Darryl Pandy selbst ist es. Exzentrik, weit in den Vordergrund geschobenes Selbstwertgefühl und alles in allem eine sehr witzige, unterhaltende, freundlich-angenehme Person, die sich sehr tüchtig gab, von gelegentlichen Hinweisen auf seine bürgerliche Existenz abgesehen (fünfjähriger Sohn, „masters“ in Psychologie, sprachgewandt), und auf gar keinen Fall mit Divine verglichen werden will. Ansonsten ließ er sich lieber fotografieren (und nahm dafür sogar dicke Schrammen und Beulen in seinem gemieteten Mercedes in Kauf), als über House Sound zu reden. Ernsthaft wurde er nur ein einziges Mal; er war sichtlich bestürzt, als wir auf Anfrage zugaben, nicht gottesgläubig zu sein. Er ist Zeuge Jehovahs und nimmt die Sache sehr ernst, so ernst, jedenfalls sagte er das, daß er sogar schon sechs Theaterstücke mit biblischen Themen geschrieben hat.

Daß er tatsächlich sehr gut singen kann, bewies er während des Interviews mit Operetten-Arien und Accapella-Versionen seiner Songs, nur auf der Bühne hatte er dazu keine Gelegenheit. Alles, auch der Gesang, kam vom Band.

Budapest

Der alte Kapitalistentraum vom riesigen osteuropäischen Markt schien für Augenblicke in greifbare Nähe gerückt: Im Blitzlichtgewitter lächelte Aenne Burda, Dollarzeichen in den Augen, aus dem Moskauer Gewerkschaftshaus in die weite Welt. Die Messer sind gewetzt; denn nicht nur Offenburger Hausfrauenmode drängt es über die Oder, sondern auch andere westliche Markenartikler schielen auf die Joint-Venture-Pläne der Gorbatschow-Crew. Eine Entwicklung, die in Ungarn schon lange forciert wird. Im letzten Herbst, zum dreißigsten Jahrestag des Aufstandes, zogen die westlichen Medien Bilanz. Fazit: das Land der lustigen Kommunisten. Von Benetton bis Quelle, alles ist möglich, alles zu kaufen. Mit selten einmütiger Genugtuung berichten Konservative wie Linke über Kooperationsverträge mit Grundig, über die Börseneröffnung in Budapest und Pierre Cardin auf der Einkaufsstraße Vaci Utca. Auch SPEX blickt zurück; genau fünfzehn Jahre nach der ersten großen Budapest-Geschichte reiste Ralf Niemczyk mit einer Kölner Band an die Donau und nutzte die Gelegenheit zu einer Momentaufnahme.



FÜNFERRUNDE IM ABGEWETZTEN „Museum Kavehaz“, dem häßlichen Entlein unter den pompösen Budapester Cafehäusern aus k.u.k. Zeiten. Die Kellnerin bringt tschechisches Budweiser-Bier und amerikanische Pepsi-Cola. Am Tisch sitzen Jenő, der 28jährige Sänger der Budapester Gruppe Europakiado (etwa: Europa zu vermieten); dessen Freundin, eine Druckformherstellerin, die Bandmanagerin Csilla, die drei Jahre lang in England verheiratet war und davon träumt, einen Film zu drehen; der in Ungarn Medizin studierende Trommler der ehemaligen Kölner Allstar-Band Torpedo und ich. Nach einer kleinen Auseinandersetzung, ob es für „Europakiado“ sinnvoll wäre, bei Gigs im Westen den Namen zu übersetzen und als „Rent Europe“ aufzutreten – wir Deutsche waren dagegen, die britische Verhältnisse gewohnte Managerin strikt dafür, der Sänger wußte nicht so recht –, einige Augenblicke des Schweigens. Aus dem Fernseher über dem Buffet strahlt das blöde Grinsen von Dr. Robert. Wie ich erfahre, verursachen Sky-Channel- und Music-Box-Programme längst keine Volksaufläufe mehr. Wo Fila und Hansa Pils heimisch geworden sind, werden auch die Blow Monkeys locker weggesteckt. Ist denn in Ungarn inzwischen alles erlaubt? Jenő beantwortet meine Frage mit dem Gleichnis vom renitenten Punk:

»Es gibt Chaoten-Gruppen, die treten ein- oder zweimal inoffiziell auf, trennen sich dann und formieren sich in anderer Besetzung. Die sind aber so schlecht, daß man sie getrost vergessen kann. Ein existentielles Wagnis, punkartigen Krach zu machen, besteht eigentlich nicht. Und in einer gewissen Art geächtet sind Punks ja auch im Westen. Für andere, die durchaus nicht angepaßt oder Mainstream-orientiert sein müssen, besteht die Möglichkeit, ganz offen in Jugendheimen zu spielen. Schwierig wird es erst beim Plattenmachen; hier sieben die Leute des einzigen staatlichen Labels ganz

erheblich. Also wegen schräger Musik kommt niemand ins Gefängnis, es wird eher versucht, ihn künstlerisch trockenzulegen. Ich kenne nur einen Musiker, der im Knast saß – wegen faschistischer Texte, die sich gegen Zigeuner richteten.«

Wie es scheint, hat der ungarische Staat grundsätzlich Besseres zu tun, als seine lärmende Jugend in Schach zu halten. Ich sah Breakdancer in der U-Bahn und ein BMX-Fahrradrudel auf einem zentralen Platz, erspähte Test-Department-, Skinny-Puppy- und ähnlich außergewöhnliche Konzertplakate auf der großen Ringstraße Lenin Korut. Zumindest im Vergleich mit dem übrigen Ostblock wird sich über mangelnde Toleranz, Liberalität oder fehlende Information niemand beklagen. Andererseits blieb die Faszination, viel zu dürfen, bisher auf ein unreflektiertes Aufsaugen von allem beschränkt, was aus der Bronx oder der Londoner Kings Road an der Donau ankommt. »Der Bazar zwischen Ost und West«, den Filmemacher Gabor Body bereits 1980/81 anlässlich der damaligen Wirtschaftsreform prophezeite, vermengt in einzigartiger Weise Staatsbürokratie und Kleinkapitalismus.

Gerade im Umgang mit Westimporten aller Art zeigt das ungarische Experiment seine schwächste Stelle; die Jahre des Sozialismus haben es nicht vermocht, ein kritisches Bewußtsein in der Bevölkerung zu verwurzeln. Kaum sind sie losgelassen, stehen sie den Wirtschaftswunder-Deutschen der Fünfziger keinen Deut nach. Für Musiker, Maler und Regisseure hat diese Liberalisierung mit Konzentration auf den wirtschaftlichen Bereich ein bleiernes Dasein gebracht. Zwar nicht mehr politisch verfolgt, aber nach wie vor vom Wohlwollen der Kulturbedörden abhängig, führt besonders die Avantgarde ein quälendes Schattendasein. Kein besonders glücklicher Zustand, wenn Leute wie Friedrich Zimmermann oder Stephanie Tücking zu bestimmen haben, was gute und somit förderungswürdige Kunst ist.

pest

Die berüchtigte Methode, sein eigenes Ding durchzuziehen: die Westvariante des Proforma-Studenten der Gesellschaftswissenschaften, der in einer Szenekneipe kellnert, gelegentlich Werbetexte macht, in einer Band singt und Popstar werden will, ist im Ostblock undenkbar und auch in Ungarn kaum anzutreffen. Somit ist das Niemandsland zwischen Lebens- und Profikünstler – in Großbritannien ein Biotop für zehntausende Teens und Twens – sehr schmal und mit großen persönlichen Entbehrungen verbunden. Viele nicht-offizielle „Künstler“ führen das klassische Mod-Dasein, d. h. sie haben einen regelmäßigen Job, der sie nicht allzu sehr beansprucht, und steigen nach Feierabend ins kreative Kämmerlein.

Musiker müssen sich mit der Qualität und der Beschaffung des Equipments herumschlagen. Sozialistische Verstärker und Instrumente erinnern an die technische Ausrüstung in Science-Fiction-Filmen der dreißiger Jahre; westliche Ausrüstung dagegen ist übermäßig teuer.

Eine weitere große Sorge liegt in der Landesstruktur (und in diesem Punkt ziehen sie mit ihren schwedischen und österreichischen Kollegen gleich): ein kleines Volk mit einer Riesenhauptstadt und sonst nur Provinz. »Budapest als Auftritt- oder Präsentationsort ist natürlich schnell verbraucht«, sagt Jenö. Und so träumt jeder ungarische Film-, Kunst- oder Musikschaffende von einem Engagement im Ausland. Das Land für immer zu verlassen ist nicht unbedingt gefragt, doch der Weg bis zum ständigen Aus- und Einreisevisa ist lang. Besonders dann, wenn die Arbeit beispielsweise einer Band nicht darauf abzielt, möglichst schnell unter die Fittiche des Staatslabels „Hungaroton“ zu gelangen, das für obskurwitzige Verschnittgruppen westlicher Couleur (am tollsten sind die ungarischen Metallbands!) sorgt. Andererseits ist der Behördensegen bei Touren ins Ausland und besonders in den Westen

unerlässlich, und so heißt die Parole für alle, die von ihrer Arbeit LEBEN wollen: etablieren, Kompromisse mit dem Durchschnitt schließen. Europakiado ist so ein „halboffizieller Fall auf der Kippe“, nach fünfjährigem Bestehen spielt die Band zur Zeit eine erste LP auf „Hungaroton“ ein. Im Sommer 1986 waren sie zum britischen WOMAD-Festival eingeladen worden. Der Ausflug auf die Insel scheiterte damals an der Visa-verweigerung für den Gitarristen, der noch einen schwarzen Punkt in seiner Akte hatte. In 50.000er Pressauflage wird es dann in diesem Frühjahr eine erste offizielle Schallplatte einer Band geben, die Punk ebenso wie Iggy, Reed und Bowie zu ihren Einflüssen zählt...

Inwieweit ein Holzstapel Kunst ist

Der rote Blechstern auf dem kastenförmigen Zweckbau des Parteiheims im XI. Budapester Bezirk trägt inzwischen eine dicke Schicht Patina. Kommunale Zentren übernehmen im ganzen Lande die Funktion unserer Rockclubs. Während die Jugend unten auf der Straße vor dem Eingang Schlange steht, drängt sich das Volk zwischen den Buden des nahen Weihnachtsmarktes vor dem Kaufhaus „Skala“. „Heavy Christmas“ verließen die Plakate überall in der Stadt: Europakiado und Videos waren angekündigt. Dazu hatte man auf persönliche Vermittlung einen Westact eingeladen, Gage über Spritgeld und Unterbringung versteht sich, für die Hidden Charms aus Köln eine Abenteuerfahrt. Neben großen Nummern wie Queen, die hier sehr erfolgreich im Sportpalast aufspielen, stehen auch Konzerte von weniger bekannten westlichen Gruppen regelmäßig auf dem Programm. Die Toten Hosen und Surplus Stock waren schon vor einigen Jahren hier, und die Eröffnung eines neuen Ladens im Februar soll weitere Indie-Bands dazu verlocken, ihren Tourplan über das Wiener U4 hinaus in die ungarische Metropole zu verlängern.

Der wie gewöhnlich nervende Soundcheck veranlaßt den Sänger der Hidden Charms und mich, ins Untergeschoß des Jugendheims zu fliehen, wo die Budapester In Crowd durch die Tür flutet. Theke und Nebenräume sind bereits geöffnet – der Abend kann beginnen. Ein rotgrün ausgeleuchtetes Zimmer fesselt unsere Aufmerksamkeit: Geheimnisvoll hinter einem Gaze-Vorhang versteckt, wartet ein Stapel Bauholz auf den verwunderten Betrachter. Mullbinden, getränkt mit roter Farbe, kleben an der Wand und auf dem Holzstoß. Keine Frage, eine Installation – wie es scheint, ist die Veranstaltung der Weniger-Angespaßten zum Gesamtkunstwerk erkoren, denn auch auf der Treppe befindet sich – abgesperrt durch ein Seil – eine vom Organisator des Abends flugs zusammengestellte „Industrial-Composition“, bestehend aus alten Farbeimern, Weihnachtsbäumen und allerlei Schrott.

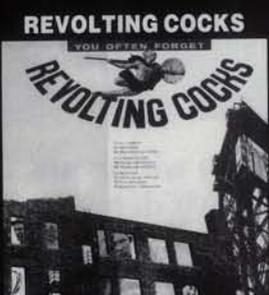
Ziemlich lachhaft, sagt da jemand?

Fanden wir eigentlich auch und verfielen sofort in eine Grundsatzdebatte, ob „unabhängige“ Ostblock-Künste nach Lust und Geschmack werkimmanent kritisiert werden dürften oder ob die Existenz einer Gegenbewegung zur Staatskultur in jedem Falle zu goutieren wäre bzw. auch der dullsten Hervorbringung zugute gehalten werden müßte?

Doch ist so eine feuilletonistische Abfertigung überhaupt zulässig? Muß nicht alles, was den Hauch von Freiheit und Renitenz vertritt, politisch gesehen werden? Ungarische Bands legen sehr viel Wert auf Texte. Ihre komplizierte Sprache sei sehr poetisch und abstrakt, erklärte mir Jenö bei unserem Treff. Deshalb wäre es immer wieder eine Kunst für sich, kritische Texte so zu verschlüsseln, daß jeder, der sie verstehen wolle, das Richtige heraushören könne, den Kulturbehörden aber nicht gleichzeitig ins offene Messer zu rennen.

Fortsetzung auf Seite 65

IRRISINIG!



REVOLTING COCKS
VON DITTO SOMDET
REVOLTING COCKS

TANZBAR
EFA 7998

PERVERS!

SCHNELLER



BIG BLACK
THE HAMMER PARTY

HAMMER PARTY
EFA 5376

HÄRTER

STRAWBERRY

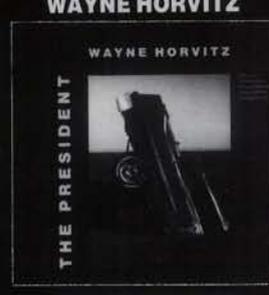


ORNAMENTAL

SWITCH BLADE
EFA 7282

SOFT CELL

GEHEIMTIP



WAYNE HORVITZ
WAYNE HORVITZ
THE PRESIDENT

THE PRESIDENT
EFA 7176

DESMONATS



EFA
Köthener Str. 38 · 1000 Berlin 61

DAS DIGITAL

Müssen wir bis ans Ende unserer Tage zu Terminen hetzen und hinterher Tonbänder abhören, oder sitzen wir demnächst gemütlich im heimischen Ohrensessel am Terminal und führen das computerisierte Interview? Letzteres, sagen Kraftwerk; sie haben bloß das Programm noch nicht fertig. Bis es soweit ist, müssen wir noch Computer simulieren; hier mit Ralf Hütter als Cray III, dem Meister des digitalen Zen, und Dirk Scheuring als Non Sequitur, dem ersten mit der Fähigkeit zum elliptischen Denken ausgestatteten Word-Processor der Welt. Dialog-Printout by Motherfucker.

ALS WIR ANFANG NOVEMBER letzten Jahres über ein Kraftwerk-Interview sprachen, hattest du mich auf später beschieden mit dem Hinweis, ihr bräuchtet noch Zeit, um 'all das Neue zu verdauen'. Ich hatte nicht verstanden, was das zu bedeuten hatte.

»Naja, wir hatten grade den letzten Mix und die letzte Montage abgeschlossen, und da konnte ich darüber nicht sprechen. Also, es fällt mir heute noch schwer. Wenn mich heute jemand befragen würde über 'Autobahn' oder 'TEE', dann könnte ich dazu was sagen; aber über was, was grade...«

»Aber ist es nicht grade das Schöne an Kraftwerk, daß es sich immer um dieselbe Idee handelt? Wo doch alle behaupten: 'Denen fällt nichts Neues mehr ein', was ja schön ist. Nichts Neues; sich nicht bemühen, originell zu sein, sondern ein Konzept weiterzuentwickeln.«

»Stimmt.«

»Das heißt, es kann gar nichts Neues geben, weil es sich ja immer um die alte Idee handelt, die mehr und mehr abgetragen wird.«

»Ja – kann man so sagen. Sicher fließen da immer neue Sachen rein, oder organische Sachen, aber... wir sind schon ziemlich starr, also so

gradlinig. Wir sind nicht sehr... breit...«

»Offenbar werden Kraftwerk bald nicht mehr notwendig sein.«

»Wie meinst du das?«

»Am Anfang stand doch die originelle Idee des Nicht-originell-Seins. Am Anfang war die Schaufensterpuppe.«

»Vorher haben wir auch schon was gemacht.«

»Ja, ich weiß. Ich wollte aber auf einen anderen Punkt hinaus.«

»Jaja.«

»Das war damals eine Visualisierung eurer Idee, die als originell empfunden wurde; dahinter stand aber dieser Roboter-Gedanke, der Maschinenmusik-Gedanke, der das Un-Originelle bevorzugt. Der wurde immer weiter fortgeführt, die Puppen wurden ersetzt durch noch recht einfache Computer-Grafiken, und jetzt könnt ihr euch für eure

ken im Fernsehen fällt ein Kraftwerk-Video gar nicht mehr auf.«

»Fällt nicht mehr auf?«

»Nein, grundsätzlich nicht.«

»Also, ich finde schon, daß das auffällt. Ich habe noch kein Computer-Video gesehen. Ich habe Sachen gesehen, die man Computer-Videos nannte, wo man mit Schminke arbeitet und Video-Tricks, vorwärts-rückwärts, wie bei Max Headroom oder so – aber das sind doch keine Computer-Videos, das sind Gummimaschen mit einem Computer-Image. Es gibt gewisse Ähnlichkeiten, aber in der Essenz sind unsere ganz anders. Das sind Daten.«

»Ich weiß das, und ich gehe auch davon aus, das Kraftwerk die am weitesten fortgeschrittene Technologie von allen benutzen. Als ich sagte, daß es nicht weiter auffällt, dachte ich eher an den Tagesschau-Vorspann oder an diese 'ARD-Spielfilm'-

C-Dur bei Mozart ist doch was anderes als C-Dur bei Howard Carpendale.«

»Es ging mir allein darum herauszufinden, was als außerordentlich empfunden würde, wenn Kraftwerk es heute täten. Ich hatte versucht, mir vorzustellen, wie es denn wäre, wenn ihr etwas zeitgeistgemäß Außergewöhnliches hätten tun wollen. Ich dachte dann, daß das so etwas gewesen sein müßte wie eine Platte voller gesampelter Wander-gitarren.«

»Einerseits – das finde ich auch gut, weil wir dich stimulieren zu gradezu kreativen Schüben, die wir selbst jetzt gar nicht mehr verwirklichen können oder brauchen – also das inspiriert mich wieder, daß wir bei anderen Leuten, die Phantasie haben, schon Musik 'triggern', praktisch. Du hörst sozusagen schon unsere neue Platte, bevor es die überhaupt gibt. Also, du hörst sie anders – ich höre da ganz was anderes – aber du könntest dir praktisch auch schon eine neue zu-rechtdenken.«

»Aber wenn es die tatsächlich gegeben hätte, wäre es doch scheußlich postmodern gewesen.«

»Kann sein, ja.«

»Weil es 'die originelle Idee' gewesen wäre.«

»Ja, wir können ja auch nur das

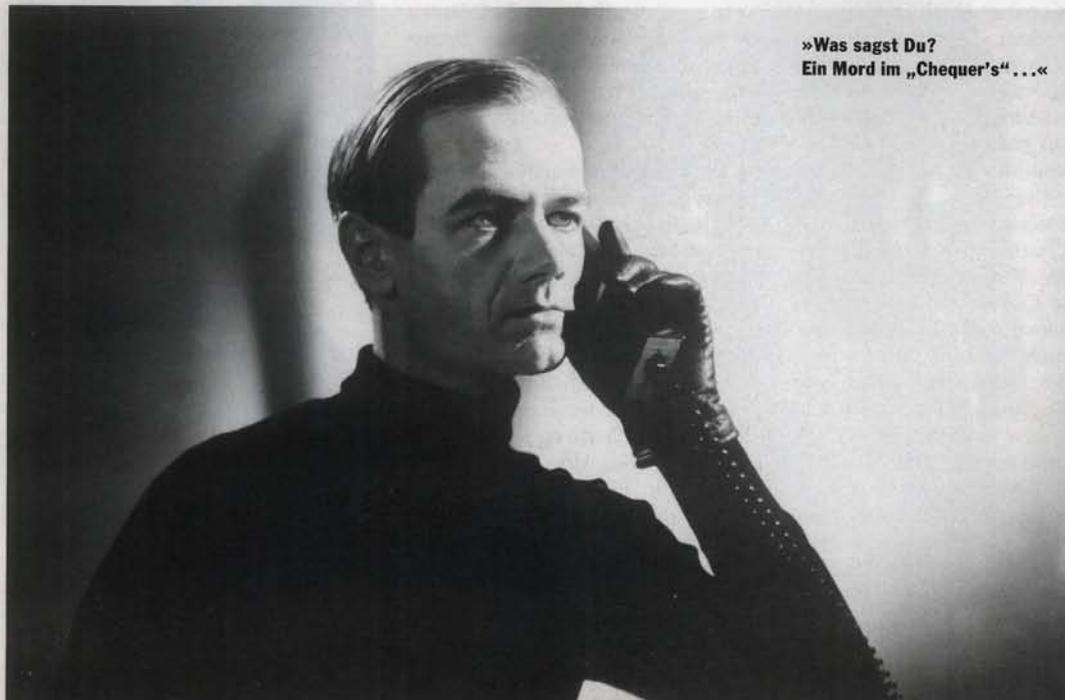
»... es gibt vermutlich keine Maschine, die mehr ist als ein Prototyp zukünftigen mechanischen Lebens.«

(Samuel Butler, 1872)

Videos per Computer bis hin zum Augenblinzeln reproduzieren. Andererseits wirkt das aber heute nicht mehr als neue Idee, sondern man hat fast den Eindruck des Gewöhnlichen. Unter all den Computergrafi-

ken, wo grundsätzlich dieselbe Technologie benutzt wird, bloß eben noch nicht in dieser Perfektion.«

»Sicher, man kann das so sagen. Wäre eine interessante Perspektive. Aber



»Was sagst Du?
Ein Mord im „Chequer's“...«



werk E INTERVIEW

machen, was wir machen können.»
»Natürlich hättet ihr es machen können – hingehen und die postmoderne Kraftwerk-LP machen. Was mir aber gefallen hat, war, daß Kraftwerk eben keine 'mögliche' Platte gemacht haben – so wie: 'Nach allem, was wir über sie wissen, wäre es möglich, daß sie jetzt dies oder jenes – Wandergitarren beispielsweise – verwenden', und dann hätten sich die Medien mit diesem neuen Aspekt auseinandersetzen müssen. Statt dessen habt ihr die 'wahrscheinliche' Kraftwerk-Platte gemacht; die Platte, die rein rechnerisch hinter alle anderen Kraftwerk-Platten gehört. Ich denke mir eine Kraftwerk-Platte etwa so wie eine Personalausweis-Verlängerung. Ich denke auch, daß man immer nur die jeweils letzte hören muß, weil alle vorherigen so sind wie alte Eintragungen – noch da, aber nicht mehr auf dem neusten Stand. Wenn auch die Konzept-Kunst in den 70er Jahren abgeschafft worden ist, muß man doch heute wieder über die Konzept-Kunst reden; zumindest unter dem Aspekt, daß das Einhalten fester Regeln, das damit verbunden ist, eine Handhabe liefert gegen postmoderne Beliebbarkeit. Solange man die Regeln anhand der Realität auf ihre Brauchbarkeit überprüft. Soweit ich das immer verstanden hatte, handelte es sich da im Falle von Kraftwerk um die Regeln für eine Art von 'konkreter Musik'.«
»Ja, das stimmt schon.«
»Und diese 'konkrete Musik'-Idee läuft halt irgendwann darauf hinaus, daß sich die Musik selber abschafft.«
»Hm.«

»Wenn vor einem gewandelten Hintergrund eine vormalig originelle Konzept-Idee nicht mehr als originell wahrgenommen wird, sondern als Alltäglichkeit, dann heißt das, daß sich da ein Künstler eine Vorstellung von einem Zukünftigen gemacht hat und sich hinterher herausstellt, daß er nicht bloß ein Spekulant war, sondern ein so guter Künstler, daß man ihn jetzt nicht mehr braucht.«
»Ja – oder wieder neu braucht... also, sag ich jetzt mal. Nicht mehr dafür braucht, sondern für etwas Neues.«
»Welche anderen Möglichkeiten des Gebrauchs des Kraftwerk-Konzeptes sind den denkbar?«
»Ja, wir haben einmal mit 'Tour de France' so eine 'Neue Körperlichkeit'... sagen wir mal... berührt – also so stellt sich mir das dar. Also Post-Schauenster... oder – nach Robotern einmal Körperlichkeit; und dann vielleicht mit der neuen Geschichte irgendwie... was Soziales. Aber eigentlich war das auch schon vorher da – also ich will das bei den Schauensterpuppen nicht ausschließen...«
»Stellt sich denn für euch überhaupt

werk alles von selbst.«

»Ja, ziemlich. Die Musik macht sich selbst.«

»Und aufgrund dieser Zwangsläufigkeit unterläuft ihr jene andere, übliche Zwangsläufigkeit des Neuigkeitswertes, das, was man als 'Entwicklung' bezeichnet, immer erfolgreicher, aber eben bis zu einem Punkt, wo gesagt wird: 'Denen fällt nichts Neues mehr ein'.«

»Ja, aber das sagt man uns schon, seitdem wir angefangen haben. 'Monotonie' oder so. Und grade das ist für uns ein Kompliment. Wir schreiten mit einem bestimmten Fatalismus vor. Da ist keine Dramaturgie wie im Spielfilm.«

»Jedenfalls scheinen die Personen, die Kraftwerk sind, mehr und mehr zu verschwinden. Wenn ich mir heute von Dietrich erzählen lasse, wie er euch '71 bei einem Auftritt im Hamburger Audimax gesehen hat, und wie ihr danach lange Haare hattet, dann bekommt diese kleine Anekdote allein durch die damit verbundene Vorstellung von Greifbarkeit, durch die Möglichkeit, das in

bei Neuveröffentlichungen nicht schnell genug Interview-Termine verteilen kann, es nicht wagt, eure Kreise zu stören, und devot fast ein halbes Jahr abwartet, bis ihr das Zeichen gebt, daß ihr eine neue Platte genügend verarbeitet habt; dann kriegen die Journalisten auf der Warteliste Termine, wenn sie Glück haben, aber diese Termine werden bis zum letzten Augenblick mit Vorbehalt vergeben, und immer wieder hört man ein 'wenn nichts dazwischen kommt'. Ich hatte darüber nachgedacht, ob es sinnvoll wäre, über die offiziellen Verlautbarungen hinaus etwas über Kraftwerk zu erfahren. So 'Investigative Journalism'-mäßig; wenn man sich umhört, kann man über jeden was herausfinden. Aber ich habe das verworfen, weil biografische Details nur eine Art denunziatorischer Komponente liefern könnten, oder den Nachweis, daß das auch bloß Menschen sind – was man nicht erst beweisen muß, was allenfalls eine gewisse Neugierde befriedigen würde, aber nichts zu einem besseren Verständnis der Kraftwerk-Idee beitragen könnte. Vielmehr kann man eigentlich schon zu Hause im Lehnstuhl selber ausrechnen, welche Antworten bei einem Kraftwerk-Interview auf welche Fragen fällig sind.«

»Also, ich find' das gut, daß du das... wie soll ich sagen... visualisiert, oder so. Ich brauche eigentlich gar nichts zu sagen. Du könntest praktisch schon meine Antworten mit einschreiben; ich brauche ja immer nur 'Ja' oder 'Nein' oder 'Fast' zu sagen. Vielleicht sollte man das einfach so machen. Weil... wir sprechen ja

»Wenn ich daher sage, daß ich bereit bin, einen solchen Roboter als 'Organismus' zu betrachten, erkläre ich damit meine Bereitschaft, ihn als eine Art Lebewesen anzusehen.«

(Joseph Weizenbaum, 1976)

die Frage nach dem Neuen?«

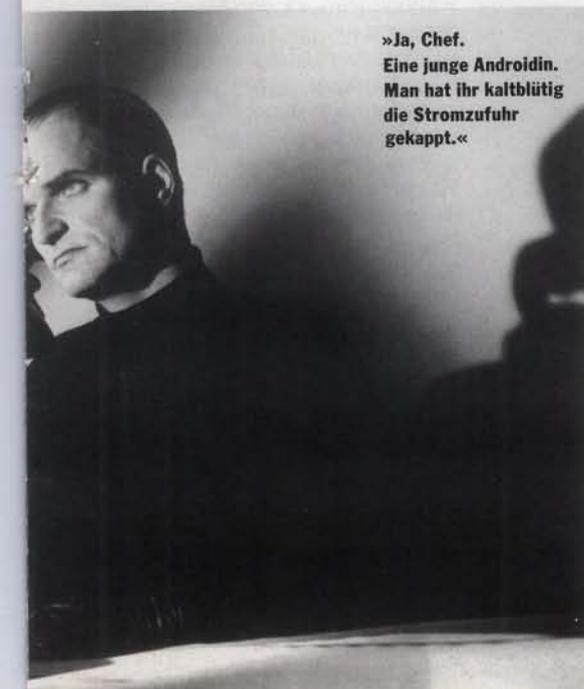
»Nee, nicht so... manchmal stellen wir gar keine Fragen, sondern wir machen einfach nur weiter. Automatismen.«

»Eigentlich ergibt sich doch für Kraft-

eine Zeit und ihre Mode einzuordnen, schon etwas Spektakuläres, weil Biografisches. Heute behandelt man Kraftwerk allgemein als Instanz, nicht als Personen. Das fängt damit an, daß die Plattenfirma, die sonst

»Ja, Chef.
Eine junge Androidin.
Man hat ihr kaltblütig
die Stromzufuhr
gekappt.«

»Wir vermuten,
Chef,
daß es Menschen
oder andere
Unterprivilegierte
waren.«



DAS DIGITAL

durch andere Medien – wir sprechen durch Klänge, und durch Bilder. Wenn wir halt jetzt eine Performance machen, dann auch nur durch Erscheinungen, Computer.«

»Die letzte Serie von Kraftwerk-Auftritten liegt ja fast fünf Jahre zurück. Hat so etwas für euch den Sinn verloren durch Videos?«

»Nee – wir haben da nur noch keine Planung. Wir machen immer das, was grade anliegt. Jetzt wahrscheinlich werden wir uns bald wieder programmieren auf Konzertsituationen.«

»Zurück aber zu dem Punkt, daß ich mir schon immer vorher denken kann, was du sagen wirst...«

»Wir haben das schon mal soweit durchdacht, daß wir uns mit computerisierten Interviews befaßt haben. Das kommt auch; das muß nur noch ausgearbeitet werden.«

»Es wird demnach von irgendeinem Zeitpunkt an der Person Ralf Hütter nicht mehr bedürfen.«

»Ja, richtig. Dann kann ich was anderes machen.«

»Voraussetzung dafür ist aber die Klärung der Frage, über die sich die Computerwissenschaftler seit langem fruchtlos streiten, sowohl unter technologischen als auch unter philosophischen Gesichtspunkten: Ist es tatsächlich möglich, daß ein Computer denkt? Können Computer lebendig sein?«

»Künstliche Intelligenz, ja.«

»Augenblicklich wird darüber ja noch argumentiert; da gibt es noch kein konkretes Ergebnis, kein Beispiel für künstliche Intelligenz. Aber du hältst das für möglich?«

»Ja, ich halte das für möglich – und wir sind ja davon auch durchdrungen. Alle, die heutzutage wach sind, sind davon durchdrungen und merken das. Und das führt auch auf unserer Seite zu einer... Bescheidenheit.«

»Es führt dazu, die Frage aufzuwerfen, ob der Mensch auf Dauer das am höchsten entwickelte Lebewesen auf der Erde sein wird, ob der menschliche Geist der Endpunkt ist, ob die Entwicklung dort...«

»... stehenbleibt, richtig. Es muß immer weitergehen. Musik als Träger von Ideen.«

»Nein. Das stünde ja dann auch zur Disposition. Warum sollte es mit der Musik immer weitergehen?«

»Ja... als Träger von Ideen, eben.«

»Das ergibt sich eben mal nicht von selbst in eurem Denkmodell. Denn wenn wir uns schon eine Intelligenz vorstellen, die der menschlichen

überlegen ist, dann muß man sich auch die Möglichkeit anderer, nicht-menschlicher Ideen vorstellen, für die Musik als Träger völlig unbrauchbar sein könnte. Man kann nicht da-

»In gewissem Sinne kann man sogar das Argument vertreten, daß Roboter eine in der Entwicklung begriffene Lebensform sind.«

(James S. Albus, 1981)

von ausgehen, daß ein dem menschlichen Geist überlegener Computer überhaupt ein Interesse daran hat...«

»... Musik zu machen. Ich glaube, daß er hat; aber das ist jetzt meine... Vision.«

»Aber wenn man an die Überlegenheit künstlicher Intelligenz glaubt, ergibt sich daraus, daß der Computer intelligenter ist, als es deine Vision sein kann.«

»Ich glaube...«

»Ja, da fängt der Glaube an. Da kriegt die Idee ein religiöses Moment. Wir sollten irdisch bleiben. Der Komponist Hanns Eisler hat, 1931, in seiner Schrift 'Die Erbauer einer neuen Musikultur' jene Musiker, die nicht nur Erbaulichkeiten liefern, sondern

Revolutionäres schaffen wollen, darauf hingewiesen, die Geschichte lehre uns, 'daß jeder neue Musikstil nicht aus einem ästhetischen neuen Standpunkt entsteht, also keine Ma-

terialrevolution darstellt, sondern die Änderung des Materials bedingt wird durch eine historisch notwendige Änderung der Funktion der Musik in der Gesellschaft überhaupt'. Die Ansicht, daß sich die Funktion der Musik in unserer Gesellschaft ändert, ist in das Kraftwerk-Konzept eingeschrieben; ihr leitet daraus die Forderung nach einer 'Neuen Volksmusik' ab, deren Wegbereiter ihr sein wollt.«

»Ja; die Volksmusik war ja fast abgeschafft in den 60er und 70er Jahren, wo die sogenannten 'Superstars' da gefirmt rumgelaufen sind...«

»... und heutzutage kann sich jeder einen Billig-Sampler zulegen, kostet dreihundert Mark...«

»... noch billiger. Oder Taschenrech-

ner. Das ist eine Art elektrischer Volksmusik. Die wird ja auch überall gemacht...«

»... was wiederum darauf hindeuten würde, daß Kraftwerk abgeschafft wird. Wenn man davon ausgeht, daß...«

»... jeder seine eigene Musik macht, braucht man uns nicht mehr.«

»Hört ihr denn viel von anderer Leute Musik?«

»Ja, so in dem Sinne, daß wir rumwandern und aus der Umwelt Klänge aufnehmen; in der Disco oder so. Aber wir gehen nicht in eine Konzertsituation, um da irgend jemandem zwei Stunden uneingeschränkte Aufmerksamkeit zu widmen.«

»Das Endstadium der Idee wäre folglich: Es gibt keinen Musikanten mehr.«

»Ja – oder: alle machen sich ihre Musik selbst; sei es in Denkform oder in hörbarer Form. Das ist irgendwie eine Sache, die nicht ganz richtig ist: Jeder spricht, liest und schreibt, und Musik sollte auch dazugehören. Ein Kind lernt Sprechen, Lesen, Schreiben – es sollte irgendwie auch... klingen.«

»Zu Ende gedacht, würde das nicht nur die Abschaffung von Musik als Kunst der Musiker bedeuten, sondern überhaupt die Abschaffung des Kunstgedankens.«

»Ja – das möchte ich doch hoffen.«

»Deine Vision würde aber nur dann funktionieren, wenn sie in ein anderes Gesellschaftssystem hineingedacht werden könnte, als wir es haben. Denn – Billig-Sampler hin oder her – der Kapitalismus hat doch ganz andere Dinge vor mit den neuen Technologien als die Abschaffung der Kunst.«

»Ja – das versteht sich alles von selbst.«

»Dem Kapitalismus liegt ja nicht daran, jedermann seine eigene Musik machen zu lassen – dann könnte er ja kein Produkt mehr verkaufen. Vielmehr wird versucht, mit Hilfe der neuen Technologien die Herstellung von Musik zu rationalisieren und die Vertriebswege zu kontrollieren. Und grade da ist man ja erst am Anfang. Die Technik der digitalen Datenübertragung soll ja – was die Musik angeht – dazu verwendet werden, herkömmliche Tonträger wie Schallplatte und Cassette abzuschaffen und den Vertrieb des Produktes Musik verlustärmer und effizienter zu organisieren. Man soll nicht mehr in einen Laden gehen, um sich diese oder jene neue Platte zu kaufen, sondern hier in der EMI-Zentrale soll ein Computer stehen.

Wir haben eine Spezialeinheit gebildet, die ihre Lebensgewohnheiten erforscht. Sie sind primitiv und berechenbar.«



E INTERVIEW

Den kann man dann vom Terminal zu Hause aus anwählen, und der spielt einem dann jedes gewünschte Stück Musik, an dem die Firma EMI die Vertriebsrechte hat, direkt ins Wohnzimmer. Dafür zahlt man dann. Und man zahlt für jedes Hören, wahrscheinlich nach einem Minuten-Satz, wie beim Telefon. Man kann es auch nicht einfach aufnehmen und wieder abspielen, geschweige denn als Rohmaterial zur Gestaltung seiner eigenen Musik benutzen, zum Beispiel nach Belieben sampeln und mischen und herumspielen; denn der digitalisierten Information wird ein codiertes Stör-signal beigegeben werden, das das nicht zuläßt. Sicher – jeden Computer-Code kann man knacken... aber erstens verlangt das noch eine wesentlich höhere Spezialisierung, als man heute braucht, um ein Musiker zu sein, und zweitens kann man so einen Stör-Code nach Belieben ändern, oder, besser noch, nicht nach Belieben, sondern nach dem Zufalls-Prinzip. So nämlich sieht die Art von Zukunfts-Visionen aus, wie sie der Kapitalismus an die Computerisierung knüpft, und nicht wie eure Vorstellung von einer 'neuen Volksmusik'.

»Ich weiß nicht, ob sich das so durchführen läßt. Das glaube ich nicht. Dann kann man immer noch abschalten und mit anderen Geräten, Taschenrechnern oder sonstwas, sich seine eigene Musik machen. Was will man dann da immer noch diese anderen Leute hören?«

»Wir reden doch im Augenblick erst mal über die Verfügbarkeit. Du hast einen Datenanschluß im Wohnzimmer, und damit kannst du...«

»...nachts um drei diese oder jene Platte hören und brauchst nicht erst bis zum nächsten Morgen zu warten, um in den Laden zu gehen, und die Platte ist nicht da. Wie oft will man eine Platte kaufen, um dann festzustellen, daß man sie erst bestellen muß?«

»Richtig – anders ist dann alles sofort verfügbar, aber die Kontrolle, die das Kapital über das Produkt hat, bis zur Nutzung durch den Verbraucher, ist größer denn je. Außerdem ist es zumindest denkbar, daß in einer Situation totaler Verfügbarkeit niemand mehr auch nur einen Gedanken daran verschwendet...«

»...selbst...«

»...ja.«

»Also das sehe ich überhaupt nicht so. Wenn man zugeschissen wird mit

diesem ganzen Zeug... ich höre keine Musik zu Hause.«

»Klar – du bist ja auch Ralf Hütter von Kraftwerk. Du stehst auf der anderen Seite. Du bist ein Sonderfall.«

»Kannst du vierundzwanzig Stunden

»Wir aber stellen fest, daß Computer kognitive Zustände haben können. Daraus folgt, daß Computermodelle und -simulationen überall dort, wo sie genügend entwickelt sind, eher eine Duplizierung als eine Mimikry des Verhaltens lebender Kreaturen darstellen: Es ist beispielsweise schwer einzusehen, wieso ein Schachprogramm, das seinen Schöpfer dauernd schlägt, das Verhalten des menschlichen Programmierers lediglich nachahmen soll.«
(Geoff Simons, 1984)

am Tag Musik hören?«

»Nein – aber ich bin ja auch ein Sonderfall. Ich rede mit Ralf Hütter von Kraftwerk.«

»Dann seien wir doch alle Sonderfälle.«

»Du siehst durch die moderne Technik den Wert der Musik als ein Mittel der Kommunikation steigen – für immer mehr Menschen. Ich sehe ihren Wert als Produkt steigen – für immer weniger Menschen. Das ist der Unterschied.«

»Für mich ist Musik eine Sprache.«

»Dann meinst du also: Jeder wird sprechen, und jeder...«

»...hört zu, und dann – Ohropax... und dann macht jeder selber.«

»Eine Sprache wird immer von denen beherrscht, die auch sonst eine Gesellschaft beherrschen. Außerdem bildet die Gesellschaftsform die Sprache, und nicht umgekehrt. Die Einführung einer neuen Sprache führt doch nicht zwangsläufig zu einer anderen Gesellschaftsform.«

»Sie ist aber für mich eine wesentliche Voraussetzung. Wenn einer stumm ist, dann kann er nichts aussprechen. Viele Menschen können noch nicht sprechen; die stammeln, und sie müssen also zum Klingen gebracht werden, zum Klangkörper werden.«

»Und dafür seid ihr da?«

»Ja – das wäre unsere Vision: Da gibt es doch dieses Märchen, wo man verschiedene Dinge mit einem Zauberstab berührt und zum Klingen bringt. Das ist ja ein Faden bei uns, daß wir Sachen zum Klingen bringen, eine Autobahn, einen TEE, Fahrräder, uns selbst – unsere eigenen Stimmen. Daß man irgendwie seine Stimme hervorbringt, selbst wenn Tonbänder laufen.«

»Aber man kann doch nicht so tun,

als wäre das allgemein gebräuchlich oder könnte es werden; als würde demnächst jederausprobieren, welche Töne er seinem Krupps 3-Mix entlocken kann, statt das Radio anzumachen. Daß ihr 'Dinge zum Klin-

gen bringt', ist keine Alltäglichkeit, sondern gehört zu eurer selbstgestellten Aufgabe als Künstler.«

»Wir sind eher Musikarbeiter. Ich würde das nicht durch einen Kunst-Begriff ersetzen.«

»Ich sage jetzt aber mal, daß das ein Taschenspieler-Trick ist. Ihr könnt diese Strategie des Sich-Zurückziehens deswegen weiterverfolgen, weil ihr Kraftwerk seid. Ihr seid in der Lage, so zu argumentieren, nicht weil es in naher Zukunft keine Stars mehr geben wird, sondern weil ihr in der Gegenwart welche seid.«

»Ich denke nicht, daß wir Stars sind.«

»Eure Plattenfirma denkt das aber, beispielsweise. Die behandeln euch etwa mit der gleichen Ehrfurcht wie Michael Jackson, obwohl ihr vielleicht nicht mal ein Zehntel so viele Platten verkauft wie der. Es ist ein schöner Erfolg, daß ihr euch in diese Position habt bringen können; aber du solltest nicht so tun, als sei das selbstverständlich. Es ist halt nicht selbstverständlich, daß eine Band eine neue Platte veröffentlicht, und die Medienleute der Plattenfirma tun alles, um dieser Band die Journalisten vom Leib zu halten, statt freudig Interviewtermine zu arrangieren und für Publicity zu sorgen. Und zwar so lange, bis die Musiker dann ruhen, ihr neues Werk verarbeitet zu haben.«

»Wir denken eigentlich nicht über solche Dinge nach; für uns ist das alles Routine. Wir tun unsere Arbeit immer so, wie sie grade anfällt.«

»Es ist beachtlich, wenn man so nonchalant darüber plaudern kann; aber genau das ist es doch: Es ist beachtlich, sich der Beachtung entziehen zu wollen, und darum wird es beachtet. Aber bevor man sich der Beachtung entziehen kann, muß

man sie erst mal haben. Ihr habt mehr als fünfzehn Jahre gebraucht, bis ihr euch diese Position geschaffen habt. Ich will ja durchaus glauben, daß man durch recht schlichte Passivität dahin kommen kann; aber das ist doch dann eine über lange Zeit hinweg gezielt angewandte Passivität, eine aktive Passivität, die auf der genauen Kenntnis der Regeln des Systems beruht und nicht auf Ignoranz. Eine Newcomer-Band etwa wäre doch nicht in der Lage, beim Erscheinen ihrer ersten LP ihrer zuständigen Promotion-Abteilung zu sagen: 'Nun wartet erst mal ein paar Monate, bis ihr die Presse an uns ranlaßt.'«

»Ich weiß nicht, warum sie das nicht tun. Vielleicht sind sie noch stumm.«

»Sie tun es nicht, weil ihnen sonst jemand den Arsch aufreißen wird, der Label-Manager, oder wer immer für solche Dinge zuständig ist. Es ist natürlich immer ehrenhaft, eine neue Nische zu schaffen innerhalb des Systems, und vielleicht ein Ansporn für die später Kommenden, mit ähnlichem Selbstbewußtsein gegen die gängigen Mechanismen anzuarbeiten. Es ist aber falsch anzunehmen, daß dadurch der Kapitalismus in seinen Grundfesten erschüttert wird.«

»Ich kann dazu wirklich nichts weiter sagen, als, daß wir einfach immer weiter voranschreiten werden.«

»Nun gut. Folglich müßte dann der Abbau-Prozeß immer weiter vorangetrieben werden. Das könnte beispielsweise bedeuten, daß ihr Sachen produziert, die nicht unter dem Namen Kraftwerk veröffentlicht werden; überhaupt, daß ihr andere Leute produziert.«

»Wir haben das bisher immer abgelehnt, wenn uns jemand gefragt hat, ob wir seine Platte produzieren; in erster Linie, weil wir mit unseren eigenen Geschichten zu sehr beschäftigt sind. Aber wir denken schon in dieser Richtung – nicht andere Leute produzieren, sondern schon Kraftwerk, aber in einer anderen Identität.«

»Ja, so was konnte man sich ja wieder denken. Ginge das dann so, daß Produkte veröffentlicht würden, die von euch sind, aber unter anderen Namen laufen?«

»Ja, oder wir dachten eher daran, Lizenzen zu vergeben; dann gäbe es Kraftwerk/England, und Kraftwerk/Amerika, und Kraftwerk/Japan. Das ist aber jetzt noch nicht aktuell; das sind so langfristige Sachen, wo wir drauf hinarbeiten.«



„Spätestens seit
Colourfield weiß man doch,
daß man keine schönen
Songs schreiben darf . . .“
(Biff Bang Pow)

H E I L I G

Julian Cope
Saint Julian
Island

Nach drei Jahren ist es endlich raus, das neue Bekenntnis des Julian Cope. Der Vorgeschmack auf diese LP, die beiden Singles „Trampolene“ und „World Shut Your Mouth“, ließen die Vermutung einer Umpolung des ehemaligen Acid-&-Teardrop-Exploides-Freaks zum schmucken, in schwarzes Leder verpackten Popjungen zu, aber der Größenwahn ist Julian

Cope in seiner Eremitage nicht abhanden gekommen. Als nichts geringeres als ein selbsternannter Heiliger — „Saint Julian aus Tamworth“, der durchblicken läßt, daß er einiges durchgemacht hat (Rock) in der Welt, aber dennoch noch immer furchtbar viel will (Pop) und dazu noch eine Vergangenheit hat (Teardrop Exploides — Psychedelia), hat er drei Jahre all dem entsagt, um mit einem unsichtbaren Jim-Morrison-Heiligenschein versehen in die Dancefloor-Charts einzubrechen. Will man einem braven Sohn ein braves Kompliment machen, dann sagt man seine Arbeit ist solide... oder wie sonst soll man Julian Copes glatte Rocknummern mit netten Texten verstehen.

„I keep my love in a little brown bag“ ... der gute Junge („Shot Down“), und das passiert vor dem Sound einer Doors-Parodie, oder das Stück „Spacehopper“; das eine gebügelte Cramps-Nummer ist, oder das bo-wiehafte „I Love You“; in „Planet Ride“ zwischen einem Süße-Melodie-Song („Eve's Volcano“) mit süßem Chor, den beiden schon erwähnten Popnummern, dem dreckigen Anklagestück „Pulsar“, dem Mainstream-Rockstück „Screaming Secrets“, der eigenen Heiligengeschichte, dem schaurigen „Saint Julian“ und dem der eigenen Vergangenheit, dem Weggetretensein, sich um nichts scherenden langsamen „A Crack In The Clouds“...

Es ist, als hätte er sich eine Geschichte ausgedacht, in der möglichst viele Elemente (der Musik) vorkommen, zusammengehalten von einem umfassenden Prinzip (billigerweise das „Göttliche“) und versucht, es so geschickt und ordentlich wie möglich auszumalen, um damit allem bössartigen Kategorisieren ein Schnippchen zu schlagen und mit der Vergangenheit aufzuräumen, um so möglichst eine Riesensumme Platten zu verkaufen. Schließlich ist er nur noch beseelt davon, eine beseel-

te „Idee“ gehabt zu haben. Vergleiche mit Matt Johnson sind nicht auszuschießen. Eigentlich haben diese Jungen eine gute Idee — man kann ja verstehen, daß sie nicht jahrelang als anerkannte Weirdos weiterleben wollen — daß Dumme ist nur, daß sie anstatt diese Idee in Musik umzusetzen, sie mit musikalischen Teilen illustrieren. Diese Teile sind es dann, die auf Hochglanz poliert, auf der Platte zu hören sind. Heilige können keinen eigenen Willen mehr haben. Sie fühlen sich schließlich von etwas Höherem berufen. Kein Wunder, daß Saint Julian dann singen muß... „think my world is fading fire“. Auch wenn alles — diese Pose mit ausgebreiteten Armen vor Schrotthaufen in Feuerschein und fahlem Qualm nicht so ernst gemeint ist — so ist diese Songzeile doch die reine Erleuchtung.

Jutta Koether

Hurrah!
Tell God I'm Here
Kitchenware/Arista

Die hochbegabten, aber unverständenen Pop-Talente, die sich ganz ihrer Kunst verschreiben und auch dann nicht die Hoffnung verlieren, wenn sie ihre Instrumente verpfänden müssen. Der Rockkritiker, der die Qualitäten eines Produktes in den höchsten Tönen loben, aber niemanden zum Kauf einer Platte zwingen kann. Das un-belehrbare Massenpublikum, das Musik eh nur

als Hintergrund zu allen möglichen Dingen begreift und keinen Sinn für „quality pop“ entwickelt. Man kennt dieses Weltbild zur Genüge, der Kampf der ausgewählten Geschmackswächter gegen eine tumbe Masse gehört schließlich auch zu den Leitgedanken der neobuddhistischen Indie-Askese. Trotzdem behaupte ich: Hurrah! müssen das nächste, große Ding werden, sonst zerknack' ich mit meinen grenzenlosen Telepathiekräften alle Aha-Madonna- und Nick-Cave-Platten auf dieser Welt!

Warum diese Aufregung? Nun, Hurrah! haben das Versprechen, welches sie mit früheren Singles wie „Gloria“ und „Who'd Have Thought“ leisteten im großen und ganzen gehalten. „Tell God I'm Here“ ist die beste Gitarrenpop-LP seit langem. Dabei hat ein langer Leidensweg zu diesem Debut geführt, schließlich wurden sogar die Rickenbacker-Gitarren gegen tägliche Speisung eingetauscht und nur die schwarzen Lederjacken überlebten Not, Armut, Arbeitslosigkeit. So

wurde die Platte mit geliehemem Equipment und mit viel Wut im Bauch aufgenommen, denn schließlich wollte man immer noch raus aus dem Dreck und das Fordern nach Liebe, Leben und Labsal, geriet zum wahrscheinlich letzten kollektiven Aufbruch. Selbstverständlich kann man unter solchen Lebensbedingungen nicht den Mauerblümchen-Appeal der zahllosen Orange-Juice-Clones entwickeln, sondern wird zu lauter, aufbrausender Rockmusik getrieben — „Big music“ wenn man so sagen will, wobei uns die Zeremonien von U2 und den Waterboys einfallen, aber diese Erinnerungen sind hier nur sehr bedingt anzuwenden: Hurrah! haben mehr mit „Rubber Soul“ und den Beatles zu schaffen als mit aufgeblasenem Neo-Pomp.

Frank Janning

Tav Falco's
Panther Burns
The Words We Knew
New Rose

Diese Platte muß gut sein, sonst ist die Welt wie wir sie kennen, nicht mehr. Und sie ist ja wirklich nicht mehr, aber diese Platte ist wirklich gut. Panther Burns retten im Aussterben befindliche, im guten Sinne mißlingende Musik, sie rafften Monstrositäten des Songwritings aus Müllleimern von Stax-Records, covern abgelehnte Demos, brechen eine Lanze

für den „Stuttgart, Arkansas“-Sound, rekonstruieren Songs, die sie morgens um 5 von obskuren Radio-Stationen hörten, als sie die Avenue D in der Lower East Side entlangkruisten, LX Chilton spielt Gitarre und Alex Chilton hat produziert, aber das Wichtigste, das schleppende „trap drums“ von Ross Johnson fehlt nur, wenn es von so Großartigem wie Alex Chiltons Conga ersetzt wird. Neben diesen wunderbar langsam und quälend daher wackelnden Songs, gilt es bei dieser LP vor allem die Klopferäusche, die zarten, zu loben, die hier anstelle eines Schlagzeugs zum Einsatz kommen. Was für eine schöne Platte. Musik, die die moralische Autorität eines Straubfilms ausstrahlt.

Diedrich Diederichsen

Biff Bang Pow
The Girl Who Ruins The Beat
Hotel
Creation/Rough Trade

Eine Platte von bedauerlich oberflächlichem Charme. Ihr Reiz orgelt

ins Leere, während ein Schlagzeug freundlich zischelt. Ja, wie beschissen ist man dran, wenn man einen Freund braucht und zur Hand ist nur ein Freund von J.C. Brouhard, der uninteressanten Beraterpersönlichkeit, die im pastellfarbenen Hintergrund dieser Platte wirkt. Nun wissen wir alle, daß man seit Colourfield keine schönen Songs mehr schreiben kann, um damit einfach *das Rechte* zu tun, und trotzdem leisten sich Biff Bang Pow hier nur Feinheit, Reinheit und Einheit von Sound und Bedenkzeit. Für 4 Sekunden am Anfang jeden Stückes könnte man meinen, dies sei etwas seltsames, aber das ist es nicht. Mal wieder erlag man dem schrecklichen Irrtum, das, was man auf dem Weg zur Straßenbahn nachsäuselt, sei SCHÖN, diese schöne Melodie. . . in Wahrheit ist das nur die Eselsbrücke zum schönen Song. (So oft kann man gar nicht zur Bahn gehen, daß einem dieses Album was sagen würde.) Nie hypochondrisch, nie wehleidig, kein Jammern und Klagen: diese Band ist *verständlich*, nie übersüßt und jaulend — nein, besonnen. Ein altkluges Stück Lebenshilfe für Hauswirtschaftschülerinnen (wie ich sie kannte). Sie möchten ihre Hand auf das Haar dieser Musiker legen.

Clara Drechsler

Nikki Sudden/Johnnie
Fean/Simon Carmody
The Last Bandits in The World

Nikki hat sich mit dieser Platte eine neue Medaille verdient, nicht nur wegen „Winter“ oder besonders „Bad Mans Fuse“ auch dafür, daß er Johnnie Fean in Dublin aufgespürt hat. Fean war Mitte der Siebziger Gitarrist der besten irischen Folk-Rock-Band, Horslips, mit denen er die Klassiker „Happy To Meet. . . Sorry To Part“, und „The Tain“ einspielte. Im Studio des Ex-Horslips-Drummers Eamonn Carr traf man sich in weinseliger Stimmung, Dritter im Bunde war Simon Carmody, Songwriter der irischen Beatpunks The Golden Horde. Eamonn Carr schrieb früher alle Horslips-Texte und kommt auch heute noch auf klasse Zeilen wie „Together we were travelling through a hundred gothic towns“ Die absoluten Knaller dieser rein akustischen, super schwerblütig ins Gemüt ziehenden LP sind sicher die beiden Eamonn Carr-Songs „Horse Island“ und „Four Wicked Winds“, sowie Carmodys schmerzendes „Debbie“, welches jedes junge Mädchen dieser Welt des Morgens aus dem Schlaf säuseln sollte, um für sie den Tag schön zu machen. Aber es war Nikki, der sie alle zusammen brachte und als letzte Banditen dieser Welt sind sie viel besser als sein letztes einsa-

mes Soloalbum „Texas“. Sanft spricht es zu Dir aus Rockerhand; neben der letzten Fallen-Angels-LP die beste lebensfreundliche Folk-LP dieser Zeit. Michael Ruff

The Fuzztones
Live In Europe
Music Maniac Records

Jihad! Heiliger Krieg! Die einzige noch mögliche Haltung ist die des religiösen Wahnsinns. Die Fuzztones gilt es zu verstehen als eine Sekte, die laut, fanatisch und geschwätzig durch Europa zog, Frisch-Konvertierte zurückließ, Lieblingslieder von Love bis zu den Cramps auführte und am Ende nur noch zu fanatisierten Milizen sprach, bereit der Wahrheit eine Gasse zu bomben. Auf dem Inner Sleeve dieser Live-LP wimmeln die Europa-Anekdoten, von Gewehren und Leonard Cohen und Lemmy und Mike Monroe, von einem Mordversuch an Rudi Protrudie in Lyon... der ganze heilige Krieg eben. Lärmism. Diedrich Diederichsen

David Thomas And The Woodenbirds
Blame The Messenger
Rough Trade

Ich bin ein Vögelchen, ich bin ein Papierschnitzel. In meinen Ohren saust der Hurrikan. Ich singe ein Lied vom Herzen des Windes. Ich kündige von den Dinosauriern. Wir sammeln ihre Knochen, wie Fremde bald unsere Knochen sammeln werden.

David Thomas, der gute Geist, läßt uns wieder in die Elemente und Tierwesen schlüpfen, deren notwendige innere Ordnung uns Menschenkreaturen an die so simplen „facts about to be“ gemahnen soll. Aber da Bruder Thomas weiß, daß es der „messenger“ ja ist, der „geblamet“ wird, legt er den Zeigefinger lieber an die Akkordeontasten und spielt auf zu einer zünftigen Party in „My Town“, gesehen aus der Vogelperspektive („This is a song not by or for human beings, sung by birds“). Dieser Stadtländler, übrigens von Thomas selbst geschrieben, läßt das Gefühlsbarometer in ungeahnte Wonnegrade steigen. Das Charmestück des Albums. Die diesem Stück oppositionellen Songs („When Love Is Uneven“, „The Long Rain“, „Having Time“, „The Storm Breaks“) vereinnahmen den alten Pere-Ubu-Blues, sagen wir mal, nicht „40 seconds but 1 Minute 20 over Tokio“. Und David Thomas kennt die kleinen Schlenker, die um das Melancholieloch herumführen (nicht wahr, Herr Waits!). Das „lonesome me“ hat seine Zeit, aber dann... Unser krummer Orpheus versprüht soviel Glauben,

daß er die „Friends Of Stone“ gar nicht erst erweichen muß. Er liebt sie halt. Tauet Himmel den Gerechten! Peter Bömmels

Tom Verlaine
Flashlight
Fontana/Phonogram

Seit dem Television-Split hat Tom Verlaine nun auf nunmehr fünf Solo-LP's am eigenen Ausdruck gebastelt. Die Erlebnisse in einer großen Stadt (New York), aber auch der Überdruß an der „Afterhours-Routine“ und folgend der Rückzug ins Intime mit den Beziehungsproblemen ziehen, sich als Grundmotive durch seine selten eindeutig interpretierbaren Texte, kennzeichnen aber auch als „Großstadtennui“, als Gefühl des Verlorenseins und Sicherungsverlierens die musikalische Atmosphäre. Auf seiner neuen LP finden sich zwei Songs, „Bomb“ und „The Scientist“ betitelt, bei denen in diesen Zeiten politischer Eindeutigkeit (aber Eindeutigkeit ohne Konsequenz als neue Beliebigkeit) moralische Traktate zu erwarten wären, was Verlaine jedoch daraus macht, ist vorsichtig gesprochen außerordentlich obskur. Aber Tom Verlaine ist auch nicht als begnadeter Lyriker verschrien, genauso wenig wie ein französischer Dichter, der nicht wegen seiner (mäßigen) Kunst, sondern aufgrund seiner erotisch gefärbten Freundschaft mit Rimbaud, einem jungen Gitarristen den Namen gab. In einer Zeit, in der Rockkritiker noch auf Virtuosenuche gingen, hielt man ihn für den „neuen Hendrix“ und in der Tat zählt Verlaine wohl zu den innovativsten Gitarristen der siebziger und achtziger Jahre, was aber nicht rechtfertigt, daß Verlaine auf seinen letzten beiden LPs „Words From The Front“ und „Cover“ das Songwriting stark hinter Demonstrationen seiner Gitarrenkunst zurücktreten ließ. Ihm gelang kein neues „See No Evil“, „Ain't That Nothing“ oder „Breakin' In My Heart“. Mit der neuen Platte „Flashlight“ kehrt Verlaine zumindest wieder zu den Konturen seiner 81er Rock-LP „Dreamtime“ zurück und sprüht geradezu vor Melodien und neuen Einfällen, sie zeigt den besten Verlaine seit langem. Er wird hier wohl endlich wieder den Erwartungen und Projektionen gerecht, die eine ganze Generation dilettierender Junggitarristen an ihren Helden stellt. Frank Janning

I Start Counting
My Translucent Hands
Mute/Intercord

Das Beste an dieser Platte ist das Inner Sleeve (oder die Unterhose), wo

Black Music
At It's Best

PERCUSSION
Das dritte Album



LP | CD EFA 6157

SINGLE-REMIX:

EVERYBODY'S TALKING | RIGHT BACK

ALSO AVAILABLE:

DON'T STOP EFA 6156 LP

BEATWAVE EFA 6451 LP | CD

MANHATTAN JUNGLE EFA 6150 12"



EFA

das oberangesagte Duo einen Haufen Listen mit Lieblingen, Musikern, Essen, Jobs, Wohnorten etc. abgedruckt hat. Listen sind das Schönste. Der Rest ist aber auch nicht schlecht, den unter anderem erwähnten Michael Nyman hört man durchaus, daneben Spielzeug-Disco und plötzlich einen rührenden Song voller Designer-Schwermet. Fast möchte man sagen: Die Flying Lizards der 80er Jahre, aber das waren ja schon diese 80er. Also sage ich: früher Fad Gad-get (aber ohne Messages) plus Andreas Dorau wie er nie war plus Procul Harum der 80er plus Wire plus Humor. Durchaus angenehm.

Diedrich Diederichsen

The Pastels Up For A Bit With Glass

Alan McGee muß ziemlich beschuert gewesen sein, daß er sich im letzten Jahr von den Pastels trennte und sie zu Glass gehen ließ. Denn nach den letzten Singles der Pastels war klar, daß sie zu den Großen aus Glasgow gehören. Obwohl neben Orange Juice und Jesus & Mary Chain erklärtes Vorbild für C 86 (die Anorak-Band schlechthin), war zu befürchten, daß sie von ihren Verehrern eingeholt würden, nur weil sie all die Jahre nicht richtig wollten und ihre Faulheit nicht besiegen konnten. Aber nix da, schon „Truck Train Tractor“ zeigte 86, daß sie dem Rest wieder um einiges voraus waren. Statt halbgekonnem und deswegen charmantem Pop,

die Pastels-Version von Rock'n'Roll, also Ramones wie bei „TTT“ oder, auch wenn es schon oft gesagt worden ist, mit dem gewissen Bo-Diddlely-Gefühl, wobei gerade auf Seite zwei (erste Seite ist eher durchschnittlich) die Stücke mit Instrumental-, Improvisations-Abendungen besonders schon enden. Nervt überhaupt nicht. Neben der J & MC Ähnlichkeit (Krach und Melodie) für dieses Genre schön eher originelle Versatzstücke wie Kirchenglocken und echte Geigen, z.B. auf „Ride“, was mich an die Beatles erinnern könnte, wäre nicht Stephen Pastels Stimme. Und was ich sonst gar nicht leiden mag, wenn einer schlecht singt, paßt hier wunderbar, versteckte Schönheit und so. Man hat lange darauf gewartet. Zu recht.

Lothar Gorris

Nick Drake Time Of No Reply Hannibal

Diese Platte ist a) nur für den Nick-Drake-Fan und b) eine wundersame Ausgrabung, weil es sich um eine Ausgrabung für den Nick-Drake-Fan handelt.

Sie ist rein und sanft und braucht nicht durch verquere Tricks gesäubert oder retuschiert zu werden. 14 posthum veröffentlichte Stücke ohne die geringste Spur von Fledderei. Zehn davon sind unveröffentlichte, davon sieben nie irgendwo gehörte, die alle von Bändern des ganz frühen Nick Drake stammen (67/68),

vier Songs stammen von der letzten Session, die kurz vor seinem Freitod 1974 stattgefunden hat. Die mit diesem Album aufs neue in Angriff genommene Pflege des Andenkens an die frühverstorbene zarte Koryphäe englischen Songwritings ist nicht nur ein Beispiel für den unermüdlichen Freundschaftsgeist von Joe Boyd (der sich auch immer noch um das Verbleiben der Werke von anderen Weggefährten englischen Folks: Fairport Convention, R. und L. Thompson, Sandy Denny, kümmert), sondern ein wohl berechtigtes Nachforschungsunternehmen, daß der Name Nick Drake immer wieder genannt und der Einfluß seiner zerbrechlichen Lieder immer wieder bezeugt werde, sei es von Julian Cope, sei es von Lawrence (von Felt). „Time Of No Reply“ ist ein leidvoll-schönes Ensemble an Songs und ein Muß für den Besitzer der „Fruit Tree“-Box (Nicks Drakes gesammelte Werke).

Jutta Koether

The Men They Couldn't Hang How Green Is The Valley MCA

Wenn ich „Manufactured by“ auf dem Plattencover lese, lese ich es nie symbolträchtiger als bei solchen Platten. May there be peace in the valley! In diesem ganz speziellen werden bald nur noch Menschen mit zwei Daumen leben, Nachfahren der Men They Couldn't Hang, die alle histori-

schen Freiheitskämpfe zum Jahrestag der Boston Tea Party „and the likes“ treulich durchleben müssen, Vergangenheit und Zukunft, Eltern und Kinder, Schwarze, das Gold der Nordsee und stille Tage vor Fabriktoren, wieder Stiefel auf Kopfsteinpflaster, deren Sound nichts Gutes verheißt, dies alles wird sich nicht ändern für diese Fliegenden Holländer des Klassenkampfes. Ich würde nie zu behaupten wagen, es sei richtig so, aber ich darf wohl sagen, daß es *rührt* und dem extrem langweiligen Folkgequengel eine innere Richtigkeit gibt, Vernunft in einem unsinnigen Gefüge.

Clara Drechsler

Roky Erickson Gremlins Have Pictures Pink Dust/Enigma

Während eifrige Franzosen mit rührend effizientem Imitationsgeschick die 44. Coverversion von „You're Gonna Miss Me“ einspielen und der andere große 13th-Floor-Elevators-Klassiker, „Roller Coaster“, zu den Hits im Spacemen-3-Repertoire gehört, setzt das Enigma-Sub-Label Pink Dust die Aufarbeitung des 70er/80er Werks des großen Marsbewohners Roky Erickson fort, jenes legendären geistesgestörten Sängers der Elevators. Die 70er sahen ihn in Irrenanstalten, aber auch als Dylanesken Ankläger zur akkustischen Gitarre, sie erlebten ihn kurzfristig als Virgin-Single-Künstler, er nahm eine LP für CBS,

Do you like guitars?
Here are the
Short Romans

Album Out Now

LP: „Short Romans“ 6.26434

CD: 8.26434

Single: „Radio“ 6.14770

Maxi: 6.20704

UPFRONT

UPFRONT is marketed and distributed by TELDEC Schallplatten GmbH



CASSETTEN

Cassettenmacher als Verpackungskünstler. Junge Leute mit unbestreitbaren Designer-Qualitäten integrieren das Musikinformation speichernde Chromdioxid als Bestandteil in multimediale Artwork-Konzepte und stellen auf diese Weise die beliebte Supermarkt-Frage nach der Verpackungs-Inhalts-Kostenrelation.

Mit einem Farbphoto von atemberaubender Schönegeistigkeit, einer hochglänzenden Plastiktasche und einem Bravo-Poster kommen uns **The Tremor Sense** aus Verden an der Aller, der Stadt aller kastrierten Philosophen. Ist die A-Seite von „Morphine And Easy Tears“ ein akustischer Flirt mit Elizabeth „Cocteau“ Fraser, mit einem Küsschen und die alte Cure („A Pattern“), so ertönen auf Seite B weitaus psychedelischere Töne. Alles in allem eine zwingende Empfehlung für all die, die sich vorz D.D.s Gedanken zum Thema immer noch jede 4AD-Platte anschaffen. (über: IQ, Im Saal 38, 2810 Verden/Aller).

Zum Lieferumfang von **Der Werkpilot 2** gehört neben durchsichtigem Tape auch das anspruchsvoll gestaltete Werkpilot-Magazin, inhaltlich kunterbunt incl. Kurzroman für Bukowski-Jünger, Galeriefoto aus der Fabrikhalle und Philosophie über die Farbe „Grau“. Das alles im digital layouteten Industriedesign aus dem New-Wave-Computer. Den homogenen musikalischen Beitrag bildet auf der Compilation-MC die internationale Home-Elektropop-Szene mit Bands wie (natürlich!) den **Werkpiloten**, **Nagamatzu** oder **Rytbit**. Das richtige Kunstobjekt für alle Hi-Tech-Gläubigen gibt es bei 235, Spichernstr. 61, 5 Köln 1.

Nahezu biologisch primitiv in einem Scheißhaufen (!) aus Styropor verpackt dagegen der Sampler **The First Strike** (c/o Turnabout Tapes, Bürgerstr. 27, 4000 Düsseldorf 1). Mit dem Charme von still im Kämmerlein frickelnden und von allerlei Geräuschen inspirierten Heimitapern präsentiert das Düsseldorf Label den perfekten Soundtrack für einen Science-Fiction-B-Movie: Kampfzonen, Ruhe, Melancholie, der Auftritt des Helden, die Romanze mit der Sternprinzessin und die entscheidende Auseinandersetzung mit den bösen Marsmännlein werden schlicht, aber wirkungsvoll instrumentiert.

Ein Schlag mitten in die Fresse des bornierten Avantgarde-Pop-Kritikers ist die Cassette der **Boxer** (c/o Rudolph, Römerstr. 40, 28 Bremen 1). Da schaffen es doch drei Herren tatsächlich, sich jeglicher Kategorisierung zu entziehen. Ist das nun Hardfunk, „Hiphopnoise“ oder eine Hommage an Sakamoto's „B2-Unit“-Phase? Konkret greifbar sind eigentlich nur Lars Rudolphs Trompetenspiel à la Toshinori Kondo, Willehad Grafenhorst's Highspeed-Baß und das den ganzen großartigen Krempel zusammenkittende Schlagzeug von Ulrik Spies.

In exzellenter Soundqualität reflektieren die Frankfurter **Collectionism** (c/o Langenbeckshöh 29, 2 HH 63) die sie täglich umgebende Kulisse aus Haushalts- und Fabrikgeräuschen. Doch während ein Großteil der Industrialmusik-Fraktion es bei metallernen Krachorgien bewenden lassen,

eine Mini-LP im vorletzten Jahr für New Rose auf, steuerte zum Soundtrack von „Return Of The Living Dead“ das hervorragende „Burn The Flames“ bei. Auf „Gremlins Have Pictures“ finden sich vorwiegend Live-Aufnahmen mit seinen Bands The Explosives, Bleib Alien und The Aliens aus der Zeit zwischen 1975 und 1982, ein paar akustische Protest-Songs mit gebrochenen Folklore-Melodien dazwischen-

gestreut. Straighter, würdiger Heavy-Rock, wie ihn John Cale immer mal wieder zwischendurch gespielt hat, vor allem in den Alligator-, Hexen- und Vampirsongs mit den Explosives, eine Spitzenversion der Virgin Single „The Interpreter“ und ein umgedichtetes „Heroin“ sind die Höhepunkte, die Roky Erickson trotz allen Wahnsinns als eine ebenso kontinuierliche Kraft ausweisen wie seinen ebenso genialen wie bescheuerten

Zeit- und Legendengenossen Sky Saxon (auch wenn vor dessen seltsamer Purple-Electricity-LP ausdrücklich gewarnt sei.) Sunlight

Scratch Acid Berserker

Fundamental/What's so funny about?

„Ya cranky bastard Muthafucka...“
In bewährter Manier haben die müll-

gelingt es dem Trio, eindrucksvolle Stimmungsbilder aufzubauen. In zumeist breit angelegten, vielschichtigen Klangflächen bleibt genügend Platz für sowohl rhythmische als auch sehr ausdrucksvolle melancholische Kompositionen. Das jung-dynamisch-aufstrebende EB-Fanzine (Charlottenburger Str. 5, 5 Köln 1) bemüht sich nicht nur um monatliches Erscheinen, sondern vergnügt sich auch noch mit gelegentlichen Tape-Compilations mit vielen interessanten und zumeist unveröffentlichten Demo- und Liveaufnahmen.

Die Weltmeister heißt die Serie mit bislang drei erschienen Ausgaben; der Sammler und Neugierige findet die unterschiedlichsten Kleinode (z.B. Titel von S.Y.P.H., Set Fatale, Schwefel, Die Sache) mit einem etwas bierseligen Übergewicht der Tote-Hosen-Schlaffe-Affen-Funkpunk-Fraktion. Na denn prost. Geraldo Feuerstein

Neue Anschrift: Kaiser-Wilhelm-Str. 53, 2000 Hamburg 36

Sonstig Neues:

- Ravi Def — choral
- Saphir Babel — Zargelbalms fantastische Rückkehr aus dem Reich der Bäume
- Kadmon Sehnsucht — Goldfieber
- Pure Luege — son of
- Very Inc. — II
- Sack — Sack'n'Roll
- Angry Flowers — the autumn session
- Bernd Böhm — Entropy
- The Peking Dance
- The Backdoor Man — raw boned

farbenhaarige Metal-Ratte David Yow aus Texas und seine Leute — wie versprochen — mit einem Minimalalbum noch **schneller** und noch **härter** zugeschlagen als auf ihren vorherigen beiden Platten. Mit hämischem Lachen, verqueren speedigen, metallischen Gitarrensolo, mit hysterischen Beschimpfungen (von sich selbst und anderen), „Mary had a little drug problem“, „I can't help wickedness“ und humorigen

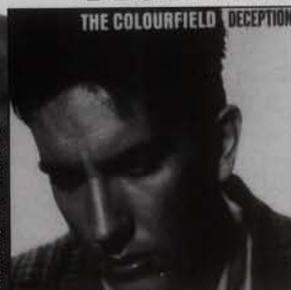
THE COLOURFIELD

Terry Hall's neue musikalische Dimensionen.

Er ist der Kopf und kreative Chefdenker von Colourfield. Zusammen mit Toby Lyons schrieb und komponierte er fast alle Titel der neuen LP. Rock-Songs, die Trends setzen werden. Lyrisch und intelligent, abstrakt und musikalisch. Ein Album voller Abenteuer...

DECEPTION

THE COLOURFIELD DECEPTION



Im ARIOLA-Vertrieb

LP 208 218
CD 258 218

Chrysalis

DANCEFLOOR

- Maxi-Tip im April: Boys from Brazil - We don't need no world war three (Mischung aus Frankie and Paul Hardcastle!!! Sicherer Dance-Hit!) 11,90
US-Importcharts: Tony Gigolo - Fatome (Nachfolgehit von 'Smurk rock'... Hip Hop gemischt mit GoGo-Elementen!) 19,90

- Oldies but Goldies: Jeder weiß es: Schallplatten (besonders Maxisingles) werden oft sehr schnell aus dem Programm gestrichen und werden dann zu gesuchten Sammlerstücke. Deshalb als Service eine Auflistung von Diskothekenklassikern, die, bei uns schon lange vergriffen, in den USA lieferbar sind!!! (Preis je DM 19,90)
Bar Keys - Sexomatic 19,90
Patrick Hernandez - Born to be alive 19,90

- INDEPENDENTS Auch im April wieder zahlreiche Höhepunkte: Wipers - Follow blind (Greg Sage und Mannen mit ungebreitester Kreativität! Nagelneue LP! Love it or leave it!) 21,90
Wipers - Land of the lost, Live, Ober the edge, Youth of America und Is this real 19,90
Greg Sage - Straight ahead (Solo-LP) 19,90

- ... die neue (P) der TV Personalities wird 'Fashion conscious' heißen und rechtzeitig zur Tournee im Mai erscheinen. Genaue Daten in der Mai-Spex...
TV Personalities - Mummy you're not watching me (Re-release) 19,90
TV Personalities - They could have been bigger than the Beatles 19,90

- Flipper - Public flipper (fantastische Live Do-LP) 25,90
Die Platte - Live 78 (Radionachricht dieser Super US-Band, Vergleichliche mit den Wipers sind nicht vermessbar!) 19,90
Yard Trauma - Music (nur in Deutschland erhältlich!) 18,90

- Biff Bang Pow - The girl who runs the beat hotel (feine Scheibe) 19,90
Pastels - Up for a bit (Glaswegian pop terrorists!) 18,90
B.52's - Bouncing off the satellite (neu LP US Only) 25,90

- Jede Woche gibt's neue US-Scheiben!!! Hier eine aktuelle Auflistung: Steppes - First album (A brilliant psych masterpiece!) 21,90
Deja Voodoo - Swamp of love (brandnew) 21,90
Deja Voodoo - Cemetery 21,90

- SIXTIES Punk ballads from the 60's - Compilation on EVA Records (Very rare artefacts from the era with great sound quality!!! A must for Sixties fans!!!) 19,90
Chocolate Watchband - No way out (Wiederentdeckung ihrer ältesten LP mit Bonustrack + 1'm aware!) 19,90

- CD's (Indie-Music in top quality) Johnny Thunders - Live at Speak Easy + L.M.A.F. 35,-
Johnny Thunders - Que sera, sera 35,-
Throwing Muses - same 35,-

- REMINERS bitte nicht vergessen... Drogis - Anthology (alle geschienen Singles auf einer LP!) 18,90
Dizzy Satellites - Crisis in utopia (Berliner Psychedelic-Band mit rauhen, arigen Punk-Anklängen! Great!) 18,90

- KONZERT-TIP Desmal für alle Fans v. Texas 60's Rock u. Country Rock, Tex Mex-Anklängen. Doug Sahn (ex-Sir Douglas Quintet) hat einige alte Kumpels um sich geschart und kommt zur Kurztour nach Deutschland. Alle gehen geheimnisvoll gehalten mit Pseudonymen wie 'Samm Dobby' und 'Rockin' Leon', aber es wird gemunkelt, ein gewisser 'Roky Erickson' wäre mit der Partie! Wenn das stimmt... Termin ist der Samstag, 25. April 1987 im DAL in Tübingen. Beginn 21.00 Uhr. Karten ab sofort bei uns.

RIMPO Der Schallplattenversand Marktgasse 17 · 7400 Tübingen 1 Marktgasse 17 · 7400 Tübingen 1 Marktgasse 17 · 7400 Tübingen 1 Marktgasse 17 · 7400 Tübingen 1

Reimen wie „Checkin' out the flying houses/Shit directly in my trousers' ... berserkern sie sich eins ab. Und weil „Scratch Acid“-Songs so schnell sind, pressen sie heraus, was sie mit Berserkertum wirklich gemeint haben. Trockenes, undramatisches Gebrüll, Hysterie, die dazu erfunden ist, Antrieb für Lärm zu sein (und nicht umgekehrt), Abfall von Metall, zusammengeworfen zu einem Geröllhaufen, der ächzt und schließlich in Bewegung gerät, wenn man darauf tritt. Jutta Koether

Element Of Crime Try To Be Mensch Polydor

Premiere für das neue deutsche Konzept bei der Plattenindustrie. Nach dem Großreinemachen bei Polydor national lautet eine der zu lösenden Aufgaben, talentierte Indie-Bands behutsam an den großen Markt heranzuführen. Erstes Projekt der Safer Marketings: Berlins Element of Crime (vormals Büro-Records). John Cale hat in London produziert, Klinkmann/Schneider das Video abgedreht und Tim Renner macht das Ganze verkaufen. Eine sonore Trompete zieht auf der Singleauskopplung „Something Was Wrong“ unbeirrt ihre Bahnen und gibt den dahinklimpernden Gitarrenarrangement Format und Struktur. Sänger Sven preßt das Englische heraus, als stünde ein Preis darauf, den Mund nicht weiter zu öffnen als zwei Zentimeter. Bemühter Pop in solider Ausföhrung, nicht ohne Ohrwurmqualität. Wenn darüber hinaus so etwas wie eine Atmosphäre morbider Lethargie erzeugt werden sollte, so ist das nicht ganz gelungen. Und hier liegt auch die Crux einer grundsätzlichen ordentlichen Debut-LP: Die Gratwanderung zwischen einer Inszenierung des grauen Alltags (Marke: Verregneter Novembernachmittag) und kreischend trivialem Schlager („Shouldn't Be Lonely“) verzeichnete leider einige Abstürze. Zu „You shouldn't be lonely, sister - when you feel blue - just give me your phonecall, sister - and I cry with you“ und der entsprechenden musikalischen Bearbeitung fällt mir eigentlich nur die „Teestunde“ im dritten österreichischen Rundfunk ein. Sollte das Stück ironisch gemeint sein, habe ich es nicht gemerkt, sorry.

Element of Crime werden Schwierigkeiten haben, ihr Marktsegment zu finden. Ich weiß, wie schwer es ist, aus der heißen Welt der Indies ins Showbiz zu fliehen, (und ich sage es noch mal) eine ordentliche LP reicht da oft nicht. Les Immer Essen können ein Lied davon singen. Ralf Niemczyk

Fortune Tellers Music Without Tears New Rose

Schon das erste Album dieser Texaner wurde bei mir zum Langzeit-Hit. Knarziger Blues mit einem ungewöhnlichen Funk und angespannt straff. Die neue Platte ist härter, aber auch ausufernder geworden, die Koliopoulos-Brüder geben den Gitarren-Virtuos, in einer unökonomischen

Breitwandigkeit, Uferlosigkeit eben, Dauer und Kühnheit, ohne aber dazwischen nicht weiterhin diese klaren, schnellen absurd-funkigen Titel einzubauen, dazu Basiles hehre Alt-männerstimme. Diese Männer werden vielleicht nicht Rainer Maria Rilke kennen, aber wozu auch. Nimm dies, Parze, es wird Dir schmecken. Diedrich Diederichsen

Colourfield Deception Ariola

Richtig Spaß und Lust hatte Terry Hall noch nie an der Pop-Musik. Das war bei den Specials und Fun Boy Three auch nicht weiter nötig. Bei Colourfield war sein Vortrag nicht weniger lustlos, nur störte bei „Virgins & Philistines“ mich persönlich die Zu-spitzung von Wehleidigkeit und süßen Klängen. Für die zweite LP hat er sich allerdings was Gutes, Konsequentes einfallen lassen. Aus der Selbsterkenntnis heraus, daß er lieber fernsieht als im Studio herumzuhocken, steuerten er und Toby Lyons nur noch das Allernötigste für „Deception“ bei: Die Stücke, den Gesang und recht selten Lyons Gitarre. Der Rest der Arbeit wurde vertrauensvoll in die Hände von Richard Gottehrer gegeben, der aus den Gitarren-Colourfield, wenn überhaupt etwas, die Synthi-Colourfield machte. Klingt manchmal wie Yazoo, ab und zu orientierte er sich an Fun Boy Three oder an amerikanischem Mainstream. Auch bei der Auswahl der Coverversion - Sly Stones „Running Away“ - war Hall nicht sonderlich engagiert bei der Sache. Dreimal den gleichen Song innerhalb von ein paar Jahren ist etwas zu viel. „Running Away“ ist dann auch keine Colourfield-Interpretation, sondern Gottehrers, der sich wohl vorgestellt hätte, was wohl Cameo aus diesem Song gemacht hätten. Ganz selbstlos versuchte Hall auch hofft dadurch, weil mehr gute Laune, dieses Jahr soviel Geld machen zu können, um für immer zu verschwinden. Sollte ihm das nicht gelingen, wäre ich sehr auf die nächste LP gespannt.

Ansonsten kann ich mir „Deception“ nur historisch anhören, bin völlig außerstande mir die Platte einfach nur so als Musik anzuhören und schlecht oder gut zu finden. Lothar Gorris

Green On Red Killer Inside Me Mercury

Hier ist ein Manifest: Green On Red, sie glauben wirklich an die Flucht nach Mexiko, an Neo-Romanizismus im Sinne eines Dekandenzwesterns, an die Countryballade, an ihren hemdsärmeligen, daherblechernden, mit Inbrunst den Prediger simulierenden Sänger, an ihren „swingenden“ Backgroundchor (Glory, Glory Hallelujahhhhh!), billig wie ein aufriffender Schal, aber zum Wegschmeißen zu schade (wird daher exzessiv eingesetzt! Und ausgerechnet dieser Song trägt den Titel „Whispering Winds“), an klumpige, schrumpelige, schunkelige Gitarrenrhythmen und Soli, sie glauben

Die Single ist ja so ein pathetischer Gegenstand. Die Industrie wird ihn über kurz oder lang auslaufen lassen wie den VW-Käfer, dann wird es Singles nur noch als Honduras-Importe geben. Und dann gar nicht mehr.

Die Single ist eigentlich so: Du gehst irgendwohin, irgendwo hinein. Und dann gehst Du zugrunde. Du stirbst. Du liegst da, schweißnaß und tot, um Dich herum der große, große Tod. Dann erklingt aus dem Sarg nebenan, aus irgendeiner anderen Zelle, in die man einen einsamen Menschen gesperrt hat, ein Lied, und Du stehst auf und sagst: ein Wunder ist geschehen und lebst wieder. Bis zum nächsten Mal.

Solche Wirkungen schreibt man der Single zu. Oder so, wirklich geschehen, in den 50er Jahren. Ein schwarzer Gitarrist, vom Leben, von den Frauen, vom Whiskey und von der Musik enttäuscht, hört zu allem Überfluß an einem Depressions-Sonntag im Radio die Selbstmörder-Hymne „Gloomy Sunday“ und beschließt, sich die Todespillen zu besorgen. Er tritt auf die Straße, da fallen ein paar warme Sommerregentropfen auf seinen Überdruß. Er beschließt zu leben und schreibt einen Song: „There Is Always Hope (Even On A Sunday)“

So hat man sich die Single vorzustellen. Wer glaubt noch an Märchen? Einer muß es ja tun.

Age Of Chance: Crush Collision

Virgin

Die tun's. Sie beschwören den Fake-Pathos des ewigen Teenbeat. Den, den keiner verstehen kann, der zu alt ist, der ihn nicht fühlt. Aber genauso wie sie ihn fühlen, verstehen sie ihn, sie könnten Lexika und Manifeste schreiben und tun's auch. Age Of Chance verkörpern alle Widersprüche des Pop (vgl. Green-Interview vor ca. 2 Jahren) und gehen darauflos. Sie machen es richtig. Hier ist nochmal „Kiss“ drauf. Und „Disco Inferno“ von den Trampmps; hier wird der Versuch unternommen, das alte „Burn, Baby, Burn“ vom inneren Brennen wieder zum Problem der Feuerwehr zurückzusemantisieren. Vier hervorragende eigene Stücke außerdem. Mein erster Tanz seit vielen Jahren.

The Godfathers: Love Is Dead

Red Rhino

Diese Single der gefeierten Hälfte der gefeierten Sid-Prezley-Experience erinnert mich an eines meiner absoluten Lieblingslieder, „She's Going Underground“, von den Bizarros, der heldenhafte Versuch, das weggelaufene Mädchen nicht zu bejammern, sondern ihr Weglaufen bis an die Grenzen des Erträglichen uneigennützig, als heldenhafte, explosive Revolte zu feiern. Mit ebensolcher Musik, die man früher Power-Pop genannt hätte, die besten Momente der Boys. Erkennungszeichen: kleine pathetische Gitarrenexplosion, ein Sänger, der an das Leben glaubt.

The Cult: Love Removal Machine

Virgin/Beggar's Banquet

Meine dritte Liebessingle ist ein echter Drecksrenner. Primitiv wie Menschen wie Leben wie Robert Plant (den Astbury hier so gnadenlos und unverblümt rausgehend läßt wie noch nie). Der Charme gewisser Van-Halen-Stücke trifft auf „Allright Now“ (vor dem Hintergrund des Stones-Riffs von „Start Me Up“, Ausgerechnet! Klasse!). Auf der B-Seite dann ein Fake-„You Shook Me, You Shook Me All Night Long“-Blues, der Dir die Zähne zieht, ja Dir, Du bist gemeint, Du Freund guter, langweiliger Musik.

Microdisney: Town To Town Virgin
Go-Betweens: Right Here Beggar's Banquet
Hüsker Dü: Could You Be The One WEA
Boy George: Everything I Own Virgin
Alien Sex Fiend: Hurricane Fighter Plane Rebel Rec/spv

Und das bin ich natürlich selbst, dieser blöde Freund, bürgerliche Konditionierung, kann man nicht machen, blöde Sache das. Dies sind all die Gruppen, von denen ich Liebessingles erwartet hätte, die's aber aus verschiedenen Gründen nicht ganz bringen. Microdisney ist eine LP-Band, „Town To Town“ ist

kein Ausfall auf der sehr guten LP, aber keine SINGLE (im emphatischen Sinne), dafür wird man durch das Sauflied „Little Town Of Ireland“ versöhnt. Bei den Go-Betweens erzählten mir 300 Plattenleute in London, das sei jetzt der Hit. Und das ist „Right Here“, bei den Ansprüchen, die man an die Go-Betweens stellt eben nicht. Dafür wird man durch insgesamt vier normal gute Songs versöhnt, darunter ein herziges Country-Ditty, bei dem Amanda (oder ist es gar Lindy?) singt, und der echte Tränenzieher, „When People Are Dead“. Bei Hüsker hat man auch nicht den Song von der LP genommen, „nur“ gewohnte Qualität, dafür auf der B-Seite die erste aktionkundige Komposition des stoischen Bassisten. Von Boy George hätte ich mir gewünscht, daß er aufsteht, klagt, schwätzt, den O'Dowd 'rausläßt, stattdessen die gutgemachte Coverversion des allseits akzeptierten Songs. Und vom Treffen der Giganten, Alien Sex Fiend govern Red Crayola, mehr als einfach nur eine weitere Alien-Sex-Fiend-Platte, wie man sie kennt. Ich dachte, sie hätten sich diesmal eine Aufgabe gestellt.

Green On Red: Clarkesville

Phonogramm

Wer könnte pathetischer sein als die hier, immer noch traurig, nicht als Neil Young auf die Welt gekommen zu sein, aber diesmal mit einer James-Luther-Dickinson-Produktion, und es klingt wie CCR mit Selbstmitleid. Protest-Pathos und Schlieren echter, bekennender Dumpfheit. Die neue Härte steht ihnen gut. Amerikanischer Dreck der guten Sorte. Man wird diese Band noch eine Weile ertragen können.

Xmal Deutschland: Sickie Moon

Phonogram

Wer könnte pathetischer sein als die hier? Leider ist das beste Stück auf die B-Seite geraten: „Illusion“, ein schönes deutsches Chanson, up-tempo, unter den Voraussetzungen der 80er auf die gleiche Weise an die frühe Grace Slick erinnernd wie in den späten 60ern die frühen Frumpy. „Sickie Moon“ auf der A-Seite ist dagegen britischer Underground-Rock im Geschmack der Zeit und total durchschnittlich.

Wire: Snakedrill

Mute/Intercord

Die neuen Wire. Wie die alten Wire. Etwas schneller, tanzmäßiger, kantig-monotoner. King Crimson haben ja auch den Sprung in die 80er geschafft. In diesem Sinne.

BMX Bandits: The Day Before Tomorrow

53rd & 3rd

Die großen BMX Bandits. Oder soll ich sagen die fast großen BMX Bandits. In einer Zeit, wo mir immer wieder gestandene Mitarbeiter gestehen, eigentlich hätten sie noch nie einen Ton von Velvet Underground gehört, soll ich vielleicht darüber hinweggehen, das sich in „The Day...“ wieder einmal der Geist der dritten V.U. mit der britischen Neigung zu abzählreimmäßigen Metren versöhnt, und mich freuen, wie der Sänger das Wort, dass so wichtige Wort, „I“ auf so eine nette, nachdrückliche Art artikuliert, wie sie kitschige Oldies noch weiter verkitschen („What A Wonderful World“).

The Soup Dragons: Head Gone

Astray Rough Trade

Um Legendenbildungen vorzubeugen: Die Soup Dragons sind eine sehr gute schnelle Band, zwei von drei Songs sind sehr gut, aber sie sind nicht die neuen Buzzcocks, nicht die neuen Undertones, es fehlt ihnen an Eigensinn und die Godfathers haben mehr erlebt. Und jetzt: Genießen und Gute Laune!

Dirty Roseanne: Ghost Of Tomorrow etc.

DEA/Italien-Import

Momus: Murderers — The Hope Of Women Creation
Willkommen im Cabaret: Andi Sex Gang und italienischer Partner (Piero Balleggi) versuchen sich an kleinen, schrägen Songs zwischen „Hunky Dory“ und Marc Bolan, exakter wäre: Harry Nilsson in drag.



DIEDRICH
DIEDERICHSEN

Aufgeregte kleine Klassiker (die genaue Zahl ist vier). Momus ist dagegen die dunkle, 80er-Ausgabe von Nick Drake, nicht ganz so fragil wie die akkustische Gitarre vortäuscht und etwas zu augenzwinkernd, nichts um Tote aufzuwecken, eher um die zu trösten, die die Intensität des Lebens nicht verkraften (was ja immer mehr werden, moderne Eremiten)

Chakk: Timebomb Ink/Red Flame Slab: Parallax Avenue Ink/Red Flame Ledernacken: Do The Boogaloo

Strike Back

Dancefloor (würg! Dieses Wort), eine Auswahl. Chakk: technokratisch polyrythmisch, keine Angst vor Zuviel und auch deswegen am Besten. Slab: intelligent arrangiert, mit echten Instrumenten und Einflüssen, die PigBag des fin de décade. Ledernacken, verschmitzt und mit Stöhn-Lauten, etwas zu unaufregend-aufregend diesmal. Besser die B-Seite: „Mogadishu Boogie“, wie ein Thema für eine Hardcore-Miami-Vice-Version.

The Christians: Forgotten Town

Island/Ariola

Die Band, die sich der NME am Telefon ausgedacht hat: pathetischer Soul, ernster und wahrer als alles was (überwiegend) weiße Engländer in dieser Gattung produzieren, dazu voller sozialer Anklage, die über das Zitieren anderer Leute Mißvergügen hinausgeht. Mir gefällt trotzdem nicht, in seiner ganzen überzeugten Vollmundigkeit.

Whirlpool Guest House: Changing Face

Summerhouse

Eine süße kleine Seven Inch (absolute Ausnahme!), süß und zierlich, mit Sänger und Sängerin, zart an die Go-Betweens erinnernd. Zum Liebhaben.

Membranes: Spikes Milligan's Tape Recorder

Constrictor

Eine böse kleine Seven Inch. Klasse: Die Slayer des Indie-Pop. Der Schrammel-Overkill.

1000 Violins: Ungrateful Bastard

Constrictor

Schnell und melodios und ein guter Text, man kann also auch nichts dagegen sagen, außer, daß man im Leben vielleicht schon so den einen oder anderen schnellen, melodiosen Song mit gutem Text gehört hat. Und auch wieder vergessen.

The Wylde Mammoths: All The Birds Are Gone

Mystery Scene

The Shamen: Young Til Yesterday Soma
Eine schwedische und eine britische Band, jede kompetent in ihrem Segment der Sixties, die Schweden (Beat, Party, Jungsein) in den früheren, die Shamen in den späteren. Beide Bands kann man getrost im Konzert oder zuhause auf der Party hören und tonnenweise gute Laune abzapfen, aber rezensieren kann ich solche Platten wirklich nicht mehr.

Verschiedene: St. Pauli 1:0

Eigenvertrieb

Authentische Kneipenstimmung vom Kiez (aus dem „Silbersack“, Raps für den Verein, der gerade mühe-los Bayern München vom Platz gefegt hat und als Aufsteiger einen unerwarteten 4. Platz in der 2. Liga hält, ein Thomas Schwebel, der seinen Abschied von Düsseldorf mit dem „FC“ begründet, eine Frau die für den „FC“ auf Männer verzichtet und jedes andere weltliche Vergnügen, junge Hamburger Musiker mischen sich mit alteingesessenem St. Pauli-Personal (Johnny Blue Trio) und preisen ihren Verein und die herzliche Trinkatmosphäre ihrer Neighbourhood. Gefällt mir logischerweise besser als alles, was über den SV Werder, den 1. FC Köln, Fortuna Düsseldorf, Bayern und 1860 München oder jeden anderen Verein je singend verbreitet wurde (Außer „Schön! Du mußt den Reimann sehen“ von der Volkspark-Stadion-Westkurve vor vielen Jahren: Reimann trainiert heute St. Pauli).

S

I

N

G

L

E

S

HEY LEUTE!



BOGEY'S - UNDERGROUND - FASHION FROM LONDON BELIEFERT EUCH JETZT AUCH MIT DEN COOLEN BOY-KLAMOTTEN AUS LONDON. AUSSERDEM FÜHREN WIR AB SOFORT RECORDS: INDEPENDENTS + BLACK-MUSIK (RAP, SOUL, HIP HOP, HOUSE, FUNK.....) US + UK IMPORTE.... ALLERDINGS NUR IN WIESBADEN IM LADEN CITYPASSAGE - KIRCHGASSE 48 ERHÄLTlich.

AB SOFORT KONZERT-VERANSTALTUNGEN: DEF JAM PRESENTS: THE SOUL SONG TOUR

MIT ORAN 'JUICE' JONES -CHUCK STANLEY -TASHAN

AN 28.4.87 WARTBURG-WIESBADEN

ÜBERHAUPT, WER SICH FÜR DIE TRENDS IN SACHE MODE INTERESSIERT DER SOLLTE SICH UNSEREN KATALOG BESTELLEN! SCHICKT EINFACH

10,- DM (IN BRIEFMARKEN, MIT EURO-SHECK ODER BAR) AN

BOGEY'S ♦ POSTFACH 1608F ♦ 6200 WIESBADEN

L P - K R I T I K

an die schwere trübfelige Ballade („Born To Fight“) und daß ihre wahren Vorläufer „The Band“ waren, auch wenn sie deren Platten wohl als Dritte-Hand-Ware erstanden haben, und so liefern sie mit dieser LP eine Platte voll von den härtesten, unschönsten Knallsongs ab, die man zwischen Violent Femmes und Hüsker Dü finden kann.

„Killer Inside Me“, das sind eine Handvoll Männer, die darauf bestehen, in den wirklich abgetragenen Kleidern herumzulaufen, weil sie nicht anders können (manchmal nennen sie sich auch Nikki Sudden und tragen Indischschals, die neu sind, aber aussehen, als wären sie mindestens 15 Jahre alt, nicht weil sie „auf alt“ getrimmt sind, sondern weil ihr Besitzer sie manchmal verschleißt), und Songs singen wie „We Ain't Free“... „You take the high road and I take the low“... Außerdem haben selbige viel viel Zeit, und so breiten sich ihre Melodien trotz aller Verquastheiten breit breit aus.

Jutta Koether

„The Death Of Pasolini“ läßt katholische Finsternisse erwarten, schwelt aber in schöner Sprache: Weißes Cliff von Dover, dahinter das Meer. „Who By Fire“ ist ein besseres Cohen-Cover als Caves „Avalanche“. John Balance beschwört, Mark Almond alias Raoul Revere gibt Backgroundschreie. Gekonnte Freejazz-Parts auf „Penetralia“ und irgendwo immer diese seltsamen Sounds, so feuchthallig wie aus den Röhren der Kanalisation. Coil machen auf dieser Platte alles richtig, „Horse Rotorvator“ ist überzeugend, wie Tuxedo Moons „Half Mute“ oder Psychic TVs „A Pagan Day“, musikalische Stärke durch genaue Realisierung von Ideen und höchster Selbstbeschränkung. Ohne Rücksicht auf Stil, Schönheiten und Widerlichkeiten der Popsprache vereinigen, damit widerlicher zu sein als das größte Urviech, schöner als der Gute Geschmack.

Michael Ruff

The Effigies Ink

The Dead Milkmen
Eat Dead Your Paisley

The Descendents

Enjoy

Enigma/Intercord (alle)

A Neon Rome New Heroin New Rose

Eine seltsame kanadische Band, sie schweigt massiv in der berausenden Wirkung dezidiert ins Chaotische schwappender Gitarrendauerornamente. Neue Wege zur Drogenmusik, ganz klar das Erbe der frühen Can melkend, aber mit einem Hang zur religiösen Selbstverdrückung, Faszination für Islam und Gebete und Vorhänge zu! Teilweise brillant und mitreißend, immer ungesund, immer pubertär, aber, verdammt, irgendwie Klasse.

Coil Horse Rotorvator SPV

Starke Ästhetik: Erde, Humus, verderbendes Leben schafft neues Leben, neue Energie. Die Ästhetik mag abstoßend sein, doch ihr Klang hat einen Biß, der nicht auf Schock und aufraler Aggression basiert. Manchmal ist der Klang so schön, daß er Dich die Augen schließen läßt, doch schön sind die Träume nicht: da sind die vier Reiter der Apokalypse, sie töten ihre Pferde, um aus ihren gewaltigen Kieferknochen Pflüge zu bauen. Die Kadaver besudelnd, konstruieren sie Räder, pflügen das tote Fleisch unter Land. Tote Samen, zerfallen, Fäulnis, Scheiße, sewage drama — ob Peter Christopherson davon besessen sei, fragte ein britischer Kollege, und die Antwort lautete: Ja. Coil betrachten die Menschheitsgeschichte als Geschichte von Abfällen, die Apokalypse als gigantischen, alles überflutenden Abfallschwall. Fortschritt wäre gleich potenzierte Erhöhung des Abfallaufkommens. Womit wir bei der Sample-Elektronik wären, der heute denkbar größten Möglichkeit für soundbesessene Musiker, die dementsprechend auch den meisten Mist produzieren. Aber Coil sind besser, auch als die hochgeputzte Soundekstase der Wiseblood-LP. Sie entfernen alles Aufgedrehte, Rausgeholt, Emotionale — kurz die nutzlose Unendlichkeit der Möglichkeiten.

Schon etwas angestaubte Platten aus der Heavy/Punk-Abteilung des vielgelobten Enigma-Labels. Wobei die Effigies eine mäßig-originelle, kreuznormale Heavy-Band sind, für die man nicht in Import-Läden steigen muß. Die Dead Milkmen eine Rezitativ-Punk-Band mit abgestandenen Witzen über Hippies und eben Paisley, die aber eigentümlich arbeiten, irgendwie einen Frühsechziger-Kingsmen-Trash-Sound gelegentlich hinkriegen und ein paar nette Songs, weil sie sich so hartnäckig weigern zu singen. Die Entdeckung aber sind die Descendents, die zwar noch nicht wissen, ob lieber Slayer, lieber Hüsker Dü, lieber Black Flag oder lieber Clash, aber einen hervorragenden Sänger haben, jeden der angerissenen Fremdstile so eindringlich beherrschen wie ihren eigenen Quatsch und sogar „Wendy“ von den Beach Boys und sich selbst dann auf dem siebenminütigen Finsterkracher „Lockout“ das Letzte geben (als Versöhnung für die zwei, drei Leerlaufnummern). Warum stecken all diese Platten in abstoßenden Dreckscovern?

Santra Oxyd Zensorwerke

Manchmal spielt das Leben einem seltsame Streiche: Santra, die mir schifferklavierspielend in einem Berlin-Video aufgefallen ist, hat eine Platte gemacht. „Nehm' ich mal mit, schien ganz interessant zu sein“; und nun sitze ich da. Mit all der Langsamkeit von „Oxyd“ — a capella-Gesang mit Akkordeonbegleitung — mit den Liedern von einer Frau, die aussieht wie Lene Lovich und etwas GANZ anderes macht, als man sonst so auf den Tisch bekommt. Als „Vamp von Berlin“ soll sie verkauft werden, was ich

WIMBOR

So. 5.4.

Michelle Shocked
Camper Van Beethoven

Di. 7.4.

Marti Jones

Mi. 15.4.

Steve Marriot

Mi. 22.4.

Magoo Brothers

Mo. 27.4.

Multicoloured Shades

Luxor

Luxemburger Str. 40, 5000 Köln 1, Tel. (02 21) 21 95 03-06

L P - K R I T I K

seit jenem Anruf in der Redaktion nicht glauben kann. Santra am Telefon: „Ich brauche die Nummer von der Fotografin X.“ Die Nummer wird durchgegeben. „Und die Vorwahl von Köln?“ „Rufst Du nicht gerade in Köln an?“ „Was, ihr seid auch in Köln? Das ist aber lustig.“ (kichern) Also, die verschrobene Nudel. So ganz und gar vom Popgeschäft unbeliebt zitiert sie ihren „Lonely Skin-headsong“ und macht tüdeldü-tüdel-dü auf ihrer Tastatur. Schreit, kiekst, stöhnt, dehnt die spärlichen Worte, dehnt ein „allein“ auf den längstmöglichen Schwingungszeitraum aus und dann wieder tüdeldü-tüdel-dü...

Mir gefällt nicht die Musik oder wie man das nennen soll, sondern das Behämmerte an dieser Platte. Ich weiß nicht, ob es unfair ist, Schallplatten bzw. Künstler nur nach ihrer Obskurität zu beurteilen; dies ist auf jeden Fall als Votum für eine Durchgeknalltheit zu werten, in der Zukunftspotential steckt. Das ist kein Freibrief für Ausdruckstänzer beim Zirkus Roncalli oder spirituelle Sitarmusiker, nur eine ganz spezielle Ahnung. Der Minderheitenfreund. Ralf Niemczyk

Verschiedene

Between Today And Tomorrow Midnight Music

Midnight Music, in ihrer Anfangszeit immer als „das Label der S-Haters“ in diesen Spalten für einen Kenner scherz gut, geben auf diesem Sampler mit langer Spieldauer einen weit-schweifigen Überblick über ihr Schaffen und Trachten: Sheriff Jack, Robyn Hitchcock, Hackney Five-O, The Essence und Sad Lovers & Giants sind, wenn nicht schon sehr, so doch mindestens durch die Singles-Seiten bekannt. Von den 17 Songs dieser Platte stammt der Schönste von den Underlings (und die heißen früher The S-Haters), der allein den Kauf der LP rechtfertigen könnte, wenn da nicht stehen würde: from the LP „Fatal Purpose“. Dann wollen wir noch auf die warten. Ansonsten gilt für diesen Sampler, was seit „Business As Usual“ über alle Indie-Compilations zu sagen ist: „...!..!..!..?“ :-!

(/ +) (= = + = = =)

X-Mal Deutschland

Viva X-ile/Phonogram

Immer, wenn der Name X-Mal Deutschland genannt wird, vernehme ich ein Stöhnen und Seufzen, nicht besonders laut, sondern eher verzweifelt. Es muß etwas mit der Musik dieser Band zu tun haben, und während ich mir zum fünften Male „Manchmal“ („...wünsch ich mich so weit fort“) anhöre, wird klar, daß die Stücke dieser LP mit dem ermunternden Titel „Viva“ nichts anderes sind als das: Stöhnen, verzweifelte Seufzen.

Unverdrossen halten sich X-Mal Deutschland an dieses Konzept. Ist es, weil es ihnen absolut nichts ausmacht, wie ein Konglomerat aus Banshees- und New-Order- und Cocteau-Twins-Resten zu klingen, weil sie daran glauben, daß so zu

spinnen gut ist, oder weil es ihnen Spaß macht oder finden sie es wirklich schön, Trauergesänge zu komponieren, die nicht eine winzige Spur ergreifend sind. Glauben sie an das „Polarlicht“, den „Ozean“ — so weit, so tief — und wie hat sich Hugh Cornwall als Produzent des Stückes „Matador“ (dem einzigen halbwegs schlagkräftigen) auf dieses Album verirrt...

Ist etwa „Viva“ nur gemacht, damit ich mich auf diesen Sog aus Spitzfindigkeiten einlassen und mich dazu noch mit dem Problem herumschlagen muß, daß ein eigentlich so klares Gedicht von Emily Dickinson („Morning“) auch noch mit eingeseift wird?

Viva ist das Stimmungsbild gezeichnet unter Valium, und X-Mal Deutschland kommen einfach nicht davon los. Was eine Grausamkeit ist, ihrer Sängerin Anja Huwe gegenüber, die schön ist und die es fertig bringt englische und deutsche Worte gemischt fließend zu singen. Gäbe man ihr bloß ein Notizbuch und ein Harmonium und ließe sie alleine. Sie könnte eine Weile ins Nico-Trainingslager gehen und da vielleicht würde die unbekannte Größe vor dem „Deutschland“ endlich definiert werden können. Mrs. Benway

Gore Hart Gore Eksakt/RTD

Gore ist ein holländisches Duo, das sich über zwei LP-Seiten in eher schleppenden Heavy/Verzerr-Riffs ergötzt (so laut die korrekte Beschreibung: es handelt sich tatsächlich um ein Umherstreifen in allen erdenklichen, nicht zu schnellen Heavy-Riffs), kein Solo, keine Leadstimme und keinen Gesang zuläßt. Dafür gibt es zu jedem Song einen Text, den der Zuhörer selbst wahlweise auf holländisch oder englisch zu den Riffs interpretieren kann, wie er will. Man kann es auch lassen und sich das schöne Cover ansehen: ein von einem stehenden Messer sauber durchbohrtes Menschenherz, in bester Still-Life-Manier fotografiert. Beides würde aber nur ablenken. In Wahrheit handelt es sich hier um die Fortsetzung der Ideen von De Stijl, der niederländischen Konstruktivisten-Bewegung auf musikalischem Gebiet. Wie ja so viele konstruktivistische Ideen, die als Architektur oder Kunst längst zu Tode geritten sind, als Musik heute erstmals verwirklicht werden. (Ich meine: Dies ist New-Age-Punk!) Theo Van Doeserichsen

Chris Isaak WEA

Land of Sex and Glory Shodown Big Store

Hüben wie drüben unverändertes Interesse am amerikanischen Traditionsrock: Chris Isaak, im Herbst '85 mit viel Bohei in Deutschland eingeführt, hat immer noch den Blues. Von Schöner-Leben-Fotograf Bruce Weber grün eingefärbt, blickt er wehleidig auf die Lichter der Großstadt. Es wimmelt von gebrochenen Herzen und Liebesleid, besonders die B-Sei-

Dynamisch

und voller Sprengkraft.

Rock'n'Roll,

wie er sein sollte!

JULIAN COPE SAINT JULIAN



SAINT JULIAN
LP 208 215

incl.
UK-TOP-HIT
TRAMPOLINE
SINGLE 108 833
MAXI 608 833

Mit seinem Debüt-Album

wird Englands neuer Pop-Rock-Star

bereits als Kult-Figur gefeiert!



Im ARIOLA-Vertrieb

THE LOUNGE LIZARDS LIVE



- 14. 4. Berlin/Metropol
- 15. 4. Hamburg/Fabrik
- 16. 4. Dortmund/Live Station
- 18. 4. Saarbrücken/Uni-Mensa
- 22. 4. München/Theaterfabrik
- 23. 4. Tübingen/Alte Mensa



Neu zur Tour!
NO PAIN FOR CAKES
 LP 208279

Das neue Avantgarde-Meisterwerk von John Lurie, dem kreativen Kopf der Lounge Lizards, der auch als Schauspieler (Stranger Than Paradise, Down By Law) zur Kultfigur avancierte.



Im ARIOLA-Vertrieb

te trift vor Country-Melancholie. Aus dieser doch allzu geschmäckerlich vorgetragenen Traurigkeit ragt allerdings ein Volltreffer: „Heart Full Of Soul“, Yardbirds-Klassiker mit richtigen Riffs und gelungener Geisterstadt-Atmosphäre. Fehlt nur windgepeitschtes Taumelkraut. Der Mann ist also nicht vollkommen abzuschreiben („Blue Hotel“ geht auch ok.), bisschen mehr Tempo und er wäre ein guter Mainstream-Cowboy. Eher in die New-Rose-Ecke, also Rock'n'Roll mit Haken und Ösen, ziele Land Of Sex And Glory aus München. Seit langer, langer Zeit mal wieder erfreuliche Töne aus der Stadt der Golf-GTI-Cabrio-Fahrer. Produziert von der Osnabrücker Jungstarchmiede Harderberg poltert das Trio scheppernd und schrammelnd eine erste Mini-LP zusammen. Die Klippen, die sich bei der siebenundzwanzigtausendsten Neubearbeitung von Rock'n'Roll auftuen, umschiff man mehrstimmig und leistet dabei durchaus Eigenständiges. Anspieltip! „Drowning“.

Ralf Niemczyk

Spear Of Destiny Strangers In Our Town Virgin

Eine gute Gelegenheit, „Westworld“ von Theatre of Hate wieder einmal aufzulegen und an die pompösen, höllisch lauten Konzerte von Brandons Ex-Band zu denken. Denn, so singt der griesgrämige Blondschof in „Was That You“, es bleibt sowie so alles beim Alten. „The sound, it's still the same“, schmettert er und sieht dabei den Rock'n'Roll von 1956 bis 2006 auf immer den gleichen Wegen hoch- und niedergehen. „Nothing is gonna change“ ist auch das Thema eines weiteren Songs: „All is quiet in the west/the east/the world“ hören wir in „Tonight“ und wittern Ironie, Anklage, Hohn. Das mir später keiner kommt und sagt, er habe nichts gewußt: So blickt ein mürrischer Holzschnitt-Kirk-Brandon vor Industrielandschaft aus einer englischen Spear-Of-Destiny-Anzeige.

Nun, vier Jahre sind seit „Thè Wheel“ vergangen, sechs seit „Westworld“, und gemäß der Brandonschen Lehre hat sich wahrlich nix getan. Marschtrommeln, jubelnde Gitarren und das obligatorische Liebeslied („Traveller“) werden die 78 deutschen Spear-Of-Destiny-Fans nicht sonderlich verschrecken. Für den Rest der Rockfreunde stehen die Randerscheinungen, wie etwa die Glam-Note, mit der drei der neun Songs schattiert sind. So bleibt Kirk Brandon was er war. Ein Prediger am Wegesrand. Ralf Niemczyk

T Bone Burnette T Bone Burnette MCA/ITS

J. Henry Burnette (spätestens nach dem fünften Bier: „T Bone“) ist in letzter Zeit eher durch seine Produktionsarbeit für Platten von Los Lobos, Elvis Costello und Peter Case ins Gespräch gekommen als durch seine eigene Musik (zusammen mit „T B B“ vier LPs). Spätestens diese neue Platte sollte seinen Status än-

dern, ordnet sie ihn doch ganz bequem und ohne Qualitätssprung in die Reihe der obengenannten Sachwalter der amerikanischen Musiktradition (gilt für den Engländer Costello ja zumindest auf seiner „King of America“-LP) ein, und er sollte somit auch von dem gehobenen Publikums-Interesse an Country und Folk profitieren.

Ja wirklich, Burnette schweigt ohne Hemmungen in der Wildwest-Romantik der Weißen, dabei haben es ihm vor allem die besinnlichen Momente am Lagerfeuer angetan, die ja auch Ry Cooder zu immer neuen raum- und filmfüllenden Werken verleiten. Es ist ein sehr beschaufliches Ineinandergreifen der mit den unmöglichsten Zupftechniken gespielten Saiteninstrumente und des näselnden Herzausschütters, das diese Bilder „Kuhaufrtrieb mit Bohnen auf dem Feuerk“ oder „nach vollzogener Maisernte wird die Fiddle ausgepackt und besinnungslos in die Hände geklatscht“, und so auch alle Vorurteile einer romantisierenden, reaktionären Junkermentalität evoziert. Das sich in diesen Gedanken die bürgerliche Distanz zur hemdsärmeligen Volksmusik dokumentiert hat ja u.a. Bob Dylan dazu bewogen auf einer seiner besten Platten mit Country-Einflüssen zu liebäugeln und sich gar mit einer Nashville-Größe (Johnny Cash) herumzuschlagen und damit alle seine linken Spielgefährten zu schocken. Aber der Verweis auf Dylan/„Nashville Skyline“ ist noch aus anderen Gründen hier recht passend. Denn Burnette zeigt immer wenn es ganz ruhig und intim wird auf seinen Platten eine fast zärtliche Zuneigung zu dem komischen Heiligen und so bekommen wir auch auf „T Bone Burnette“ mit „River of Love“ die elegenheit des sich Zurücklehns und Erinnerns geboten, in einer Intensität, daß es schmerzt. Frank Janning

Midnight Choir Worm Belly Grin Native Records

Würde man die Cramps und The Fall gemeinsam auf eine Bühne stellen, sähe das Ergebnis sicher ähnlich aus wie das, was uns Midnight Choir auf ihrer LP präsentieren. Kaum zu bändigende Gitarren und ein Sänger, dem man anhört, daß er ganz sicher auf einer Bühne keine Minute stillsteht. Das Tempo der Songs wechselt blitzartig von rasend schnell zu quälend langsam. Und die Gitarren schweigen erst dann, wenn man den Strom abschaltet. Ein Teufelsritt durch den psychedelischen Dschungel. Stets von lauerrnden Gefahren bedroht („Devil in my Bed“ oder „English Ghosts“). Zwischendrin eine Pause, die keine Ruhe bietet. „These Boots Are Made For Walking“ in der kaputtesten Version die bislang an mein Ohren gedrungen ist.

Die beiden letzten Songs auf dieser LP „Devil In My Bed“ und „Overboard“ stammen übrigens aus dem Jahr 1985, als noch David Loukes Sänger beim Midnight Choir war. Mittlerweile weilt er nicht mehr unter uns (ein Motorradunfall).

Herfried Henke

S O U L C O N T R O L

Es gibt Tage, da beneide ich die Schreiber(innen), die auf dem fruchtbarsten Felde der Popmusik bald alle Tage wieder bezüglich eines nie dagewesenen musikalischen Konzeptes fündig werden. Der Autor ist dann in die beneidenswerte Lage versetzt, auch den weithergenolltesten Vergleich nahelegend erscheinen zu lassen („Der Sir Kari Popper des Pop“ oder so). Wenn unsereiner auf dem steinigten Acker der schwarzen amerikanischen Musik endlich mal auf was echt Konzeptionelles stößt, dann kommt er doch allzu schnell über die banale Tausende zu Fall, daß ein Song entweder ein guter oder ein schlechter Song ist.

Haben Sie gehört, Herr **Tashan**, Sie, deren gedruckte Aussagen über die von Ihnen angestrebte Verbindung der frechest-frischesten HipHop-Haltung mit altherwürdigem Gospel und Soul mich schrecklich erwartungshungrig machten? Und nun habe ich „**Chasin' A Dream**“ (Def Jam/CBS) wochenlang gehört und muß feststellen, daß sparsamster, fast amateurhafter Einsatz von elektronischen und anderen Instrumenten die Vandross' und Jacksons kaum das fürchten lehren wird. Dazu sind schon eher die am Bleistift herausgekauten und wahllos aneinandergerihten Zeilen zum Thema Liebe angetan. „Strung Out“ und „Thank You Father“ sind noch einigermaßen jenseits des Demoniveaus geraten — etwas Melodieartiges ist vorhanden und Tashans Stimme bricht wenigstens nicht weg, wie so oft.

Bobby Bland ist nicht auf Def Jam und das entbindet ihn der Verpflichtung, um eine Kollektion von Songs mehr Aufhebens zu machen als eben eine Platte. „**After All**“ (Mammoth/Charly) ist eine schöne, athergebrachte Soul-Platte mit 8 neuen Songs, die so klingen, als wären sie schon vor 20 Jahren geschrieben worden und dem Re-Make des Jerry Butler-Klassikers „I Stand Accused“, die der alte Herr in seiner unvergleichlich rauhen und weichherzigen Art vorträgt. Die traditionssicheren — manche meinen anachronistischen — Mississippi-Musiker geben diesem ganz Großen der Soulmusik den rechten dow-home Hintergrund, vor dem er sich bestens entspannt. Und wenn dann noch Geigen wie bei „Love Me Or Leave Me“ anheben, dann kann B.B. nicht anders, als einen Klassiker zu bringen, der freilich heute keiner mehr sein wird.

Von derselben Band jahrzehntlang erwiesener Cracks von James Robertson bis Jimmy Johnson und denselben Song-Schreibern, George Jackson und Larry Addison u.a., läßt sich auch **Little Milton** auf „**Annie Mae's Café**“ (Mammoth/Charly) bedienen. Aber bei ihm ist alles einen Tick derber, bluesiger geraten, denn die feine Art wird er sich mit seinen 54 Jahren kaum noch angewöhnen lassen. So sind seine narten Stimmbohrungen in die nie ganz erkundeten Gebiete aus mangelndem Liebesglück herrührender Depression sicher nichts für alle Tage. Aber wenn die Nacht am düstersten und einsamsten ist, dann gibt der schmerzprobte aber nicht-gebogene Little Milton den rechten Kumpan ab.

Auch in Muscie Shoas sind die Zeiten vorbei, als noch Leute wie Duane Allman oder Roger Hood hinter den Größten ihrer Zeit ganz neue Saiten aufzogen, heute dreht man auch hier in erster Linie an den Knöpfen lautstarker Diener. Aber bei den **Rose Brothers**, vier jüngeren Männern, die mit „**Everything's Coming Up Roses**“ (Muscle Shoals/Charly) dort ihre zweite LP aufgenommen haben, wird das neomodische Instrumentarium gut getarnt durch Larry Roses noble Dunkelsimme und seinen Back-Up-Brüdern. Die Platte ist durchgängig mittelschnell wie ebenso durchgängig lobenswerter Neo-Deep Soul. Aber wenn sie ein wirkliches gutes Stück, wie hier mit „Just Within Reach“, vorgesetzt bekommen, dann geben sie sogar zu der Hoffnung Anlaß, daß aus ihnen die Dramatics der achtziger Jahre werden könnten.

Wo wollen die denn hin, fragte man sich allseits bei der letzten LP der **Gap Band**, bei der die Band durch ein Allerlei von „Jazz-Angehauchtem“ bis Minimalfunk irrlichterte. Nun, mit „**8**“ (Total Experience/RCA) haben sie Abstand vom Versuch genommen, eine musikalisch innovative Kraft zu werden — was diesen grundsoliden Handwerkern ohnehin niemand abgekauft hätte. Und was ist schändlich an guter Arbeit? Nichts, wie schon die bezwingend simple, hier enthaltene, Single „Big Fun“ beweist. Sänger Charlie Wilson, die beste Ausführung des Modells „Stevie Wonder“, die es gibt, und seine beiden Brüder Ronnie und Robert machen hier überzeugend von ihren Multitalenten Gebrauch; wenn sie ein Tanzstück, „Get Loose, Get Funky“ oder „Bop B Da B Da Da (How Music Came About)“, ankündigen, dann bleibt da ebenso keine Zehe unbewegt, wie romantischere Gemüter sich etwa „Don't Take It Away“ entziehen können.

Über **Atlantic Starr** und „**All in the Name of Love**“ (Warner Brothers) hätte ich nur allzu gerne Hohn und Häme losgelassen, nachdem sie mit „Silver Shadow“ neulich das perfekte Nichts einschmeichelnd und er-

GERALD HÜNDGEN



folgreich in Töne gesetzt haben. Aber mit (beinahe) jedem Stück wich ein Stück meines maliziösen Grinsens bis mir der Mund halboffen stand. Die Band, die mit „Radiant“ und „Brilliance“ zu Anfang dieses Jahrzehnts die Soulwelt in Entzücken geraten ließ, hat den Verlust der damaligen — und unersetzbar scheinenden — Sängerin Sharon Bryant nun doch verkraftet. Ihre Nachfolgerin Barbara Weathers mag noch kein

Stimmwunder sein, aber flankiert von David und Wayne Lewis gelingt ihr die Personifikation der bedächtigen Herzensbrecherin prächtig. Die Songs sind auch diesmal nicht zapackend, sondern wiederum von der einullenden Art — aber es sind Songs. Z.B. „One Lover At A Time“ oder „Don't Take Me For Granted“ lassen für dieses Mal alle Einwände gegen den Feinbeinsoul für Liebhaber in Ledergarnituren (hätte nichts gegen eine eigene) vergessen.

Lobet den Herrn, **Al Green** ist wieder da. Und das ist leider so ziemlich alles, was es antäglich von „**Soul Survivor**“ (A & M/Import) zu vermeiden gibt. Auch er ist mit dem Experiment, den Glauben der Väter mit der Studientechnik des Zeitalters der Apokalypse zu versöhnen, nicht vorangekommen. Und dann galt es ja auch noch seine (muß man's noch sagen?) übermenschlich schöne Stimme zwischen Gott und Groove unterzubringen. Irgendwas ging daneben und man merkt es Al Green an, den man selten so lustlos und unwohl klingend gehört hat wie z.B. auf Carole Kings „You've Got A Friend“ oder dem rumpelnden „So Real To Me“. Instrumente wurden derart sparsam eingesetzt, daß den Stücken und damit Al Green oft genug die Orientierung verloren geht. Wäre da nicht das unverwüsthliche „Yield Not To Temptation“ man müßte glatt an Gott und seiner bisher besten Stimme, Al Green, verzweifeln.

Down to Earth: Die Debut-LP der **Robert Cray Band** aus dem Jahre 1980 wurde nun auch hierzulande veröffentlicht. „**Who's Been Talkin'**“ (Atlantic) zeigt den heutigen Meister der Blues und Soul-Vermählung noch als recht konventionellen Chicago-Blues-Adepten, der aber schon damals um den ökonomischen Einsatz seiner Gitarrenkünste wußte, gute eigene Songs schrieb, die in der Umgebung von Willie Dixon- und Howlin' Wolf-Klassikern keine Probleme haben und der sich schon da an einem Soulstück, O.V. Wrights „I'm Gonna Forget About You“ versuchte. Also, wenn Euch manchmal nach Einfachheit und Unstilisiertem zumute ist, sucht nicht weiter als bis zu Robert Cray und seiner grundlegenden Musik.

Zwei weitere unverzichtbare Wiederveröffentlichungen zum Schluß: Nicht nur für Soul-Historiker ist „**Motor City Roots**“ (Stateside/EMI-imp.) eine hervorragende Gelegenheit festzustellen, wie Berry Gordy mit Marv Johnson 1959/60 den späteren Motown-Sound schon parat hatten, bevor es das Label überhaupt gab. Auf „You've Got What It Takes“ oder „Happy Days“ hatte der Komponist und Produzent Berry Gordy den typischen Beat ebenso schon entwickelt, wie die Kunst, Songs zu schreiben, die unverzüglich hängenbleiben. Marv Johnson, der ein wenig wie der frühe Marvin Gaye klingt, war aber nur die eine Seite Detroitis — wie auf dieser Platte, die er sich mit den Falcons teilt. Die klingen nämlich wie eine Vokalgruppe der fünfziger Jahre, die über eine heftige Beimischung von Gospelspielern aus den Fugen Southern Soul. Kein Wunder, weil mit Wilson Pickett, Eddie Floyd und Mack Rice die Bandmitglieder später ihr Glück auch in Memphis fanden.

Einer lieben Gewohnheit folgend die aktuelle Stimmungsempfehlung in Gestalt von **Young Holt Unlimited** und „**Wack Wack**“ (Kent). Nachdem es nun äußerst uncool ist, Jazzklänge lieben Gästen als Partykulisse zuzumuten, schlage ich „An't There Something Money Can't Buy“ oder „You Gimme Some“ dieses Piano/Baß/Schlagzeug-Trios vor, die auch von albernem Refrainsang nicht Abstand nehmen, und der Beweis ist erbracht, daß diese Art von rappeligem Stimmungsjazz die Diskreditierung dieser Unterhaltungsform durch Mau Mau vergessen macht.



Zeilweg 2 · 4355 Waltrop
Tel. 023 09 / 7 55 75

LAND OF SEX & GLORY showdown

MINI-LP Big BST 005

... rohe Gitarren jagen tolle Melodien"

Efa 4305

FERRY BOAT BILL

"FERRY BOAT BILL" - LP Big BST 003

Efa 4303

„Die Feelies der 90er“

Fr 27.3. Schwenningen JZ Sa 28.3. Bingen Ufa Palast
Mi 1.4. Donauwörth Rush Do 2.4. Nürnberg Zabolinde
So 5.4. Haldewang Fr 10.4. Wien Chelsea
Sa 11.4. Stuttgart Röhre

Fr 3.4. Bingen Ufa Palast Di 7.4. Mannheim Café Old Vienna
Mi 8.4. Haldewang Do 9.4. Schwenningen JZ
Fr 10.4. Wien Chelsea Sa 11.4. Stuttgart Röhre

WELL! WELL! WELL!

Efa 4304

„NO ROSES“ - MINI-LP Big BST 004

... und einem Hüsker Dü - Fan wie mir geht das Herz über"

Töne, Träger, Transaktionen



Keine Fax in den Süden ohne dieses Buch!

Da läuft was

Einblicke in Rockszenen der oberschwäbischen Provinz.

Über 500 Seiten viele Fotos, auch viele Adressen von Bands, Labels, Studios - von Ulm bis Konstanz, für 18,90 DM

ab Ende April im Buchhandel (ISBN 3-925293-03-8) oder (incl. Porto & Versand) nur gegen Barschecks über:

druckverlag sam-aicher wagt gbr
Innenhofstraße 7
7980 Eppingen
Tel.: 0751/11165

Ein Muss für jeden Rockfan!

Endlich!
Das
**KLAUS
SCHULZE**
Buch

183 S., 34 s/w Photos
ISBN 3-925077-04-9

Buchverlag
Michael Schwinn
Schlesierstr. 25
3057 Neustadt 1
Tel. 05032/2213

The Faculties of a Broken Heart
Impressions of the VIRGIN PRINCES by Saul Vanellari



BUCH
200 Seiten
SIGNIERT VON DEN PRINCES
DM 20,-

BLACK SHEEP PRESS
ZYPRESSENSTR. 82
CH - 8004 ZÜRICH

Nichts ist wahr,
alles ist erlaubt.
Wer liest, lügt
leidenschaftlicher.
POCIAO'S BOOKS
Spezialimport für
zeitgeistige Literatur
aus den USA

Katalog anfordern (Rückporto!)
POCIAO
P.O.B. - 190136 - 5300 Bonn

THEATER - CONCERT KINO - PLAKATE

z. B. 10 Kino-Pl. = 40,- DM
10 Concert-Pl. = 20 DM
10 Nice-Style-Pl. = 50 DM
Alle Musikrichtungen
vorhanden.

Mehr Informationen durch:

Frank Nowak
Abt. Versand
Spinnerstraße 5
3300 BRAUNSCHWEIG

Bitte DM 1,- Rückporto

Lintruper Straße 39
1000 Berlin 49
Phone: 742 3706
Telex: 181 725

EXILE MAGAZINE DISTRIBUTION

Lintruper Straße 39
1000 Berlin 49
Phone: 742 3706
Telex: 181 725

ALL THE MUSIC NEWS THAT'S FIT TO PRINT

AARDSCHOK * ARENA * BAD SEED * BANG! * BEATBOX
BILLBOARD * BLACK BEAT * BLACK MUSIC * BLITZ'VE
BLITZ'USA * BLUES & RHYTHM * BLUES & SOUL * THE
BOB * BOSTON ROCK * BRAVE * BREAKTHROUGH * B
SIDE * BUCKETFULL OF BRAINS * THE BUZZ * CHASE
BEAT * COLLUSION * CONTRAST * COUNTRY MUSIC NEWS
COUNTRY MUSIC PEOPLE * COUNTRY SOUNDS * DETAILS
DARK STAR * DEBUT * DECEMBERS CHILDREN * DOVE
BEAT * ECHOES * THE FACE * FAN LIBRARY * FIRST
HEARING * FLORIPOP * FLIPSIDE * FORCED EXPOSURE
FOLK ROOTS * FORMAT * THE GLITTERHOUSE * GORILLA
BEAT * GOLUMBIE * GUITAR HEROES * GUITAR PLAYER
HARD ROCK * H'ARTBEAT * HISTORY OF ROCK * THE HIT
HOT LICKS * HOT PRESS * I-D * JAMMING! * Jukebox
JOCKS * KICKS * KERRANG! * LIVING BLUES * MATTER
MAXIMUM ROCK'N'ROLL * MONITOR * MELODY MAKER *
MUSIC WEEK * NME * NEW YORK ROCKER * NEXT BIG
THING * 99TH FLOOR * NO.1 * HOT FADE AWAY * NOW
DIG THIS * OPTION * OHAMA RAINBOW * POPNOISE * Q
RECORD COLLECTOR * RECORD MIRROR * RITZ * ROLLING
STONE * ROCKPOOL * ROCKVIDEO * SMASH HITS * SOLID
SOUND CHOICE * SOUNDS * SPLENDID * SPIN * SWING '51
TROUSER PRESS * UGLY THINGS * WIRE * ZIGZAG * ETC.

BACK ISSUES *** CURRENT ISSUES *** FUTURE ISSUES
PLEASE SEND FOR OUR COMPLETE LIST OF INTERNATIONAL
MUSIC MAGS AND ZINES. RETURN POSTAGE REQUESTED!!!!

EXILE

On Tour
with a brand
**KEVIN
COYNE**
new Band
From Brixton
to Deutschland
Konzertbüro Franken
09 11/40 00 18-19

-H O O D O O-

DEAD PAPER
the e.p.

COMING SOON

VIDEO'S FÜR ABHÄNGIGE

INDIES
REGGAE
COUNTRY
BLUES
JAZZ
MUSICALS

VIDEODROM 1000
Zossenerstr. 20 Berlin 61

PANZER KNACKER

INDEPENDENCE/Langenbecks-
höf 29/2000 Hamburg 63

WARHOLE IST TOT

COLLECTIONISM

C45 Superchrom
1:1 Stereo/10,-

INDEPENDENCE

ALVARO

THE CHILEAN WITH THE SINGING NOSE
Kostenlose Info anfordern!
SQUEAKY SHOES RECORDS,
Zähringerplatz 4,
D-7750 Konstanz

DISCO COUNT

Schallplatten

immer gut sortiert
in ROCK & POP
aller Stilrichtungen

z.B. Wave & Indies
ROIR-Cassetten
Musikposter

INTERNATIONALE
MUSIKPRESSE!
& Fanzines

MANNHEIM
Horten-Passage
68125

Ganz schön bekannt,
Herr Praktikant!

» STIMMT!
ALS KLEINANZEIGE
KOMMT MAN
ZIEMLICH
RUM! «

Wolf-Peter Camphausen, Praktikant bei SpeX

16 Spur
Studio
PA Verleih

groove

RECORDS

black
and
white
music

Independent Tonträger
Pücklerstraße 36, 1000 Berlin 36
Telefon 0 30-618 86 39

KONZERTKASSE

grave new music

sucht bands
für die
90er jahre

grave
new music
c/o mike stp
box 150612
1000 bln 15
tel. 030 251937

Für 80,- DM nach Köln, Dortmund, Essen, Düs-
seldorf, Hannover, Hamburg, Berlin, München
... und das, ohne den Fuß vor die Tür zu setzen.
Wie? Ganz einfach.
Schickt Eure reprofähigen Vorlagen (Reinzeich-
nungen, Offsetfilme, nicht größer als das dop-
pelte Anzeigenformat!) zusammen mit einem
Scheck (oder eine Überweisung auf Konto
SPEX, Postgiroamt Köln, BLZ 370 100 50, Nr.
340 97-500) an SPEX, Severinsmühlengasse 1,
5000 Köln 1.
Und schon geht es auf einem, zwei, drei oder
vier Anzeigenfeldern einmal durch die Repu-
blik.

Kleine Anzeigen, ganz groß.

ANKAUF

gebrauchter
LP's CD's

BEAT
LUND
GLOCK

Schreinerstr. 2
7410 Reutlingen
07121 330160

FB-Music die presents:
erste Cassetts von

THE SECRET GOLDFISH

'challenge and
temptation'

40 min. Pop und Soul
für nur 5+2 DM!
Bestellung mit Voraus-
zahlung bei:
Thomas Fischer
Krokodilweg 50
7000 Stuttgart 31

**KONTAKT
ROLF**
0451/36168

Töne, Träger, Transaktionen

SUPERCHARGE

EUROPAS R&B ABRÄUMER

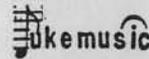
CONEXION LATINA

DAS SUPER SALSA ORQUESTA

BOOKING: ☎ 09 11 / 40 00 18-19

DANCE METAL
Band
sucht
STAR-GITARRIST/
SÄNGER
Falsetto
Kraft
und
KEYBOARDER
Noise
Rhythmus
Tel.: (0211) 30 73 29

make money with your demo



cassette, tape and video
demo label
80-p. year give you the
chance to get
your money back multiple
or record contract
or gigs all over the world
or invitation to an inter-
national contest
Send us your demo today!!
JUKEMUSIC Postfach 67
4c21 LINZ/AUSTRIA/EUROPE

klistier



Laden für unabhängige Musik
6000 Frankfurt 90
Mühlgasse 26
Telefon (069) 7 07 29 85
Versandkatalog
gegen Rückporto



Bochum, Citypassage
0234-18506

Mi, 1.4.87: SID BEE GAME
Mi, 8.4.87: THE CAPERS
Sa, 11.4.87: CAMPER VAN BEETHOVEN
Mi, 22.4.87: DER BÖSE BUB EUGEN
Sa, 25.4.87: MARCHE COMUNE

U4 WIEN
Tägl.: 23-05 Uhr
Tel.: 222 / 87 36 48



RECORD SHOP
ANKAUF - TAUSCH - VERKAUF
von SCHALLPLATTEN + CDs
• IMPORTE
• INDEPENDENTS
• MUSIKMAGAZINE/TANZES
• RECOMMENDED RECORDS
• TONTRÄGERZUBEHÖR
• MUSIKKASSETTEN
• SINGLES/MAXIS
• BESTELLSERVICE
MORNINGER STRASSE 44 B
7000 STUTTGART 1
(3) 14 zwischen Marktplatz
und Schölenbrunn
TEL. 0711 / 50 87 58
MO - FR: 10:00 - 18:00
SA: 10:00 - 14:00

KÖLN. NORMAL

Independent-Schallplattenladen

Neu in der Weidengasse 56

Geöffnet:
DI-FR 12-18.30 Uhr
SA 10-14 Uhr
MO geschlossen

THE WEDDING BELLS:
7" out soon!
"Fast side / Slow side"
Booking+info:
030/2615832

the catalogue
Der Independent-Katalog aus London -
Jeden Monat neu
• alle monatlichen Neuerscheinungen
• ausführlich kommentiert und illustriert
• viele informative Artikel und Anzeigen
Jahresabo DM 42,-
Scheck an:
GARAGELAND
Grabenstr. 77 - 4100 Duisburg 1
Tel. 02 03 / 37 73 61

BELLEVUE IN THE HEAT
45 RPM
4 TRACK E.P.

DISTRIBUTED IN EUROPE BY ARIOLA/RCA IMPORT SERVICE 860 453 - 975
BELLEVUE · POSTBOX 4804 · D 4800 BIELEFELD 1

AUDIO 235 ART

NEUE Tapes von ROIR:
Johnny Thunders "Stations of the Cross" 20,-
21st Century "Dub" 20,-
NEUE VIDEOS:
Einstürzende Neubauten "1/2 Mensch" (da!) 79,-
M. S. Burroughs/B. Gysin "Three Films 1950's-1960's"
Unveröffentlichtes Material aus dem PTV-Archiv,
zusammengestellt von G. P. Orridge, 2 Std. 119,-
Katalog bei 235, Spichernstr. 61, 5000 Köln 1

Vertrieb durch:
Tel. 02323/4755
Tel. 0234/512726
Tel. 0234/37051
Tel. 0234/280053
Erschienen bei:
Last Chance
Signalplatten
Freistuhl 17 · 4600 Dortmund 1
Telefon (0231) 144887 2144
Live-Tour: 20.4. ZECHE, Bo. 30.4. Herford 6. o. 7.5. EIVE-
STATION, Dortm. 16.5. Jz-Essen, 8.6. OPEN-AIR, Essen.

Noise Pop
Punk
General Wave
Hardcore
Psychodelic
Oi!
Psychobilly



Kostenloser Katalog erscheint alle 14 Tage.
Rock-o-Rama-Schallplattenversand
Kaiserstr. 119 · D-5050 Brühl · 022 32 / 225 84

THE FAIR SEX



1st. Maxi
DIVINE
SEE

Best. Nr. LCR 008

NEU SCOPE
UNSERE NEUE ADRESSE:
HORNBOUQUENRING 36/40
6060 PALMSTRASSE
5000 KÖLN 1
TEL. 0231 / 81800
DER ANKAUF
VON LPs, MAXIS U. CDs
GHT WICHTIG!
hin!

DISCOVER
NEUE POPMUSIK
PUNK
AVANTGARDE
ROCKA - PSYCHOBILLY
ZEITSCHRIFTEN
U.V.M.
BOCHUM
Blanchstr. 8a
Postfach 100311
Tel.: 0234-85533
VERSAND AUF ANFRAGE

Clubland

HARD ROCK CLUB



Do 2.4.
The P.O.X.

So 5.4.
dns

So 12.4.
Heute

So 19.4.
**Bellybutton and the
Knockwells**

So 26.4.
Gummimoral

MANNHEIM
S1,3

new wave
discothek

„Musik zur Dokumenta“

Interessierte Avantgardeska-
pellen aus den Bereichen
Rock/Pop/Jazz/New Wave
melden sich bis zum 15. April
mit Demos, ausführlichen In-
fos und evtl. Tourneepänen
bei:
Musiktheater, Angersbachstr.
10, z. Hd. Lutz Engelhardt,
3500 Kassel (auch Agenturen)



BAR-RESTAURANT-TANZ
Am Salzhaus 4 - 6000 Frankfurt 1
Tel.: 069/28 76 62 - täglich von
22.00 bis 4.00 Uhr geöffnet.



DIE NACHTKONZERTE
AM MONTAG

6.4. **Tom Verlaine**
13.4. **Shiny Gnomes**
27.4. **Cocks In Stained
Satin**

BATSCHKAPP
Frankfurt

Mo 6.4.
**Michelle-Shocked/
Camper Van
Beethoven**

Sa 11.4.
**Multicoloured
Shades**

Mo 13.4.
Extrabreit

Di 14.4.
**X-Mal
Deutschland**

So 19.4.
Volksbildungsheim
**John Mayall's
Bluesbreakers**

Do 23.4.
Volksbildungsheim
Erasure

Sa 25.4.
**M. Stephenson &
The Daintees**

So 25.4.
Volksbildungsheim
Burning Spear

Di 28.4.
**The Butthole
Surfers**

Batschkapp, Frankfurt
Maybachstr. 24
Kartenbestellung:
(069) 777711/445035

TOR 3

Dusseldorf Ronsdorfer Straße 143

Mi. 1.4. **EDDIE MONEY**

Fr. 10.4. **JOHN MAYALL**

So. 12.4. **ALEX ORIENTAL
EXPERIENCE**

Mi. 15.4. **PETE WYOMING
BENDER BAND**

So. 19.4. **MANU DIBANGO**

Mi. 22.4. **TROUBLE FUNK**

Mo. 27.4. **BURNING SPEAR**

Mi. 29.4. **ANNE HAIGIS**

Do. 30.4. **ORAN JUICE**

JONES

Concert team Dusseldorf

Rose club



So 5.4.
Strangemen
Mo 6.4.
The Moment
Do 16.4.
Blurt
So 26.4.
**Cocks In Stained
Satin**

LUXEMBURGER STRASSE 37
5000 KÖLN 1

THE MOMENT

ON TOUR

- 2. 4. DE STIP - Amsterdam (NL)
- 3. 4. FZW - Dortmund
- 4. 4. LOGO - Hamburg
- 5. 4. OKIE DOKIE - Neuss
- 6. 4. ROSE CLUB - Köln
- 10. 4. STADTWERKSTATT - Linz (A)
- 11. 4. CHELSEA - Wien (A)
- 14. 4. CAFÉ OLD VIENNA - Mannheim
- 15. 4. ZABOLINDE - Nürnberg
- 16. 4. BLAUE FLIESE - Kempten
- 17. 4. AJZ-BIEL - Biel (CH)
- 19. 4. VFA-PALAST - Bingen

CONTACT - James Birkby
Southamptonway 10
4050 Mönchengladbach 5
02161/557453

**FORUM
ENGER**

**SAMSTAG 4.4.
THE MEKONS**

**SAMSTAG 11.4.
LOLITAS**

**SONNTAG 19.4.
THE RAYMEN**

**FORUM ENGER
SPENGER STR 13
4904 ENGER
05224 4545**

SCHWIMMBAD MUSIK-CLUB

Tiergartenstr. 13 - 6900 Heidelberg

Telefon: 06221-470201

KULTUR- und FREIZEITZENTRUM
DISCO-CLUB · KINO · KONZERTE

Mi. 1.4. **Pierre Moerlens
Gong**

Di. 2.4. **The Pastels**

Mi. 8.4. **Raymen**

Special Guest:
**Graveyard Stompers
Xero Slingsby and
the Works**

Mi. 15.4. **Lolitas**

Mi. 22.4. **Lolitas**

Konzertbeginn 21.30 Uhr

Öffnungszeiten
Fr. u. Sa. 20.00 bis 3.00 Uhr

Änderungen vorbehalten

Mi. u. Do. 20.00 bis 1.00 Uhr
So. Mo. u. Di. geschlossen

B45

Jugend- und
Kulturzentrum
6903 Neckargemünd
(an der B 45)
06223 - 71816

Sa 4.4.
**SUNNY DOMESTOSZ
CHEAP GRINGOS**

Sa 11.4.
NELLY & THE NICK NACKS

Sa 25.4.
MORBID PLEASURE

jab
junge aktionsbühne

IN DER 'BRÜCKE'
HEINRICH-HEINE-PLATZ
POSTFACH 1120
4000 DUSSELDORF 1
TEL. 0211/899-5465
0211/899-6450

Sonntag 5.4. - 20 h
Tom Verlaine
Montag 6.4. - 20 h
The Kixx
Sonntag 26.4. - 20 h
**Martin Stephenson and
The Daintees**



10. April
P.O.X

THE RAYMEN

16. April

EWINGS

THE MOMENT

20. April

DIE MIMMIS

blaue Fliese

KEMPTEN
0831/83926

C.A.F.E OLD VIENNA



Mannheim, U 1, 17,
am Kurpfalzkriseel,
Tel. 06 21/20227

Dienstag 7.4.
Well Well Well
Dienstag 14.4.
The Moment
Dienstag 21.4.
Rainer Schwefel
Sonntag 26.4.
Panta Rei
Dienstag 28.4.
McCarthy

APRIL-SCHMERZ Festival 87

SID BEE
GAME
DUST DEVILS
KIWI SEX
CHILDREN HELD
HOSTAGE

03.04. manege
MÜNCHEN



NEON

Kleidung aus England



Schützenstr. 14, 4250 Bottrop
Tel.: 02041/23312

DEXTRIN

Die besondere LP: **Mystery Man**
Rock-Tradition von einst,
Gepaart mit Pop-Allüren von heute
Jetzt erhältlich!

National-Vertrieb: Fa. Proton
Holstenklinkerstr. 62, 2050 Hamburg 80
Telefon 040 / 726 14 88

LION-RECORDS REGGAE-SKA-INDIES

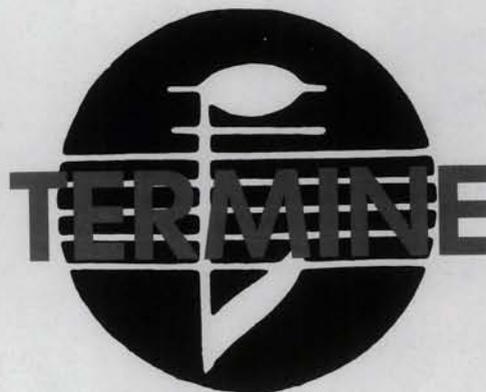
Tel. 030 - 216 13 47

Black Uhuru — Brutal Dub 20.-
I Jahman & Madge — I Do 20.-
Mighty Diamonds — If you're... 20.-
Josie Wales — Ruling 27.-
U. Roy — Seven Gold 27.-
Prince Jazzbo — Ital Corner 27.-
Upsetters — Blackboard... 27.-
per Nachnahme
1000 Berlin 62
Goltzstrasse 52
Versandliste anfordern

FZW APRIL

1. & 20. APRIL
THE MOMENT (GORE)
LAND OF SEX AND GLORY (GORE)
16. & 20. APRIL
HEAVY HOLLAND
GORE (GORE)
THE MOONIES (GORE)
16. & 20. APRIL
THE MAGOO BROTHERS
16. & 20. APRIL
COCKS IN STAINED SATIN (GORE)
16. & 20. APRIL
BERLIN ROCKS WEST
THE DEEP
THE STRANGERS
GENETIC DRUGS
OVERNIGHT ANGELS
DANTOM
MAISON
KAMPFEN ERWISSEN IM
JUBU
VORVERKAUF LAST CHANCE IDIOTS RECORDS ELIKAS CAFE
PRINZ
NEUER GRABEN 107 TEL. 0201 6222317 — Kartenvorbestellung

Burning Spear: 23.4. München/Theaterfabrik — 24.4. Karlsruhe/Konzerthaus — 25.4. Frankfurt/Volksbildungsheim — 26.4. Mannheim/Kulturhaus — 27.4. Düsseldorf/Tor 3 — 28.4. Bochum/Zeche — 29.4. Münster/Odeon — 30.4. Bielefeld/PC 69 — 1.5. Berlin/Tempodrom — 2.5. Hamburg/Markthalle — 3.5. Bremen/Modernes.
Die Mimmis: 18.4. Wiesbaden/Zick Zack — 19.4. München/Manege — 20.4. Kempten/Blaue Fliese — 21.4. Tübingen/Epplehaus — 22.4. Ravensburg/JZ — 23.4. Schwenningen/JZ — 24.4. Nürtingen/JZ — 25.4. Waltrop/Posthorn.
Lolitas: 9.4. HH-Börnsen/in Keuschheit + Demut — 8.4. Hamburg/Fun Club — 10.4. Münster/Odeon — 11.4. Enger/Forum — 20.4. Freiburg — 22.4. Heidelberg/Schwimmbad. 23.4. Hannover/Bad — 25.4. Dortmund/FZW.
Marti Jones: 6.4. Hamburg/Logo — 7.4. Köln/Luxor — 8.4. München/Wirtshaus im Schlachthof.
Trash Groove Girls: 1.4. Dortmund/Live Station — 2.4. Hannover/Sox — 3.4. Bielefeld/Plaza — 5.4. Hamburg/Salambo — 9.4. München/Manege — 12.4. Berlin/Loft — 15.4. Moers/Flagrant.
Sid Bee Game: 1.4. Wien/U 4 — 3.4. München/Manege — 4.4. Ravensburg/Jugendhaus — 9.4. Thun (Schweiz)/Rockcafe — 10.4. Bern (Schweiz) — 11.4. Kempten/Blaue Fliese.
Laibach: 14.4. Bochum/Zeche — 16.4. München/Manege.
Test Department: 2.4. Bremen/Schlachthof — 3.4. Braunschweig/FBZ — 5.4. München/Theaterfabrik.
Lounge Lizards: 14.4. Berlin/Metropol — 15.4. Hamburg/Fabrik — 16.4. Dortmund/Live Station — 18.4. Saarbrücken/Uni Mensa — 21.4. Frankfurt/Volksbildungsheim — 22.4. München/Theaterfabrik — 23.4. Tübingen/Alte Mensa — 24.4. Zürich/Rote Fabrik — 26.4. Gent/Palladium.
Blurt: 2.4. Hamburg/Fabrik — 3.4. Münster/Odeon — 5.4. Berlin/Loft — 6.4. Detmold/Hunky Dory — 7.4. Tübingen/Zentrum Zoo — 8.4. Düsseldorf/HDJ — 9.4. Nürnberg/Komm — 10.4. München/Manege — 11.4. Linz/Posthof — 12.4. Wien/WUK — 13.4. Freiburg/Cräsche — 14.4. Aachen/Metropol — 15.4. Wilhelmshaven/Pumpwerk — 16.4. Köln/Rose Club.
Gary Glitter: 25.4. Hannover/Bad — 26.4. Bochum/Zeche — 27.4. Osnabrück/Hyde Park — 28.4. Berlin/Metropol — 30.4. München/Theaterfabrik — 2.5. Wien.
Pastel Package mit Paul Rowland (plus Band) und Shiny Gnomes: 10.4. Nürnberg/Zabolinde — 13.4. Frankfurt/Cookys — 16.4. Bochum/Zeche — 18.4. Hamburg/Fabrik — 19.4. Wilhelmshaven/Kling Klang.
Alison Moyet: 11.4. Frankfurt/Alte Oper — 20.4. Berlin/ICC — 22.4. Hamburg/CCH — 23.4. Köln/Sporthalle — 24.4. München/Deutsches Museum.
Anne Clark: 18.4. München/Alabamaallee — 19.4. Mannheim/Capitol — 20.4. Fürtth/Stadthalle — 21.4. Tuttingen/Akzente — 22.4. Stuttgart/Theaterhaus — 24.4. Hamburg/Knopfs — 25.4. Berlin/Tempodrom — 28.4. Aachen/Metropol — 29.4. Bochum/Zeche — 30.4. Bonn/Biskuthalle — 1.5. Bielefeld/PC 69 — 2.5. Frankfurt/Volksbildungsheim — 3.5. Kassel/Musiktheater.
The Moment: 3.4. Dortmund/FZW — 4.4. Hamburg/Logo — 5.4. Neuss/Okie Dokie — 6.4. Köln/Rose Club — 10.4. Linz/Stadtwerkstatt — 11.4. Wien/Chelsea — 14.4. Mannheim/Cafe Old Vienna — 15.4. Donauwörth/Rush — 16.4. Kempten/Blaue Fliese — 17.4. Bielefeld/AJZ — 18.4. Bingen/Ufa Plaza.
Trouble Funk: 20.4. Hamburg/Markthalle — 21.4. Berlin/Metropol — 22.4. Düsseldorf/Tor 3 — 23.4. Aachen/Metropol.
Martin Stephenson & The Daintees: 25.4. Frankfurt/Batschkapp — 26.4. Düsseldorf/JAB — 28.4. Hamburg/Markthalle.
Def Jam Package mit Oran Juice Jones, Chuck Stanley und Tas-



OHNE GEWÄHR

han: 27.4. München/Theaterfabrik — 28.4. Wiesbaden/Wartburg — 29.4. Hamburg/Große Freiheit — 30.4. Düsseldorf/Tor 3 — 2.5. Hannover/Capitol — 4.5. Aachen/Metropol.
Tom Verlaine: 3.4. Berlin/Quasimodo — 5.4. Düsseldorf/JAB — 6.4. Frankfurt/Cookys.
Extrabreit: 3.4. Menden/Kulturhalle — 4.4. Kiel/Pumpe — 5.4. Hamburg/Große Freiheit — 6.4. Bochum/Zeche — 7.4. Bielefeld/PC 69 — 8.4. Dortmund/Live Station — 9.4. Hildesheim/Bebop — 10.4. Hannover/Jugendzentrum — 11.4. Reinheim/Bürgerhaus — 13.4. Frankfurt/Batschkapp — 14.4. Kassel/savoy — 15.4. Hanau/Druckhaus — 16.4. Fulda/Eisernes Kreuz — 18.4. Roedermark/Mehrweckhalle — 19.4. Wiesbaden/Wartburg — 21.4. München/Schlachthof — 22.4. Nürnberg/Zabolinde — 23.4. Stuttgart/Maxim — 26.4. Haltern/Old Daddy — 27.4. Oberhausen/Old Daddy — 28.4. Wetter/KuK — 29.4. Köln/Luxor.
Land Of Sex And Glory: 3.4. Dortmund/FZW — 4.4. Bielefeld/Jölebeck — 5.4. Saarbrücken/Kureck.
Family Five: 10.4. Nürnberg/Komm.
X-Mal Deutschland: 8.4. Berlin/Metropol — 9.4. Braunschweig/Jolly Joker — 10.4. Bremen/Modernes — 11.4. Hamburg/Knopfs — 13.4. Bochum/Zeche — 14.4. Frankfurt/Batschkapp — 15.4. Stuttgart/Altes Feuerwehrhaus — 16.4. München/Theaterfabrik.
Kalahari Surfers: 14.4. Würzburg/Auton. Kulturzentrum — 15.4. Wiesbaden/Wartburg — 16.4. Bamberg/Fischerhof.
The Wolfgang Press: 16.4. Berlin/Loft.
Mark Stewart & The Maffia: 19.4. Berlin/Loft.
Cleaners From Venus and The Brilliant Corners: 26.4. Berlin/Loft.
Michelle Shocked and Camper Van Beethoven: 2.4. Berlin/Loft — 3.4. Münster/Odeon — 4.4. Dortmund/The Fire Station — 5.4. Köln/Luxor — 6.4. Frankfurt/Batschkapp — 7.4. Munich/Schlachthof — 11.4. Wien/U4.
Georgie Red: 3.4. Neu Wulmstorf/Ruebke/Roschinskiy — 5.4. Lüneburg/Garage — 6.4. Köln/Zorba — 7.4. Freising/Lindenkeller — 8.4. Wiesbaden/Big Apple — 9.4. Goslar/Bassgeige — 10.4. Dortmund/Live Station — 11.4. Münster/Jovel — 12.4. Hannover/Palace — 13.4. Hamburg/Große Freiheit — 14.4. Neustadt-Holstein/Bambu — 15.4.

Flensburg/Roxy — 16.4. Einbeck-Vogelbeck/Outpost.
Erasur: 23.4. Frankfurt/Volksbildungsheim — 24.4. Stuttgart/Gustav Siegle-Haus — 26.4. Berlin/Metropol — 27.4. Hamburg/Knopfs — 29. und 30.4. Hannover/Capitol — 3.5. München/Theaterfabrik — 6.5. Düsseldorf/Tor 3 — 7.5. Bremen/Modernes — 8.5. Bielefeld/PC 69.
Xero Slingsby And The Works: 1.4. Oberammergau/Fabrik — 2.4. Zürich — 3.4. Basel — 4.4. Freiburg — 6.4. Salzburg — 7.4. Linz — 8. und 9.4. Wien — 10.4. Innsbruck — 11.4. Rieslasingen — 12.4. Ulm/Violet — 14.4. München/Manege.
Multicoloured Shades: 4.4. Mannheim/Feuerwache — 7.4. Stuttgart/Maxim — 9.4. Biberach/Wurzelmex — 10.4. Nürnberg/Zabolinde — 11.4. Frankfurt/Batschkapp — 13.4. und 14.4. Zürich/Z 33 — 19.4. Bremen/Modernes — 20.4. Lohne/Circus Musicus — 26.4. Recklinghausen/Flexi — 27.4. Köln/Luxor.
Sibylla Pomorin Quartet: 2.4. Wiesbaden/Artist — 3.4. Frankfurt/Jazzkeller — 4.4. Karlsruhe/Jazzclub — 18.4. Stuttgart/Theaterfestival — 21.4. Würzburg/AKW.
Mitten im Whiskey (P. Sempel): 3.4. Wien/Stöbergasse — 5.4. Stuttgart/Lupe — 9.4. Tübingen/Arsenal — 14.4. Lübeck/Treibsand — 15.4. Flensburg/Odeon — 17.4. Hamburg/Subito — 18.4. Hamburg/Metropolis.
Prince Of The Blood: 16.4. Vechta/Circus Musicus.
The Morons and Cocks in Stained Satin: 4.4. Kinzweiler/Festhalle.
The Magoo Brothers: 1.4. Hamburg/Logo — 4.4. Bremen/Cairo — 10.4. Essen/Zeche, Karl — 16.4. Dortmund/Freizeitzentrum — 18.4. Waltrop/Posthorn — 19.4. Münster/Odeon — 22.4. Köln/Luxor — 24.4. Essen/Zeche, Karl — 30.4. Vechta/Circus Musicus.
Devantgarde: 16.4. Dortmund/FZW — 18.4. Pforzheim/Schlauch — 20.4. Freiburg/Cräsche — 23.4. Leutkirch — 24.4. Kempten — 25.4. Ravensburg/Jugendhaus.
Broken Jug, Wyyld Mammots, Miracle Workers, Three Fourgiven, Dizzy Satellites, The Hipsters, The Chud, Shiny Gnomes, Mod Fun: 18.4. Hamburg/Fabrik.
1st Smersh Night: The Revells and The Ordinary Outsets: 10.4. Düsseldorf/Zakk.
The Daltons: 4.4. Düsseldorf/Zakk.
Dextrin, Brickyard, Egon Trip: 4.4. Leverkusen/Heisenberggymnasium.
Ferry Boat Bill: 1.4. Donauwörth/Rush — 2.4. Nürnberg/Zabolinde — 5.4. Haldeburg — 10.4. Wien/Chelsea — 11.4. Stuttgart/Röhre.
Well Well Well: 3.4. Bingen/Ufa Plaza — 7.4. Mannheim/Old Vienna — 8.4. Haldeburg — 9.4. Schwenningen/JZ — 10.4. Wien/Chelsea — 11.4. Stuttgart/Röhre.
P.O.X.: 1.4. Wiesbaden/Wartburg — 2.4. Mannheim — 3.4. Stuttgart/Röhre — 4.4. Freiburg/Cräsche — 5.4. Kaufbeuren/Melodrom — 8.4. München/Loft — 9.4. Wien/Chelsea — 10.4. Kempten/Fliese — 11.4. Waltrop/Posthorn — 12.4. Bochum/City-Passage
Big Store Package mit well well well, Ferryboat Bill, u.a.: 4.4. München
The Raymen: 4.4. Schwindtkirchen/Rockhaus — 5.4. Nürnberg/Komm — 6.4. Zürich — 7.4. Wien/U4 — 8.4. Heidelberg/Schwimmbad — 10.4. Kempten/Blaue Fliese — 11.4. Überlingen/Rampe — 12.4. Augsburg — 13.4. Tübingen/Epplehaus — 15.4. Hannover/Bad — 16.4. Bremen/Römer — 17.4. Hamburg/Logo — 18.4. Cloppenburg/Pogo — 19.4. Enger/Forum — 20.4. Oberhausen/Old Daddy.
The Strangers: 5.4. Köln/Rose Club — 10.4. Münster/Odeon — 11.4. Schwindtkirchen — 12.4. München/Manege — 18.4. Hamburg — 24.4. Osnabrück/Ostbunker
The Chud: 4.4. Bielefeld/JZ Jöllenbeck — 17.4. Hamburg — 25.4. Berlin/Quartier Latin

GELD

Es gibt dieses wunderbare Photo von drei mittelalten, smokingtragenden, lachend-grinsenden, allesamt bärtigen (die von der gestutzten Sorte) amerikanischen Regisseuren: De Palma, Spielberg und Scorsese. Vereint, froh und reif fürs Triumvirat in Hollywood (posierend), und im Fall des letzteren bereit, sich auf die Brust zu klopfen, zu sagen „Now it's mainstream!“ und sich dabei eins in die Tasche zu lachen.

Scorseses Eintrittskarte ist brandneu, hell (im Gegensatz zu seinen anderen Filmen, die, als „dunkel“ bezeichnet, nach drei Wochen Laufzeit im Kino gewöhnlich abgesetzt wurden) und trägt den bezeichnenden Titel „Die Farbe des Geldes“. An der sorgfältigen Gestaltung derselben sind außer dem Regisseur entscheidend beteiligt: der Kameramann MICHAEL BALLHAUS und der Schauspieler PAUL NEWMAN. Und es ist die jedem eigene Besessenheit, die diesen Film zu dem gemacht hat, was er ist: Michael Ballhaus' Besessenheit von Räumen, Gesichtern, Gegenstände – und in diesem Film Billardtische – Abtasten, in einem trotz aller Helligkeit fahlen Licht; Paul Newmans Besessenheit von der Weiterführung einer im Jahre 1961 (mit seiner Rolle als Eddie Felson in Robert Rossens „The Hustler“/„Haie der Großstadt“ nach der Geschichte von Walter Tevis) begonnenen Rolle als Pool-Spieler, die Besessenheit etwa zum Ende bringen zu wollen, einen heroischen Abgang bzw. Neuanfang im Alter zu finden, und Scorseses Besessenheit, einen Film mit Glanz zu machen, der gleichzeitig eine Weiterführung seiner Themen ist: Männerrituale, Zweikampf, Austricksen, Korruption, der brennende Wunsch, etwas sein zu wollen. Den Glanz hat er sich geholt mit der Story selbst (die Idee wurde ihm von Newman höchstpersönlich nahegebracht), mit dem Einsatz von „echten“ Hollywoodstars, Paul Newman und Tom Cruise als seinem Zögling; Gegenspieler und Objekt Vincent (im Gegensatz zu dem von ihm, Scorsese, „selbstgemachten Star“ und Freund De Niro ist zumindest Newman eine fremdartige Respektperson und Tom Cruise ein Newcomer des Mainstream-Kinos). Dieser Schritt war – nach Scorseses Aussage – erst ein sehr unbequemer – personifiziert in der Gestalt Paul Newman, dieser makellosen Verkörperung des reinen Stars – und schwieriger, aber nach der Trennung von De Niro mit „King Of Comedy“ und dem „After Hours“-Zwischenspiel und dem Jesus-Film-Desaster ein notwendiger. Umgeben von Stars, machte er seinen eigenen Anspruch als Regie-Star geltend, nach Jahren des Hustler-Daseins. „Die Farbe des Geldes“ ist so gesehen ein Film über Billard, über

zwei Männer, den alten, undurchsichtigen, zynischen, gutangezogenen Spieler Eddie Felson und den, der in seiner naiven Trampeligkeit und Unbedarftigkeit das dessen Leben wieder in Bewegung bringende Material ist, nämlich Vincent (Tom Cruise). Und ist ein Film darüber, wie diese beiden Elemente auf-

einander reagieren (unter Zuhilfenahme von Werkzeugen wie der Freundin des Jungen, May Elisabeth Mastrantonio), auf dem Schlachtfeld Billardtisch, der Geld/Stolz/Ruhm verheißenden Fläche, sich verhalten. All das wird gezeigt in einer distanzierenden Kühle, in distanzierenden Farben, video-clip-artigen, also 100%tig „gespielten“ Auftritten von Tom Cruise und dem Weggestoßen-Werden-Knall, den die Begegnung von Stock und Billardkugel ständig verursacht. Der Stock tobt nicht etwa, er lauert und schießt.

Der Zuschauer als Billardkugel ist das Resultat, das angespannte Herumgestoßenwerden, bevor am Schluß im Showdown sein Dasein voll auf die blauen Augen, den Zusammenbruch und das Sich-Wieder-Fassen des Helden Eddie Felson fixiert und an eine „Story“ angebunden wird. Der Film „Die Farbe des Geldes“ ist trotz allem ein Film über Scorsese, den gegenwärtigen. Nach seiner Verarbeitung von Großstadt New York, von der Psychologie des Italo-Amerikaners, von tobenden männlichen Charakteren, von den Verzweifelten, die Helden/Stars sein wollen – wie er –, lotet er hier die Position bis in alle gemeinen Details hinein aus. Einer, der ein Held war, stößt auf einen jugendlichen Nicht-Helden und korrumpiert ihn so, daß er sich wieder als Held fühlen und den anderen als kalten, leeren Spieler verachten kann, bis er schließlich merkt, daß all das auch nicht WIRKLICH befriedigend ist, daß er nur seine letzten Reserven mobilisiert, trainiert und schließlich – gewinnt. In diesem Spiel, wie in den neuen Umständen (Aufbruch vom „Zuhause“, dem Milieu, in dem man sich eingerichtet hat) in der Welt der besten Spieler, in den geweihten riesigen Poolhallen von Atlantic City (oder Hollywood), beim Sich-Unterwerfen unter Regeln und dennoch Etwas-für-sich-Herausholen-Wollen/Müssen und Handeln, so daß man sich nicht nur in einem kitschigen Drama wiederfindet, darin entfaltet sich Scorsese, wie man ihn mag. Mit einem lakonischen, kühlen Pathos hat er seinen beiden männlichen Hauptdarstellern erlaubt, sich völlig auszuleben und auszuspielen, und alles andere, d. h. zwei der entscheidendsten Mittel in diesem Film, den Schnitt und die Musik, völlig unter seine Kontrolle gebracht. Außer einem Song (dem von den „Bo-Deans“) sind alle Stücke, die in diesem Film auftauchen, eigens für diesen Film hergestellt. Willie Dixon, Eric Clapton, Robbie Robertson, Robert Palmer, alle mußten ran, alle haben sich auf Eddie-Martin-Scorsese-Felson eingelassen, auf seinen Vorstoß nach all den 44 Jahren zur Farbe des Geldes.

Dieser wiederum hat sich nach Fertigstellung dieses Films mit seiner wiedererwachten Spielleidenschaft auf eine neue Runde eingelassen, diesmal nicht die Hollywoodthrone räumend, sondern in einem anderen Gebiet, eine Audienz in eine Zusammenarbeit verwandelnd, in der Pop-Musik (wo sich kaum ein anderer Regisseur besser auskennt als Scorsese). Das 13-Minuten-Video „Bad“, das er mit und für Michael Jackson gemacht hat, ist sein erstes, und so in jeder Hinsicht eine Herausforderung. Im Spiel: viel Geld, einer der größten Stars in der Popmusik, schon gefeierte Videos dieses Stars im Nacken. Scorsese hat sich vorgenommen, in diesem Spiel alles einzusetzen, und das, obwohl, oder gerade weil er weiß, daß es in diesem Spiel letztlich nichts zu gewinnen gibt, wie es auch die Figuren in seinen Filmen wissen... außer einem Namen, stellvertretend als Idol über die Arbeit mit Idolen. Ein „unerfüllbarer“ Wunsch, als Höhepunkt dieser Arbeit dieses Mannes: „Ich hätte gerne ein Video mit dem späten Elvis gemacht.“

JUTTA KOETHER

PAUL NEWMAN IN SCORSESES „DIE FARBE DES GELDES.“

SOUL

Nun gut, MOTOWN ist ja mittlerweile kein frisches Thema mehr – Sinn, Bedeutung, Haltung der ganzen Sache wurden in den letzten Jahren (auch in SPEX) erläutert und gepriesen, und schon vor drei Jahren war es soweit, daß nun wirklich jeder Motown gut finden mußte und auch jeder den einen oder anderen Gassenhauer kannte. Nelson Georges Buch „WHERE DID OUR LOVE GO“ mit dem Anspruch der Darstellung der Motown-Geschichte, bei den Eltern von Berry Gordy angefangen bis zum Niedergang, vertieft das Allgemeinwissen nicht nur, sondern zeigt auch, wie es wirklich war und wie „Motown“ funktionierte. Und nimmt man vorliegendes Buch, liest dazu sozusagen als Einführung „NOWHERE TO RUN“ und als Buch zum Thema „richtiger Soul“ noch „SWEET SOUL MUSIC“, dann dürfte man fast alles wissen, von wegen Soul der sechziger Jahre.

Einzigster Schwachpunkt von Nelson Georges Werk (übrigens schwarzer Journalist beim Billboard) – und dafür ist er kaum haftbar zu machen – ist die fehlende Kooperationsbereitschaft von Motown selbst, sprich Berry Gordy, der die Firma zusammen mit Smokey Robinson 1959 gründete. Gordy gab bisher noch kein einziges ausführliches, selbstkritisches Interview, und so mußte George bei der Recherche auf Motown-Dissidenten zurückgreifen. Angesichts der Zwiespältigkeit der Person Berry Gordys gar nicht so schlecht, aber am Ende gibt Gordy immer noch Rätsel auf. Schwarzer Ausbeuter oder strenger Patriarch? Eins allerdings wird klar, Gordy wußte, was er wollte: „The sound of young America“, egal wie. Musik interessierte ihn nicht, sondern das Geld, das dabei herausprang.

Das Interessanteste sind die Darstellungen über die Produktionsverhältnisse, die einem fließbandorientierten Industrie-Unternehmen entsprachen, incl. klarer Arbeitsteilung (Singen und selbst Produzieren, das gibt es nicht!), bis hin zur Qualitätskontrolle, die man sich bei Henry Ford abgucken hatte. Und so weiter. Nebenbei erfährt man auch, was für ein Biest Diana Ross und wie groß die Macke von Marvin Gaye war.

1972, als man endlich den letzten Rest Motown vollständig nach Los Angeles verfrachtet hatte, war es vorbei mit der Motown-Herrlichkeit, ein Niedergang, der eigentlich schon 1968 mit dem Weggang von Holland-Dozier-Holland, dem wichtigsten Teil der Produktionskette, begonnen hatte. Den Motown-Sound gab es nicht, die Arbeitsteilung war mit Marvin Gayes „What's Going On“ ebenfalls vorbei, und auch Gordy hatte nicht mehr den Biß früherer Tage. Was nicht heißt, daß schlechte Platten gemacht wurden, aber Motown war nur noch eine Schallplattenfirma unter vielen. Isley Brothers, Marvin Gaye, Diana Ross, die Jacksons verließen Gordy. Mittlerweile trägt der sich mit dem Gedanken, sein Motown zu verkaufen. MCA wollte, nur Gordy machte in letzter Sekunde den Rückzieher. Jetzt will, gerüchteweise, Michael Jackson, wohl nicht mit unternehmerischen Ambitionen, sondern als Kapitalanlage. Der Backcatalogue ist riesig, und Coverversionen von Motown-Hits wird es ewig geben. Gordy will sich statt dessen Film und Video widmen. Das Kapitel Motown ist tatsächlich zu Ende.

Einer der wichtigsten Sänger bei Motown war natürlich Marvin Gaye. Um den geht es in der Biographie von David Ritz, die übrigens keinen anderen Titel als „Divided Soul“ haben kann. Ganz freudianisch, der Ansatz von Ritz: Haßliebe zum Vater, traumatische Kindheit, Vergötterung der Mutter, alles nur mit umgekehrtem Ende: Vater tötet Sohn. Ein Leben voller Widersprüche: Gott oder Sex, Mamma oder Hure, Geld oder Kunst. Das alles macht ihn zwar zu einem begnadeten wunderbaren Sänger, führte ihn aber andererseits auch in die finanzielle, persönliche und finale Katastrophe. Marvin Gaye kam mit seinem Leben nicht klar.

Problem bei Ritzens Buch ist, daß das schon nach 100 von 465 Seiten klar ist. Was nicht schlimm wäre, wenn etwas mehr literarische Ambitionen anstatt gekonnten, journalistischen Handwerks zum Tragen gekommen wären. So verbindet Ritz die gesammelten O-Ton-Passagen von größtenteils Gaye selbst und ansonsten Familie, Freunde etc. zu einem etwas lang geratenen Musik-Artikel. Man muß wahrer Marvin Gaye Fan sein, um nicht gleich seitenweise zu springen. Trotzdem ist „Divided Soul“ interessante Sekundärliteratur zum Thema Motown mit dem Aspekt Marvin Gaye versus Berry Gordy. **LOTHAR GORRIS**

»Wir hatten unsere Art von Blues/Gospel-Melodie, aber wir wollten, daß etwas an poetischer Botschaft und Philosophie hinzukommt.« So einfach war das für den Songschreiber ROOSEVELT JAMISON („That's How Strong My Love Is“) mit der Entstehung der Soul-Musik. Was man im Radio hörte, war zu altmodisch, der Krankenpflegerjob zu öd, das Nachtleben lahm. Geschichte wird gemacht, die Macher wissen nur nichts davon. Sie wollen – jede(r) für sich – was aus ihrem Leben machen, und in besonderen historischen Situationen fügen sich die zufälligen Unternehmungen einer Masse von Menschen, die noch nie etwas voneinander gehört haben, zu einer „Bewegung“ – wie dem Soul-Movement in den sechziger Jahren.

Mit „SWEET SOUL MUSIC“ hat Peter Guralnick nun eine Trilogie abgeschlossen, die sich zuvor in „FEEL LIKE GOIN' HOME“ mit dem Blues und in „LOST HIGHWAY“ mit Country & Western/Rockabilly befaßte, d. h. mit den drei archetypischen Musikformen, die jeweils für ihre Zeit und auf ihre Weisen den „American Dream“ formulierten und verwirklichten.

Er ist eine ebenso vage wie überwältigende Vision von Würde, Solidarität und Freiheit aller Menschen – aber weil sie zutiefst amerikanisch ist und damit individuell, anarchisch und erfolgsorientiert (sprich: Geld), trägt sie den Keim der Selbstdestruktion immer schon in sich.

„RHYTHM AND BLUES AND THE SOUTHERN DREAM OF FREEDOM“ lautet der Untertitel des Buches, und Peter Guralnick grenzt „Soul“, für ihn gleichbedeutend mit dem „deep soul“ des Südens, gegenüber Motown im Norden deutlich

ab, letzteres hält er grundsätzlich für eine für Weiße gemachte schwarze Popmusik. Was die musikalische Wertung angeht, halte ich das für ein Vorurteil, das sich durch Hunderte von Platten oder durch eine von Smokey Robinson locker widerlegen läßt. Aber er hat sicher recht in bezug auf die soziale Ausrichtung von Motown: das Zauberwort lautete Aufstieg, und der war nur zu haben um den Preis einer weitgehenden Anpassung an die große weite Welt in Kompositionstechnik wie Kleidung. Aber bei Motown handelte es sich (anfangs) um eine rein schwarze Firma, während die „schwärzer als schwarzen“ Platten des Südens nicht nur auf Labels erschienen, die

Weißen gehörten, sondern weiße Musiker eine entscheidende Rolle in den dortigen Studios spielten. Das zum Thema historische Dialektik.

Was den weißen Steve Cropper und den schwarzen Booker T. zusammenführte, war dieselbe naive ländliche Aussteigermentalität, die den ehemaligen Bankangestellten Jim Stewart dazu brachte, es mal mit einer Plattenfirma – Stax – zu versuchen. Produktion, Promotion oder Payola waren für sie Fremdworte, ihr eigener Herr wollten sie sein, ihre Musik machen, und als Martin Luther King verkündete: „I had a dream!“, da arbeiteten sie schon daran.

Fünf Jahre lang hat Peter Guralnick über 100 Interviews mit Zeitzeugen geführt und Material gesammelt. Auf über 400 Seiten, mit vielen Fotos und einer umfangreichen, geschmackssicheren Discographie, bringt er ein Stück zur Wiederaufführung, das als Lustspiel beginnt und als Tragödie endet. Wie die besten Bühnenerfahrungen lebt es von Widersprüchen, plötzlichen Wendungen im Ablauf und dennoch zwingendem Gang der Ereignisse. Und alle treten sie noch einmal auf: der überlegene Ray Charles, der gradlinige Anarchist Dan Penn, der Analytiker William Bell und a Cast of Thousand. Ich habe bei diesem Buch über Solomon Burkes Popcorn-Transaktionen gelacht, und bei Duck Dunns Zwist mit Al Jackson standen mir Tränen in den Augen.

Diese Buch ist viel mehr als die (bisher) „definitive Geschichte des Soul“ oder die Geschichte des Aufbruchs der Schwarzen in der Zeit der Bürgerrechtsbewegung – es ist eine ergreifende und spannende Studie über den Versuch von Menschen unterschiedlichster Herkunft, ZUSAMMEN zu wirken, und deren Scheitern, als und weil sie Erfolg hatten.

Wenn auch, so schließt Peter Guralnick sein Meisterwerk, mit dem Tod von Otis Redding, dem Mord an Martin Luther King und dem finanziellen Zusammenbruch von Stax die „Soul-Ära“ zu Ende gegangen ist, die Musik wird weiterhin als ein Symbol für „Hoffnung und Anspruch“.

GERALD HÜNDGEN



DA IST WAS HINTER DIESER TÜR VERSTECKT, UND ES GIBT
KEINEN GRUND, ANZUNEHMEN, DASS ES ETWAS GUTES IST.
WIRKLICH SCHADE...

MUSIK DES TEUFELS ROBERT JOHNSON

»I went to the crossroads/Fell down on my knees/I went to the crossroads/Fell down on
my knees/ Asked the Lord for mercy/Save poor Bob if you please.«

ROBERT JOHNSON, „Crossroads Blues“, 27.11.1936

ESGAB DIESE LEGENDE SCHON IMMER. LANGE BEVOR WIR geboren wurden. Der Typ starb an der Wegkreuzung. Ausgestreckte Arme. Von einer miesen Frau vergiftet. Einfach ein Toter. Kaum 21 Jahre alt. Ihr wißt, wie das ist: ein paar gute Jahre und dann ab dafür. Begrabst seinen Leichnam in einem feuchten Grab. Ein unmarkiertes Grab. Kein Grabstein, nicht einmal ein schwarzes Kreuz. Laßt ihn zu Staub zerfallen. Laßt seine Seele hinabsteigen.

Alle kannten die Gerüchte. Vor ein paar Jahren konnte dieser Kerl nämlich noch kaum spielen. Er kam vorbei, um sich die Alten anzuhören, wie sie ihre Licks ausspielten, ihre Geschichten von Qual und Schmerz erzählten. Hin und wieder versuchte er selber was zu bringen, aber es klappte nie. Er hatte es einfach nicht drauf.

Dann verschwand er für 'ne Weile. Keiner sah ihn. Keiner wußte, wohin er gegangen ist. Als er dann zurückkam, war er besser als die alten Blueser. Nichts, was er nicht spielen konnte, keine Tiefen der Verzweiflung, an die er nicht rührte. Und da gab es nur eine Möglichkeit, wie der Junge das geschafft haben konnte, da waren sich alle einig: Er muß diesen Handel abgeschlossen haben: Er hat seine Seele dem Teufel verkauft.

Nun, gut. Vielleicht ist das Quatsch, aber es ist eine gute Story. Es ist die Story, auf der die gesamte Rock'n'Roll-Mythologie basiert. Diese Musik, eben. Die Musik des Teufels. Und wer könnte das Gegenteil beweisen?

Es hat doch tatsächlich den Anschein, daß, wenn du irgend etwas von Wert herstellen willst, heutzutage (oder schon immer), du verflucht werden wirst. Ob aus Eifersucht, Mißverständnissen oder Angst (vermutlich der stärkste Grund) – aber was auch immer du tun wirst, jemand wird dich dafür hassen. Und das ist das Netz, in das wir alle verwickelt sind.

Was also ist es, das die sechssaitige Gitarre und der Teufel gemeinsam haben? Was ist überhaupt der Teufel? Irgendein Bestandteil des gequälten und gefolterten Geists des Lebens. Jeder glaubt doch an irgendeinen Teufel, auch wenn das meist nur natürliches, unreflektiertes Folgern ist, denn so sind die Dinge wohl: So wie auf den Tag die Nacht, folgt das Gute dem Bösen. Und weil Blues und Rock'n'Roll von den Schwarzen kamen, müssen sie von der falschen Seite des Zauns stammen. Alle bösen Dinge: Whiskey, Heroin oder Sex – sie alle reflektieren den Sound des Rock'n'Roll. Glaube ich das? Geht mich das an...?

Ich glaube nicht, daß man die Dinge so einfach gleichsetzen kann. Was ist das schon für ein gleichförmiges Leben: Respektiere die Regierung, respektiere die Kirche, respektiere dieses, respektiere jenes, aber man denkt ja eh nicht über so was nach. Bleib ruhig und dir passiert nichts. Rebelliere und du wirst gegen die Wand gedrängt, dann hindurchgeworfen. Zu Boden geschlagen. Bald werden die Taxis deinetwegen nicht mehr anhalten. Du wirst dabei draufgehen. Aber draufgehen wirst du sowieso. Es bringt nicht viel, sich darüber Sorgen zu machen. Und ich bin sicher, Robert Johnson wußte das. Ganz bestimmt auch Mozart. Alle Geisteshelden der Vergangenheit wußten dies: Da ist was hinter dieser Tür versteckt, und es gibt keinen Grund, daß es etwas Gutes ist. Wirklich schade...

Also schauen wir zurück. Die Küste von Ghana. Die Goldküste. Das Mississippi-Delta. Das Dartford-Delta. Wo immer man herkommt. Dieses arme, kleine Kind, gerade geboren, weiß es schon, wie man weint. Lernt es, daß das Leben nicht so ist, wie es sein sollte. Lernt, daß es nur einen Ausweg aus diesem Fegefeuer gibt: lügen und betrügen und dafür schwitzen und brennen. Wenigstens

steht es so im Alten Testament. Und es ist das Alte Testament, aus dem alles kommt, was der Blues ist. All diese Geschichten von Erlösung und Reue. Das Ärgerliche dabei ist, man kann diese Sachen nicht wirklich glauben. Nicht immer. Aber es ist immer noch das, was die umnebelte Mehrheit der Menschen denkt. Denn es wird in unsere Köpfe getrommelt und getrommelt von dem Augenblick an, wo wir unseren ersten Atemzug tun. Und Robert Johnson war da keine Ausnahme.

Der Junge aus dem Mississippi-Delta. Streunt durch die Südstaaten, spielt für Geld, für einen Schlafplatz, für Drinks, für eine Frau. Und was immer er hatte und wie auch immer er dazu gekommen war – jeder wußte, er hatte es nicht erlernt – er wußte zuviel. Ja, jeder wußte, der Junge hat Umgang mit dem Bösen. Man sah es in seinen Augen. Man hörte es in jedem kaputten, scheppernden Akkord, den er spielte, in jeder verstümmelten Silbe, die über seine Lippen kam. Und nein, er war gar nicht schüchtern, er hatte nur Angst, den Leuten zuviel von sich zu zeigen, damit sie nie herausfänden, was er getan hat.

Dieser Robert Johnson. Der Sohn der geschändeten, verhungerten Scholle des Südens, der Baumwolle. Er verkaufte seine Seele. Es mußte so sein. Es gibt keine andere Erklärung, warum er so gut war. Und seine Songs. Sein Blues. Er schrieb über sich und den Teufel „walking side by side“. Klar wohin er ging, gehen mußte, da kam nur ein Ort in Frage: Der Junge fuhr zur Hölle, er hätte sich nicht soviel rumtreiben sollen, hätte auf der Robinsonville-Plantage bleiben sollen, wo er hingehörte. Aber wie Keith Richards einmal sagte: »Wenn einem die Leute sagen, man sei böse, fängt man an über das Böse nachzudenken. Es ist das, was du fühlst. Hat man sein Gut/Böse-Ding zusammen, linke Hand, rechte Hand, wie weit will man gehen?... Wenn man einmal angefangen hat, gibt es kein Zurück mehr. Wohin der Weg führt, ist eine andere Frage.«

Wo also führt das alles hin? Nirgendwohin eigentlich. Am Ende bringt es dich ins Grab, aber jeder endet da eines Tages. Und wer will mit Gift im Glas draufgehen, Gift, das sich durch den Körper frißt. Oh, ja, vielleicht ist das sehr romantisch, aber was ist romantisch am Sterben? Das ist diese dumme, stumpfe Mythologie, die sich wie eine dumme, korrupte feuchte Schicht über dem Rock'n'Roll ausgebreitet hat – aufall die Grabsteine unseres Erbes. Sei es Kleopatra oder Brian Jones, James Dean oder Edie Sedgwick, Jimi Hendrix oder Marie-Antoinette – sie wollten es wahrscheinlich alle nicht: »Woke up this morning and found myself dead.« Ja, wie romantisch. Wie doof. Aber wir sind erzogen, so zu denken. Und vielleicht ist das ganz unvermeidlich.

Andererseits spielte Muddy Waters noch, als er schon siebzig war. Und vielleicht hat er Robert Johnson mal spielen gesehen, oder vielleicht einen Blick von ihm erhascht, am Ende einer Clarksdale Avenue, durch das mit Sägemehl verdunkelte Licht einer halb verfallenen Musikkneipe. Und was immer er gesehen hat, gehört hat, etwas davon hat auf Muddy abgefärbt. Etwas davon hat auf Chuck Berry abgefärbt, der seinerseits nach Chicago trampelte, um Muddy Waters spielen zu sehen. Und ich bin sicher, Chuck hat den einen oder anderen inspiriert, etwas tiefer zu graben. Vielleicht ist also alles wahr. Vielleicht mußst du deine Seele dem Bösen verkaufen. Aber dann mußt du eines Tages dafür zahlen. Wenn der Teufel an deiner Wohnungstür klingelt...

»I buried your heart at the crossroads/Where the milestones mark the way/And the dew fell across the stones/And marked the way to your grave.«

Empfohlene Platten: THE DELTA BLUES MASTERS, Vol I + II: ROBERT JOHNSON (CBS).
NIKKI SUDDEN



EDGAR VARÈSE

Welch ein Jammer! Ödnis und Resignation allgegenwärtig um uns herum. Es ist schon ein Kreuz mit unseren E-Musikern: statt wahren Fortschrittsglauben, kühnem Pioniergeist, Mut zum Risiko bzw. konsequenter Bemühungen, tiefgreifende Veränderungen herrschender Traditionalismen herbeizuführen, die Flucht zurück in harmonische Gedicgenheit, in die allseits vertrauten Sphären wohlklingender Schönheit. Die junge Komponistengarde von heute muß aber auch ziemlich ratlos dastehen, zumal ihre Lehrer und Vorbilder ebenfalls vorzeitig das Handtuch geworfen haben – die mit galoppierender Fortschrittsentwicklung besorgniserregende Rückentwicklung der Provokateure von einst wie Penderecki und Konsorten kann auch ich nur – mit einem Anflug von Wehmut – konsterniert registrieren. Ich denke, hier kann nur ein neuer musikalischer Eklat Abhilfe schaffen. – Etwas, was die kulturverwöhnten Herrschaften aus ihrer sicheren Haltung aufschrecken läßt. Ein neuer Typus von Mensch muß ans Tageslicht treten, einer, der den Ernst der Lage kapiert, der die gegenwärtige, bescheuerte Situation zum Anlaß nimmt, umwälzende Programme zu entwerfen. Jemand, der unbeirrbar von Aufträgen öffentlicher Anstalten, im eigenen Klanglaboratorium herumhantiert, um der Öffentlichkeit zu beweisen, wo's langgehen kann. Nein, es darf kein Stockhausen-Jünger sein, kein zweiter Holger Czukay, hier kann nur ein neuer Varèse aus der allgemeinen Misere retten.

Denn es hat wohl bisher in der Musikgeschichte kaum einen anderen Komponisten gegeben, der in der Radikalität der von ihm hinterlassenen Werke so konsequent und prophetisch Utopien ansteuerte wie Edgar Varèse, der am 22. Dezember 1885 in Paris geboren wurde und am 6. November 1965 in New York verstarb. Er gehörte zur ersten Generation, die den totalen Einbruch von Industrialisierung und Technik erlebt hat. Und für ihn, der anfangs Mathematik und Naturwissenschaften studierte und später, nachdem sein Entschluß feststand, Musiker zu werden, an der Pariser Schola Cantorum und am Conservatoire die „klassischen“ Dinge des Handwerks erfuhr, boten sich bald nur noch zwei Theorien: entweder Ablehnung der neuen Zeit und Zurückschauen in die Vergangenheit oder der idealistisch begeisterte Glaube an die Zukunft. Varèse entschied sich für den Fortschritt, und zwar aus einem emotionalen Idealismus heraus. Varèse ist der wohl einzige Komponist gewesen, der „absolut Modernes“ musikalisch zu formulieren imstande war. Die stählern-materielle Wirklichkeit, der der zerbrechliche Mensch in der von ihm selbst geschaffenen, aber nicht immer zu beherrschenden technischen Welt ausgesetzt ist, war das Leitmotiv seiner Musik. Er hat den Versuch unternommen, nicht Musik über Maschinen zu schreiben, sondern gleichsam mit ihnen – und dies zu einer Zeit, in der das, was er ahnte, die Möglichkeiten elektronischer Arbeit, für ihn noch gar nicht zur Verfügung standen. Er selbst bezeichnete sich nicht als Musiker, sondern als „ein Arbeiter mit Intensitäten, Frequenzen und Rhythmen“. Hierin teilte er die Ideen der italienischen Futuristen, nur daß er ihnen nicht gehorchte, sondern deren theoretischen Ansätzen die praktische Verwirklichung auf musikalischem Gebiet folgen ließ. Und Varèse, der bei aller Modernität noch in der spätromantischen Tradition verhaftet war, der eindeutig auf dem Boden der europäisch-klassisch-romantischen Denk-, Empfindungs- und Bewegungskategorien stand, erreichte diese Maschinenhaftigkeit durch die Bereicherung des Klangs bis zur „Emanzipation des Geräuschs.“ Heulende Sirenen und unzählige Schlaginstrumente ersetzen „konventionelle“ Instrumente, die bis dahin allgemein übliche Orchesterbesetzung wurde bei Varèse so zum „Schlagorchester“. Das Erstaunliche an Varèse nun ist, daß er nicht nur aktuellen Lärm zu machen verstand, sondern daß er diesen zu organisieren vermochte. Mit der Umformung und Reduktion der Ausdrucksmöglichkeiten des traditionellen Orchesterapparats schuf er gerade dessen Erweiterung! Rhythmus und Klangfarbe, Harmonik und Form wurden von ihm neu geschaffen, basierten auf nichts Überkommenem mehr, wiederholten nichts. Er war der total moderne Komponist. Sein Resultat war etwas anderes als „Musik“. Es war Klang, geordneter Klang, „son organisé“, Intelligenz, die sich in Klang manifestiert, eine Tonkunst, die von der Musik be-

freit war, die „liberation of sound“. Nur so konnte Varèse die Bewegung von Massen in Klang vorstellbar machen.

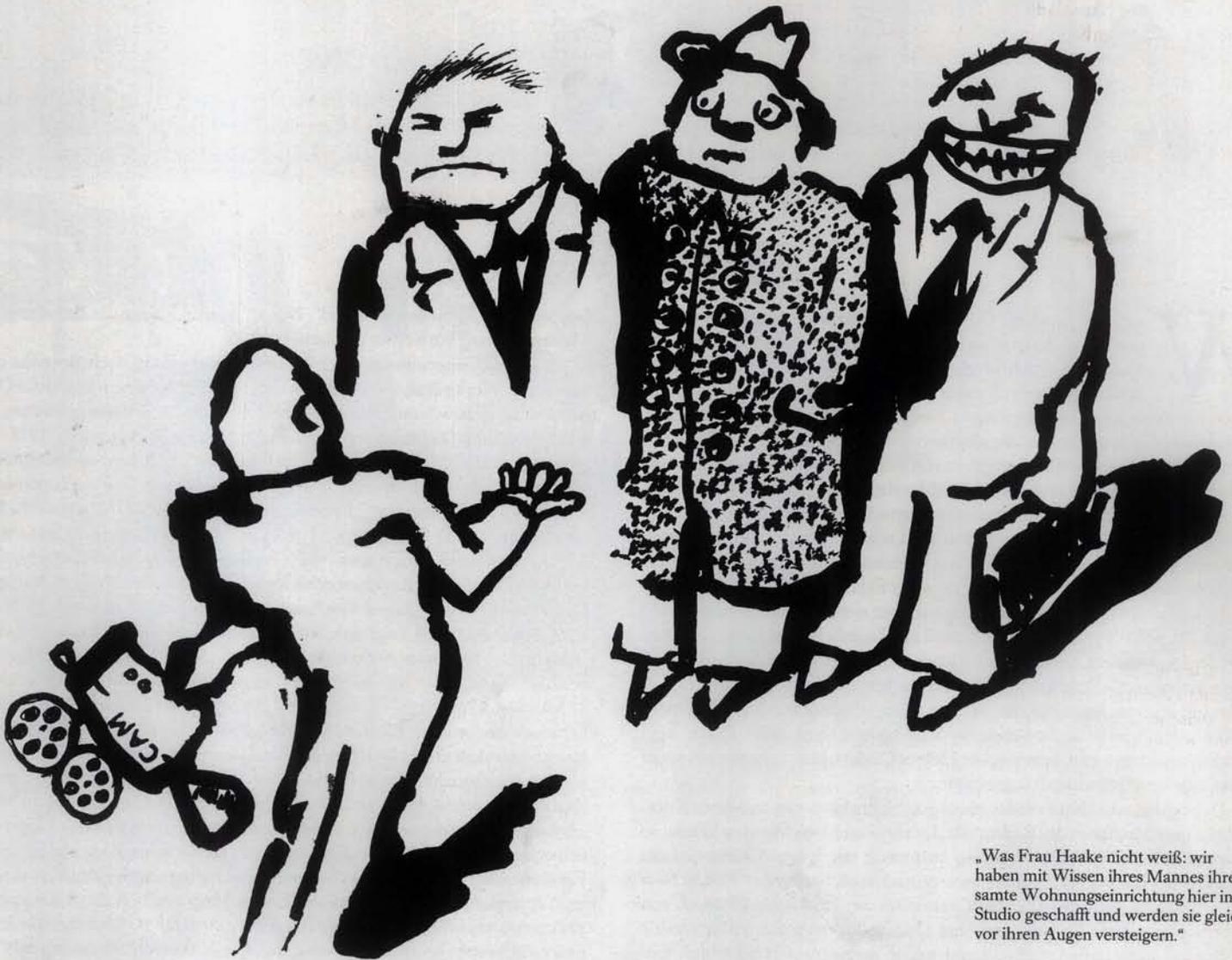
Varèses Kompositionsprinzip vollendete sich, als er nach Amerika ging. Sein frühes Werk gilt als verschollen, wurde teilweise bei einem Brand das Opfer von Flammen bzw. von ihm eigenhändig vernichtet. Erhalten geblieben sind drei sinfonische Dichtungen für großes Orchester: „AMERIQUES“, (1918–22), „ARCANA“ (1925–27) und „DESERTS“ für Orchester und 3 Tonbandinterpolationen mit „organized sound“ (1949–54). Daneben mit „HYPERPRISM“, „OCTANDRE“, „INTEGRALES“, „IONISATION“ und „DENSITY 21.5“ Musik für Blasinstrumente und Schlagzeug. Die drei Kompositionen „OFFRANDES“, „EQUATORIAL“ und „NOCTURNAL“ (letztere bislang unveröffentlicht) schließlich sind Vokalstücke mit Kammerorchester nach Texten des Heiligen Buchs der Maya Quichés, dem „Popol Vuh“ und von Anais Nin. Die Unorthodoxie des Varèsischen Denkens zeigt sich am deutlichsten in seinen Orchesterwerken. „Americques“ beispielsweise wurde oft als sein „Sacre“ oder seine „Eroica“ bezeichnet, es ist einsätzig, hat 537 Takte, und die Spielzeit beträgt ungefähr 23 Minuten. Chromatik, Glissando und Sirene sind die Elemente eines einheitlichen, monochromen Tonmaterials. An der Sirene faszinierte Varèse der Raum-Aspekt, das raketenhafte Durchfliegen der Atmosphäre der Tonalität und das Erreichen einer tonalitätsfreien Stratosphäre. Es ist die Wiedergabe eines inneren Zustands, angeregt durch erste Amerikaeindrücke, ein Stück absolute Musik. „Arcana“ dagegen ist ein Stück, in dem dauernd etwas Unerwartetes, Gegensätzliches passiert, eine Art Filmcollage. Seine Werke für Schlagzeug und Bläser sind Versuche einer Verbindung der Naturwissenschaften und der Musik, eine, wie er sagt, Anregung durch die Poesie der hohen Mathematik und der Astronomie. 1931 entstand seine „Ionisation“, das ausschließlich für 41 (!) Schlaginstrumente plus zwei Sirenen komponiert wurde, die eher „sinfonisch“ als „barbarisch“, also genauso wie andere Instrumente zu behandeln sind. Eine weitere Bereicherung zur Erweiterung seiner Klangpalette bedeutete die Einbeziehung nicht-europäischer Elemente, wie z. B. indianische Folklore in „Equatorial“.

Nach der Blütezeit seines Schaffens in den zwanziger und frühen dreißiger Jahren komponierte Varèse ganze 20 Jahre nichts mehr, weil er sich – ganz der Traditionalist im Herzen und Außenseiter im Wesen – Auflehnung und Protest gegen das Mitmischen in irgendwelchen Zeitströmungen wehren wollte. Seine Weigerung, sich bekannten Klängen zu unterwerfen, zeigte sich in seiner Haltung zu Schönbergs Zwölftontechnik (Originalzitat: »Das Komponieren nach einem System ist das Zugeständnis der Impotenz«), seine Mißachtung des Publikums, das er als „derrière-garde“ bezeichnete, und der ausbleibende Erfolg mündeten folglich in die selbstgewählte Abstinenz. Erst 1954 raffte er sich nochmals auf und realisierte mit den „Deserts“ erstmalig alles, was er in seinem Leben anstrebte, ein Orchesterwerk unter Einbeziehung elektronischer Klänge, das alle Elemente der Befreiung, die für Varèse eine Rolle spielten, enthält. Sein letztes vollständiges Werk war dann ein reines Tonbandstück, „POÈME ELECTRONIQUE“ mit „organized sound“ für 3 Tonbandgeräte, aufgeteilt auf 425 Lautsprecher mit 20 Verstärkerkombinationen, für den Philips-Pavillon, angefertigt nach Entwürfen von Le Corbusier für die Weltausstellung in Brüssel 1958.

Trotz des schmalen Œuvres war Edgar Varèse ein revolutionärer Künstler mit zähem Willen und unzählbarer Individualität. Seine Bedeutung für die Nachwelt bleibt unumstritten. Jannis Xenakis könnte man als legitimen Nachfolger Varèses durchaus gelten lassen – seine nach mathematischen und architektonischen Gesichtspunkten angefertigten Orchesterpartituren sind weit und breit noch das Interessanteste, was heutzutage auf diesem Sektor geboten wird. Auch Frank Zappa hat sich in seiner wichtigen und guten Phase immer wieder auf Varèse bezogen. Und heute – Ödnis und Resignation... Doch halt! Klingend da nicht verdammt viele Passagen auf Holger Hillers neuer LP „Oben im Eck“ verdächtig nach Varèse? Ist Holger Hiller am Ende gar der neue Varèse?

JOACHIM ODY

ENZYKLOPÄDIE DES FERNSEHENS



„Was Frau Haake nicht weiß: wir haben mit Wissen ihres Mannes ihre gesamte Wohnungseinrichtung hier ins Studio geschafft und werden sie gleich vor ihren Augen versteigern.“

EHE MANFRED HERMES SEINE MEHRTEILIGE ENZYKLOPÄDIE DES FERNSEHENS FORT SETZEN KONNTE, GERIET ER AUF DER BERLINALE IN DEN FILM „THE JOURNEY“, DER VIELE SEINER FRAGEN STELLTE UND/ODER BEANTWORTETE. DIE MORAL VON FILMSCHNITTEN. ENZYKLOPÄDIE, TEIL I A.

Walter Benjamin hatte dem Film moralische Qualitäten und Fähigkeiten unterstellt, die angesichts der heutigen Fernsehpraxis und unserer Gewöhnung an sie völlig unverständlich sind. Der Film sei im wesentlichen und am besten ein Mittel zum Herbeiführen gesellschaftlicher Veränderungen und habe nur in der Formulierung solcher Forderungen einen Sinn, meinte er. 30 Jahre später konnte sich das noch mal aktualisieren. Enzensberger schrieb 1970 im Zusammenhang einer Fernsehtheorie den von Benjamin abgeleiteten Satz: »Zum ersten Mal in der Geschichte machen die Medien die massenhafte Teilnahme an einem gesellschaftlichen und vergesellschafteten Prozeß möglich, dessen Mittel sich in der Hand der Massen selbst befinden. Ein solcher Gebrauch brächte die Kommunikationsmedien, die diesen Namen bisher zu Unrecht tragen, ZU SICH SELBST.« In diesem Text wimmelt es ferner von selbstorganisierten Massen, dadurch produktiv gewordenen oder werdenden Massen und massenhaften Lernprozessen, die die elektronischen Massenmedien erlauben und vorantreiben. Allerdings ist der Benjamin-Ansatz bei Enzensberger durch ein Scharnier unterbrochen. Benjamin identifizierte das Filmabbild mit der Wirklichkeit, sah aber, daß die Wirklichkeit durch den Film reproduzierbar und also zu einem Massenprodukt werde. 1970 ist das Medium selbst zum Problem geworden. Das Bewußtsein davon, daß erstens die Anwesenheit der Kamera jede Situation zu einer GESTELLTEN macht und daß zweitens die Abbildung nicht mit der Wirklichkeit identisch ist, konnte aber an der Forderung, die mobilisierenden Möglichkeiten der Medien zu befreien, grundsätzlich nichts ändern. 1987 kommt einem diese Vorstellung von agitatorischer TV-Kommunikation angesichts der Praxis der absolut folgenlosen Kommunikation, wie wir sie aus dem Fernsehen kennen, unverständlich und lächerlich vor.

Auf den Filmfestspielen wurde „The Journey“ von Peter Watkins („The War Game“ von 1966) gezeigt, ein 14 1/2-stündiger Anti-Atom-Film, der die Notwendigkeit moralischer Bestimmungen audiovisueller Produktion reaktivierte. Auf einmal war zu verstehen, was mit einem sozial nützlichen Film/Fernsehen gemeint sein könnte.

Ein Maximum an Informationen geben, Dinge öffentlich sichtbar machen, die sonst nicht so einfach zu sehen wären, und das, was zusammenhängt, auch als zusammenhängend darstellen (um Glaubwürdigkeit und Wahrheit zu erzeugen, werden Zahlen mit anderen Zahlen zusammengebracht; es gibt keinen Grund, warum die Kosten für die weltweite Rüstung nicht mit den Kosten verglichen werden sollten, die eine Totalversorgung der Dritten Welt mit Trinkwasser verursachen würde, oder eine Menge anderen statistischen Materials auf diese Weise miteinander verglichen werden sollte). In diesem Film ist die Aufgabe so gestellt, daß ein großes Angebot an Informationen zur weltweiten atomaren Rüstung abgegeben wird, und zwar in einer äußerst durchdachten, klug gebauten, audiovisuell effektiven und zeitgenössischen Form.

„The Journey“ ist also das Gegenteil von TV und trotzdem die Erfüllung von dessen Versprechen auf Film; er leistet das, was das Fernsehen nie leistet, aber leisten sollte und wollte. „The Journey“ ist das Resultat eines kollektiven Prozesses: Fernsehanstalten wollten mit seiner Entstehung nichts zu tun haben, aber eine Menge Verbände und Gruppen (z.B. GAL) auf der ganzen Welt haben ihn unterstützt.

„The Journey“ verfolgt eine Aufklärungsabsicht. Es geht Peter Watkins ausdrücklich darum, Lüge und Unwissenheit um die atomare Bedrohung herum erkennbar zu machen und zu bekämpfen mit diesem großen Projekt der Reinheit.

Und weil das Problem global ist, muß dieser Film sich über die ganze Welt bewegen und das tun, was das Fernsehen nie tut, nämlich die ganze Welt zusammensehen. »Dieser Film handelt von Systemen und der Art, wie sie uns wichtige Informationen vorenthalten«, »dieser Film handelt von Geld und Zeit und wie wir sie auf diesem Planeten benutzen«, »ich habe mit vielen Familien auf der ganzen Welt gesprochen, um sie zu fragen, was sie über die Militarisierung der Erde wüßten und welche Informationen ihnen durch ihre Regierungen, Schulen, Institutionen und die Massenmedien gegeben wurden.«

Das Interessanteste an „The Journey“ ist nicht so sehr die Anti-Atom-Emphase, sondern daß und wie Peter Watkins versucht, ganz offensiv eine Neo-OBJEKTIVITÄT in das Filmbild hineinzubringen. Dieses Vorgehen ist schuldbeußt, aber Watkins kommt, obwohl er weiß, daß Objektivität und repräsentatorische Glaubwürdigkeit des Filmbildes das allerfragwürdigste sind, nicht darum herum, es zu versuchen.

Denn er hat ein Ziel, und um dieses Ziel zu erreichen, muß er sich, und wir können ihn dabei beobachten, die ganze Dauer des Films über einer akrobatischen Selbstreflektorik bedienen, die alle Elemente des Films (Schnitt, Montage, Konstruktion, Einstellungsgröße, Bewegung, Licht, Ton, Kommentarstimme) umfaßt, um seinen Reinheits- und aufklärerischen Absichten zu genügen.

Das Ziel dieser Objektivität ist nicht nur, die Sache effektiv voranzutreiben, sondern eine unendliche Menschenfreundlichkeit (die z. B. zu einem Nachspann von einer 3/4 Stunde Länge führte) zu befördern und dem Menschen ein adäquates Abbild gegenüberzustellen. Das Mittel dazu ist die lange Einstellung. Sie soll den ungeteilten Blick auf den Menschen, sein Aussehen und das, was er sagt, gewährleisten und tut es auch. Es gibt keine Nahaufnahmen von Gesichtern und Händen, wie sie das Fernsehen so liebt, um mit ihnen eine Ideologie des Menschlichen zu verbreiten, und wenn in „The Journey“ Familien interviewt werden, und selbst wenn sie aus den exotischsten Gebieten dieser Erde (Tahiti) stammen, kommen sie tatsächlich nur als das Unfolkloristischste und Unpittoreskete vor.

Auf der anderen Seite – als seine Antithese – diskutiert Watkins innerhalb seines Films die Praxis von Fernsehberichterstattung und stellt Zusammenhänge her zwischen der Fragmentierung durch selektiven Bildwechsel, dem Verschwinden von Inhalten und der Unfähigkeit der Zuschauer zur genauen Betrachtung. Er zeigt Ausschnitte aus Nachrichtensendungen, um zu verdeutlichen, wie politische Informationen zusammengebastelt werden, und markiert mit Pieptönen jeden Schnitt und jede andere Bewegung im Bild, wie sie z. B. durch Inserts und Bilder-im-Bild hervorgerufen werden. »Wie lange erlaubt uns das Fernsehen, die Einstellungen zu betrachten? – Ein Aspekt des Sprachsystems, das in jedem Film wirkt, den wir sehen, und mit dem wir jedes Mal, wenn wir den Fernseher einschalten, konfrontiert werden, ist, daß jedes Bild und jeder Ton in eine Struktur eingebettet sind, die man sich als Gitter vorstellen kann: So wird Filmzeit und Raum in eine starre und sich selten verändernde Struktur übertragen, die auf die Personen einwirkt, die wir betrachten.« Die Frage ist immer wieder, wie die Schnittfrequenz die Einstellung des Zuschauers den Personen gegenüber verändert, die er auf dem Bildschirm sieht, und inwieweit diese Einstellung von Programmherstellern zu steuern ist. Die Antwort ist klar. Peter Watkins hat einige Daten zusammengetragen, die verdeutlichen, wie weit zurück in die Filmgeschichte das Phänomen des Rapid Cutting reicht. Und weil das ja ganz interessant ist, soll hier zum Schluß die kleine Tabelle abgedruckt werden, die er zusammengestellt hat.

MANFRED HERMES

1915–26

USA	Birth of a Nation	(D. W. Griffith)	7,5 Sek.
	A Modern Musketeer	(Allan Dwan)	4
	True Heart Susie	(D. W. Griffith)	6
	Ben Hur	(Fred Niblo)	4
	Deutschland	Dr. Mabuse, der Spieler	(Fritz Lang)
	Metropolis	(Fritz Lang)	7
Frankreich	L'Atlantide	(J. Feyder)	8
UdSSR	Panzerkreuzer Potemkin	(S. Eisenstein)	4

30er Jahre

Deutschland	Triumph des Willens	(L. Riefenstahl)	4,4
-------------	---------------------	------------------	-----

40er Jahre – heute

USA	Rambo II		2,9
	Star Wars		3,6
Multinational	Nachrichtensendungen		3–7,5
USA	Casablanca	(Michael Curtis)	6,7
	Magnum Force	(mit C. Eastwood)	7,4
	Das siebente Siegel	(Ingmar Bergmann)	10,7

„The Journey“ hat einen Durchschnittswert von 45,9 Sekunden. Übrigens ist er vom WDR angekauft worden (denn Moral muß sich wieder lohnen).

Def J am recordings presents

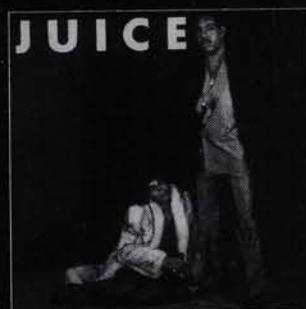
“the soul songs tour”

featuring

oran “juice” jones
 (“the rain”)

chuck stanley
tashan
and more

27. 4. 87 MÜNCHEN, Theaterfabrik
28. 4. 87 WIESBADEN, Wartburg
29. 4. 87 HAMBURG, Große Freiheit
30. 4. 87 DÜSSELDORF, Tor 3
02. 5. 87 HANNOVER, Capitol
04. 5. 87 AACHEN, Metropol



DEF JAM 26 934

ORAN “JUICE” JONES – “Juice” DEF JAM 26 934 + MC
incl. Smash Hit “The Rain”
Brandnew Single/Maxi “Here I Go Again”
DEF JAM 650483

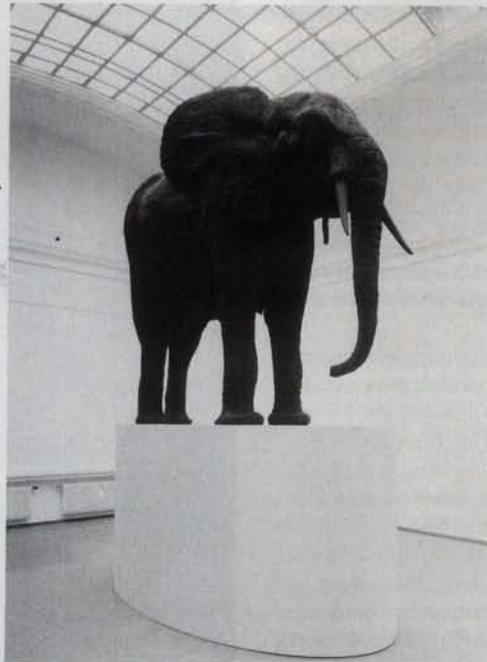
TASHAN – “Chasin’ A Dream” Single/Maxi
DEF JAM 650429

CHUCK STANLEY – “The Finer Things In Life”
Album DEF JAM 450483 + MC
Maxi DEF JAM 650499

CBS
The Home of Music

M.C.

Def
am
recordings



KATHARINA FRITSCH
DER GRÜNE ELEPHANT, 1987, Silicon, lebengroß
Kaiser-Wilhelm-Museum Krefeld

SCHMUTZ UND REINHEIT

LEBEN MIT KUNST

GEDICHT VON LAURA RIDING

There Is Much At Work

There is much at work to make the world
Surer by being more beautiful.
But too many beauties overwhelm the proof.
Too many beauty is Letha.

The succession of fair things
Delights, does not enlighten.
We still know nothing, nothing.
Beauty will be truth at once.

Exchange the multiplied bewilderment
For a single presentation of fact by fairness;
And the revelation will be instantaneous.
We shall all die quickly.

BEMERKUNGEN ZUM TOD

»I don't believe in it because you're not
around to know that it's happened...«
»I never think that people die... they must
go to department stores...«

ANDY WARHOL

Welt, also sich selber bearbeiten, sich also allen Gefahren aussetzen, den Gefahren von Schmutz und Reinheit beim Leben mit und in der Kunst. Andy Warhol sagte von sich, daß er »social disease« hätte, und er hat die reinsten klarsten Bilder, die die amerikanische Kultur in diesem Jahrhundert auszuwerfen im Stande war, gemacht. Er sagte aber auch: »I like my paintings because anyone can do them.« Nicht nur ein Ding, sondern viele Dinge, alle Dinge, die alle betreffen können, fast enzyklopädisch, mit dem Willen, alles abstempeln zu wollen, was es abzustempeln gibt, prägend, ohne eine einzige kriegerische Gebärde aufzufahren, sondern mit dem Aufbau einer eigenen Maschinerie: die Siebdrucke, Bücher, Zeitschriften, Äußerungen, Einzeiler, eine Perrücke, Bilder von Suspendosen, elektrischen Stühlen, von Stars wie Elvis, Monroe, Jagger, den Königinnen der Erde, Mao, Beuys, Dollarnoten, Blumen, Kühen, Waschmittelkisten, den Velvet Underground, den »superstars« der Factory, den Designerjeans, den kleinen Hunden; mit unendlich vielen Photos, eigener Geschichtsschreibung, einem Attentat, das auf ihn gemacht wurde, Filmen, schließlich dem Abendmahl-Remake hat er umfassend das behauptet und hergestellt, was Kunst am meisten ist: Ersatzgeld... und wie Geld in alle Bereiche des menschlichen Daseins eingreifend. Kann man weniger wollen wollen? Eingeschlossen waren selbst Revisionen, Währungsreformen, mit den sich verändernden Bedingungen einhergehend... wie die Umwandlung des Satzes von der Zukunft, in der jeder für 15 Minuten ein Star sein könnte.

»I'm bored with that line, I never use it anymore. My new line is: In 15 minutes everybody will be famous.« Was nichts anderes ist als die amerikanische

Einige Wochen, bevor Andy Warhol an diesem 22.2.87 gestorben ist, war er Gegenstand einer Unterhaltung über Kunst, über die alte Frage, würde es den „WERT“ dieses Werkes verändern, wenn man mit dieser Person sprechen würde, oder jeden Fetzen in ihrer Biographie aufspürte... Die besten Künstler sind die, bei denen das nur ein hinzugefügtes erhellendes Moment ist (das Kennenlernen der Person), die allerbesten aber sind die, die das Kennen ihrer Person und das Präsentieren dieser Kenntnis vollen Bewußtseins in ihre Arbeit hineingesteckt haben, nicht im Sinne eines „Ich habe alles erlebt“, sondern im Sinne eines „Ich erlebe“. Das heißt, nicht nur das Ding/Kunstwerk in der Welt bearbeiten, sondern den Menschen in der

Version von »Jeder Mensch ist ein Künstler«, eine Formel also, die eine gigantomanische Welterkenntnisformel und absurde Provokation zugleich und die selber Bestandteil von Kunst ist. Genau in diesem Sinne ist die Person Andy Warhol Bestandteil von Kunst. »Truth is the result when reality as a whole is uncovered by those in faculties which apprehend in terms of entirety, rather than in terms merely of parts... To explore reality as a whole, to be not merely somewhere but precisely somewhere in precisely everywhere: this is a study in scope and at the same time an achievement of scope and that level of existence which is poetry.« (Laura Riding) Oder auch Kunst.

Das, was Andy Warhol und diese Frau (die eine heute 86jährige amerikanische Schriftstellerin ist) gemeinsam haben, ist bzw. war – denn der eine ist tot und die andere hat ihr Schreiben sterben lassen – in ihren jeweiligen Werken das volle Bewußtsein von Schmutz und Reinheit, das Säubern ihres Bereichs von Apathie, ohne dabei auf die Methode eines vorgetäuschten Rationalismus zurückzugreifen, sondern indem sie selbst die Regeln aufgestellt haben, die Präzision der Bilder/Sätze formen bei gleichzeitig fließendem Arbeitsstrom... was sie außerdem gemeinsam haben, ist ihre Bewunderung für Gertrude Stein. Allesamt Künstler, die in Kunst das Verwalten, Sprechen über, die Exploration von Grammatiken in ihre Arbeit als deren Bestandteil aufgenommen haben. Es sind umfassende Werke, alle, weil sie sich nicht scheuten, durch ALLES hindurchzugehen.

Gertrude Stein hat immer weitergeschrieben, es gibt kein eigentliches Alterswerk, Andy Warhols früher Tod hat ihn vor einem Verfall bewahrt, und ich behaupte, er hätte sich irgend etwas ausgedacht, sich davor zu verwahren. Sie beide sind als Stars gestorben. Im Gegensatz dazu hat Laura Riding, nachdem sie in 13 Jahren acht Bücher, zig Essays und Gedichte geschrieben und auch Einfluß auf die Arbeiten von anderen Leuten genommen hat (u. a. auf den englischen Schriftsteller Robert Graves, mit dem sie zusammenlebte) und in diesen Jahren Kunst betrieben hat und Kunst war, alles verworfen und sich völlig zurückgezogen, nur dann auftauchend, wenn es um Prozesse um Rechte etc. und Wiederveröffentlichungen dieser verworfenen Arbeit ging. Eine Entscheidung, die eigentlich nicht zulässig ist, die aber getroffen wurde im Dienste des Willens zur totalen Welterfassung durch Sprache, denn Ziel ihres Rückzugs war, tatsächlich eine Enzyklopädie zu schreiben. Sie scheiterte nicht an dem Ziel selbst, sondern daran, daß sie es sich so gesetzt hatte, wie sie es sich gesetzt hatte. Der Verlust des Schmutzes, des in Betrieb haltenden „social disease“, brachte den Motor dazu zu implodieren; einen der brilliantesten Motoren ihrer Zeit. Doch das faszinierende an Laura Riding ist nicht die tragische Folge dieser Entscheidung, sondern die Konstruktion des Motors selber, also die Werke, die existieren bzw. existiert haben und die keinesfalls als „Fragmente“ zu bezeichnen sind.

Das, was sie von sich gefordert hat, endete in künstlerischer Selbstzerstörung (nicht in physischer), was eine Gesamtdemontage als das Gegenteil von Gesamtkunstwerk zu nennen ist, die soweit geht, daß auch nicht ein bißchen mehr von dem Werkscopus veröffentlicht wurde, also selbst die Möglichkeit

des Überlebens als Künstler im Zehren vom frühen Ruhm ausgelöscht worden war. (Inzwischen revidiert, allerdings nur unter Vorbehalten und dem Hinzufügen von Vorwörtern zu den Vorwörtern der Vorwörter der ersten Auflagen.)

II. HAUSHALT

»Oh Bruder, wir müssen womöglich Seele und Gewissen in uns erwecken, unsere Dilettantismen mit redlichen Bestrebungen und unsere toten steinernen Herzen mit lebenden Herzen von Fleisch vertauschen. Dann werden wir nicht ein Ding erkennen, sondern in klarer oder dunklerer Reihenfolge eine ganz endlose Schar von Dingen, die getan werden können. Tue das erste von diesen, tue es, und das zweite wird schon klarer und tunlicher geworden sein; das zweite, dritte und das dreitausendste wird dann angefangen haben, für uns möglich zu sein.« (Thomas Carlyle)

So wird jetzt mit der März-Energie, dem Gehen in der neuen Luft, den Anforderungen, die die länger werdenden Tage an den Organismus stellen, den sichtbaren Massen von Menschen draußen der Haushalt in Ordnung gebracht. Der Tribut an die Helden wird bezahlt und das Geld gezählt, und Besessenheit muß offensiv gedacht werden, und die Formen und Farben und ihr Verhältnis zur Ökonomie müssen durchexerziert werden, der Abfall inbegriffen, aber ohne daß es dieses lustig-irritierende „Hallo Abfall!“-Schild vor sich herträgt.

III. »CAN'T GET ENOUGH OF THAT STUFF...«

(HOWLING WOLF)

Mit dem Kunstvirus kann man leben, wenn er einen auch immer wieder wegführen will, von den Menschen, vom „Today“-Lesen, von ihrem Leben, Lieben, Lamento, und einen zurückdrängt in die Abhängigkeit von eigens für ihn produzierten Räumen und Gesetzen.

Glanz und Elend, die Möglichkeit von Ausdehnung und Beschränkung, formale Perfektion, die Werke des Vaters aller Minimal-Künstler, die ganze Dimension von Einbauküchenkunst einschließlich der Kommentierung derselben kann man studieren in Ausstellungen mit Arbeiten von Donald Judd, (wird man in einer großen Retrospektive in Eindhoven im Museum im April noch besser studieren können). Trotz allem Minimalismus seiner Kunstwerke... Schachteln, Regalwänden, Kisten... war Donald Judd immer ein Herausforderer, kein Beschränker, wenn auch der inhaltliche Spielraum beschränkt ist. Er ist ein schreibender Künstler, aber nicht von der gedichtschreibenden Sorte. Jahrelang hat er vom Kunstkritikenschreiben gelebt, hat also über andere geschrieben zum Broterwerb, aber auch die „theoretischen“ Grundsätze für die Minimal-Kunst als Künstler verfaßt zur Präzisierung der Forderungen und sich vor keiner Diskussion gescheut. Einer seiner Sätze war:

»If someone calls it Art it's Art«, was als Tautologie, ein in sich befriedigtes Statement, natürlich zu seiner Zeit (Mitte der 60er) allerlei Aufsehen erregte.

Das In-Sich-Befriedigte wurde ihm dann – am härtesten von der Künstlergruppe „Art & Language“ – als Fehler nachgewiesen, angekreidet und auseinandergenommen.

»The Fact that, artist' is not axiomatically defined is no reason for not being axiomatically defined«, schrieben sie und wiesen ihm nach, daß seine künstlerische Grammatik nicht aus sich selber herausgehen würde, also den Komplex Welt nicht streifte, sondern als Teilnetz in einem Großen es sich bequem gemacht hätte.

Doch Judds Unermüdlichkeit läßt sich trotz allem nicht wegpusten; zur Retrospektive wird ein zweiter Band seiner Schriften erscheinen, und das ultimative Werk zur Lage der Kunst ist in Arbeit, sagt er. Ein Ding am Schluß, das es sich auch bequem gemacht hat in einem Museum in Krefeld, aber das diese Bequemlichkeit, das Sich-Einrichten in Perfektion, auf drastische Weise in Frage stellt, ist der Grüne Elephant von der Düsseldorfer Künstlerin Kathrina Fritsch. Dieses Objekt, die Nachbildung eines ausgestopften Elefanten in grünem Silicon, ist absurdes Kunstmonument und Kommentar über Kunst zugleich, funktioniert aber wie eine frische Batterie in einem Wecker.

Jahreszeiten, Tod und andere entscheidende Einschnitte geben Anlaß, die Zeit neu einzustellen. Aber aufstehen muß man jeden Tag, wie auch bezahlen. □

BÜCHER:

LAURA (RIDING) JACKSON: „Selected Stories“ of Laura Riding und „The Poems Of Laura Riding“ (Carcenet Press/Paperback, Manchester 1986)

ANDY WARHOL: alles (besonders: „The Philosophy Of Andy Warhol“, „From A To B And Back Again“, „America“)

THOMAS CARLYLE: „Arbeiten und nicht verzweifeln“

DONALD JUDD: Writings 1965 - 75

„AMERICAN ARTISTS ON ART“ (FROM 1940 TO 1980) (hsg. Ellen H. Johnson) Harper & Row, N. Y.

Art And Language, Gesammelte Texte, Van Abbe Museum, Eindhoven.

TOM

VERLAINE

SEIN

MEISTERWERK

„FLASH LIGHT“



AUF CD & LP

ON TOUR

- 3. 4. Berlin – Quasimodo
- 5. 4. Düsseldorf – Junge Aktions Bühne
- 6. 4. Frankfurt – Cookys

Afghanistan

Heilige und unheilige Kriege

Schon der Führer wollte die Briten in einen ungewinnbaren Afghanistan-Konflikt verwickeln. Als Schmetterlingsjäger verkleidete Gestapo-Agenten müssen da aber was falsch gemacht haben. Die Amerikaner waren 40 Jahre später mit den Russen erfolgreicher. Andreas Mink, SPEG-Nahost-Fachmann, beschreibt einen Konflikt, der einem in der Regel nur als stumpfer Refrain vorgesungen wird. Er erklärt an diesem Beispiel wie amerikanisches Geld und amerikanische Waffen weltweit für Destabilisierung und Blutbäder sorgen und was die letzte Aufgabe der Menschheit sein mag. Die Welt könnte verdammt klein werden.

War nicht schon dem Führer „Rußland“ rätselhaft schillernd als „Seifenblase... oder etwas ganz anderes“ erschienen?

Nun, auch heute noch künden die westlichen Interpreten der Welt Ereignisse in dunklen Wendungen von den triebhaften Gründen sowjetischer Politik. Deren hervorragendster scheint auch der verderblichste zu sein, hat er doch die UdSSR in ihr gefährlichstes Abenteuer gestürzt: AFGHANISTAN. Die Rede ist vom „Drang nach tiefen, warmen Häfen“. Dort, so hören wir, wollen die großen Schiffe aus dem Osten ihre schweren Anker hinabsenken..., von da aus soll die Welt unterworfen werden.

Um es noch mal klar zu sagen – die sowjetische Intervention wird hierzulande in den Medien als der, gottlob danebengegangene, erste Schritt der Sowjetunion auf dem Weg zum Indischen Ozean gegeben. Würde Geschichte derart dumpf funktionieren, sollte man ihr Studium durch die Lektüre von FAZ- und ZEIT-Artikeln ersetzen. Doch die große alte Dame unter den Wissenschaften führt uns „Afghanistan“, d. h.: »Wie kam es zur Intervention?« als wesentlich komplexeres und schwierigeres Problem vor. Darum soll es im folgenden gehen.

Wem nützt ein Staat?

Die große Frage in jedem post-kolonialen Gebiet: wie macht man einen Staat?

So ein Staat, wie wir ihn kennen, ist natürlich in keiner Weise etwas selbstverständliches, nur aufgrund einer ganz speziellen Entwicklung konnte er entstehen und uns dazu noch ganz „natürlich“ vorkommen. Da die Weltwirtschaftsordnung geordnete Zustände braucht, zuverlässige

sprechpartner, die Straßen bauen, Schürfrechte garantieren und die Bevölkerung im Zaum halten, sehen sich die Völker der Dritten Welt seit vierzig Jahren mit dem Problem konfrontiert, ebenfalls staatliche Ordnungen, die sich mit den westlichen vergleichen lassen, zu errichten. „Innere Notwendigkeit“ hat ein Staatsapparat aber nur insofern, als durch die koloniale Vergangenheit der Länder in den jeweiligen (kolonialen) Grenzen jeweils eine Anzahl unterschiedlich denkender Völkerschaften miteinander konfrontiert ist. Um deren Interessen auszugleichen, häufiger noch: die eines Teils zu unterdrücken, braucht es einen Staat.

Und wer hat Afghanistan gebraucht?

Indien, das Kronjuwel unter Britanniens Besitzungen. Zweihundert Jahre lang schier unerschöpfliche Quelle seines Reichtums. Und die Angst, das alles zu verlieren. Die Suche nach der idealen Verteidigungslinie, der endgültigen Grenze.

Achtzig Jahre lang quälen sich die besten Köpfe des Empires mit diesem Problem. Es ist das Problem der Nordwest-Grenze, von dort droht zweierlei Gefahr. Zum einen, 1800 noch weit entfernt, 1880 bedenklich nah, die Russen, Stück für Stück nähern sie sich dem Amur Daya, dem Strom Oxus der Antike. Zum anderen sind es die kriegerischen pathanischen Bergstämme der weiten und rauhen Hügellandschaft jenseits des Indus. Deren Ökonomie beruht seit alters her auch auf Plünderung (interessante Parallele: bis zur Zeit Karls des Großen kommt die Wirtschaft der germanischen Stämme nicht ohne alljährliche Beutezüge im Frühjahr aus) der frucht-

baren Ebenen Nordindiens.

Zwischen Indus und Oxus liegt das zukünftige Afghanistan, durchzogen vom mächtigen Gebirgsriegel des Hindukusch. Der schien als natürliche Barriere gegen die Russen ideal; doch ein Versuch, Afghanistan in Besitz zu nehmen, scheitert 1840 im blutigsten Debakel der britischen Kolonialgeschichte. Der erste afghanische Krieg fordert 16.000 Tote, Briten und indische Hilfstruppen. Zwar schlägt man schon ein Jahr später zurück, doch langfristig kommt dank der eigenartigen Natur der Pathanen-Stämme eine Besetzung nicht in Frage. Die hätte permanent Tote gefordert und keinen wirtschaftlichen Gewinn abgeworfen. Eine andere Idee setzt sich gegen 1880 durch, doch vorher gibt es noch einen Krieg, den zweiten afghanischen, 1879/82.

Anlaß gewesen war halbherzige „Einmischung“ russischer Diplomaten in Kabul. Nun sollte ein solider, „freundlich gesonnener und souveräner Staat“ her, Bollwerk gegen das Zarenreich und Kontrolleur der Stämme in einem. Die undankbare Aufgabe übernahm der selbst für asiatische Verhältnisse ungewöhnlich grausame Amir (Fürst) Abdurrahman. Während sich Großbritannien und Rußland über Afghanistans Grenzen einigten, machte sich Abdurrahman daran, im Lande selbst Ordnung zu schaffen.

Zur Illustration: eine blutige Anekdote. Ein britischer Ingenieur besucht den Amir zum Nachmittagstee. Auf der Veranda über dem ummauerten Innenhof des Palastes löffelt der Amir sein Nachtschneiseis. Der Brite nimmt Platz. Just als er ebenfalls zu löffeln beginnt, öffnen sich die Tore, und Wachen führen vierhundert „Meuterer“ in den

Hof. Was soll mit ihnen geschehen, fragt der Hauptmann – Augen ausstechen, antwortet der Amir ruhig. Einen Moment später rollen acht-hundert Augäpfel in den Sand. »Ein hartes Volk braucht einen harten Herrscher«, so der Fürst in seiner Autobiographie. Einen Begriff von Nation haben die Pathanen bis heute nicht, der ist ja Ergebnis einer langen Entwicklung, zu der in einer Stammesgesellschaft die Voraussetzungen höchstens schlummern. Im Stamm stehen Familien-Clans für sich, erledigen ihre Geschäfte, Ackerbau, Viehzucht. Gericht und Polizei fehlen, die Wahrung des Rechts obliegt dem einzelnen oder dem Familienrat. Nur zu größeren Handels-, vor allem aber Raubunternehmen finden sich kurzfristig mehrere Clans zusammen.

Die Schwäche der benachbarten indischen Reiche ausnutzend, gelang es um 1750 einem besonders begabten pathanischen Kriegshauptling, Ahmad Durrani (Poet, Rhetor, Stratege), aus Raub-erfolgreiche Eroberungszüge zu machen. Mit weitreichenden Folgen: über die Verteilung von Beute und Tributen konnte sich eine Clan-übergreifende Machtzentrale bilden, eine Herrscherdynastie, die von nun an versuchen sollte, sich die Clans zu unterwerfen. Die Gebiete des Räuberstaats kamen dann, nach 1945, als Ort des „Pashtunistan“-Projekts ins Gespräch.

Abdurrahman nun, Mitglied des Clans, der um 1820 Ahmads Familie als Dynastie verdrängt (= massakriert) hat, konnte seine Autorität nur aufrichten, indem er die Pathanen-Stämme wiederum mit Profit, Beute versorgt. Er überläßt ihnen das neu entstandene „Afghanistan“ zur Eroberung.

ministan

Eine Vielzahl anderer Völkern (Tadjiken, Usbeken, Hadzaras etc.) hatte bis dahin im Westen und Norden des Hindukusch ein eigenes Leben geführt. Im Zuge dieser blutigen Kolonisierung, auf der Basis ihrer Profite, entstand ein Staatsapparat, eine Armee, die Hauptstadt Kabul als Verwaltungszentrale; und – sehr wichtig – aus Stammesführern werden Großgrundbesitzer, Offiziere und Kabinettsmitglieder.

Damals hat sich ein Adel, eine staatstragende Schicht gebildet, bald auch Ort tiefer Konflikte zwischen „Jung-Afghanen“ (äla Jung-Türken, Jung-Arabern), die Modernisierung, konstitutionelle Monarchie, Loslösung von England befürworteten, und „Konservativen“. So entfaltet sich um 1900 ein reiches Panorama von Widersprüchen in Afghanistan. Wir sehen den Paten England, die feudale Zentrale in Kabul, gespalten in Fraktionen, unterworfenen Völker und die mächtigen, gut bewaffneten Pathanenstämme, zwischen Clan-Fehden und Aufstand gegen die Zentrale schwankend.

Jihad! Jihad!

Heute raunt man im freien Westen ehrfürchtig vom Heiligen Krieg, vom Jihad, der Muslime. Eine moralische Angelegenheit stellt man sich da gerne vor, und schaudert genüsslich beim Gedanken an fanatische Turbanträger. Eine typische Kasperl-Idee, großer Quatsch! Der Jihad hat

politische Angelegenheit, zwei Gesichter. Einmal kann er ein Mittel der Zentrale sein, Gemeinschaft herzustellen; Islam als politische Angelegenheit. Zum anderen wurde er Teil der Idee pathanischer Clan-Ehre: man ist gläubig, stolz und frei. Da kein Glaube den Gläubigen allein überlassen wird, treffen wir auch hier seine Vermittler – Mullahs (einfache Geistliche) und religiöse Sekten/Gemeinschaften, deren Oberhäupter rasch in den Kreis der großen feudalen Familien aufstiegen. Selbstverständlich sind beide Gruppen an der Aufrechterhaltung ihrer Autorität vor allem interessiert, ihre Loyalität zur Zentrale hing und hängt davon ab.

UNTERNEHMEN TIGER – der Führer und seine „Karl-May-Pläne“

„Phantasielosigkeit“, diese Geisel der Moderne, wie oft hat sie schon der Führer seinen Generalen vorgeworfen. An Karl May sollten sie sich ein Beispiel nehmen und auch mal abenteuerliche Pläne schmieden. Ein toller Plan war sicherlich „Unternehmen Tiger“.

Es ging um Afghanistan. Wie schon im Ersten Weltkrieg versuchten deutsche Strategen (zum Teil dieselben Herren) 1938/42 mittels eines Stammesaufstands an der indisch-afghanischen Grenze oder, lieber noch, eines offiziellen britisch-afghanischen Krieges, Trup-

afghanischen Südgrenze reichend, ist vielleicht das einzige Gebiet der Erde, das niemals staatlicher Kontrolle unterworfen wurde. Hier sollte damals TIGER, der „Großaufstand der Stämme“ (die Nazis dachten „BIG“), entfesselt werden; in den Fünfzigern sahen afghanische Politiker dort das Kernland von „Pashtunistan“.

Die dort lebenden Mahsud- und Wazir-Pathanen erlebten weder britische noch pakistanische Verwaltung. Allein in den zwanziger Jahren verzeichnete die britisch-indische Armee Hunderte von „Zwischenfällen“ in Waziristan, bisweilen wurden ganze Regimenter im Gebirge masakriert. Diese Stämme marschierten 1929 auf Kabul, brachten den Vorgänger des letzten Königs auf den Thron, zur Belohnung wurde ihnen die Stadt tagelang zur Plünderung überlassen. 1947 brachen sie zum Jihad nach Kaschmir auf – der »glücklichsten Zeit unseres Lebens, wir hatten unsere Gewehre, sangen zusammen und niemand konnte sich uns in den Weg stellen« (so ein Veteran), gilt bis heute stolze Erinnerung. 1936/38 waren 50.000 Soldaten, die Elite der brit.-ind. Armee, gegen ihren Aufstand unter Führung des mysteriösen „Fakir von Ipi“ im Feld; und noch Anfang der Siebziger ging Pakistans Armee mit Tanks, Luftwaffe und 80.000 Mann gegen sie vor. Diese Leute kämpfen heute auch in Afghanistan, verdienen am Waffenhandel und Drogenschmug-

hatte – einen Volkskrieg im Clausewitzschen Sinne nämlich. Einen Guerillakrieg ohne offenen Schlagabtausch, mit permanenten Attacken aus dem Hinterhalt, Überfällen auf Nachschubkonvois und Vorposten. Antwort der Briten: Flugzeuge, Verbrennen von Dörfern und – Bestechung.

Und drittens: Die zwei deutschen Versuche, England in solch einen langwierigen Krieg mit Afghanistan zu verwickeln, der das Reich nur Geld und Waffen gekostet hätte, könnten das Muster des aktuellen Krieges in Afghanistan bilden. Hat die UdSSR jetzt den „Sohn von TIGER“ am Hals?

Eine Ordnungsidee – „Pashtunistan“

Die „fortschrittliche“ Fraktion am Kabuler Hof, an ihrer Spitze Daud Khan, Königsschwager und 1953/63 Ministerpräsident, entwickelte nach 1945 einen schlaun, modernen Plan zur Lösung des Stammesproblems – das „Pashtunistan“-Projekt: Die alten Territorien des Raubimperiums Ahmad Shahs sollten, mit Peshawar als Kapitale, das Staatsgebiet eines Nationalstaats der Pathanen werden. Dem autoritäts- und staatsfeindlichen Denken der Clans wollte man damit eine ihr Handeln vereinheitlichende Idee unterlegen, aus Clan- sollte nationale „Freiheit“ werden.

Nun hießen die weiten Gebiete von Kashmir bis zum Arabischen

Tiefe warme Häfen

wohl strukturell bei der Durchsetzung des Islam unter den arabischen Stämmen zu Mohammeds Zeiten eine entscheidende Rolle gespielt. Als ein Mittel, Widersprüche in gemeinsamen Raub- und Eroberungsexpeditionen aufzulösen, also eine Gemeinschaft der Gläubigen zu schaffen, die nach außen hin aktiv wird, ohne in Stammeskonflikte „zurück“ zu fallen.

Ähnlich in Afghanistan. Da hat Abdurrahman wiederholt den Jihad ausgerufen, damit die Aufrichtung seiner Autorität betrieben. Seine Kriege gegen Tadjiken und Hadzaras firmierten sämtlich als Jihad. Generell hat der Islam in Afghanistan, als

pen und Nachschub des Empire in Indien zu binden. Damit deren Einsatz in Europa und Nahost zu verhindern.

Leider bleibt hier kein Platz, die makabren Details von TIGER auszubreiten (Gestapo-Agenten als Schmetterlingsjäger getarnt, 1941; vier deutsche Geheimdienste treten sich gegenseitig auf die Füße...), zwei oder drei Dinge jedoch bleiben heute noch aktuell.

Zunächst wäre das Problem der heute pakistanischen, damals britisch-indischen North West Frontier Province (NWFP) zu betrachten. Diese Gegend, karg und gebirgig, vom Khyberpass bis weit hinab zur

gel, horten riesige Vorräte an Waffen. Daß Geld, und nicht Idealismus, sie in Bewegung versetzt, mag die erstaunliche Preisliste verdeutlichen, die der Fakir von Ipi 1941 deutschen Agenten (für die er Dreh- und Angelpunkt TIGERs war) zukommen ließ: kleine Zwischenfälle – 25.000 Pfund + Waffen, jeden zweiten Monat; größere Unruhen – 50.000 Pfund; der „Großaufstand“ schließlich wäre für 100.000 Pfund und ausreichend Waffen und Munition zu haben gewesen.

Weiter sollte man die Sorte Krieg beachten, die England in seinen langen Auseinandersetzungen mit Pathanen immer wieder am Hals

Meer ab 1947 „Pakistan“, und da lag das Problem. Der junge, labile Vielvölkerstaat wäre sofort wieder von der Karte verschwunden – Krieg lag in der Luft. Mit Pakistan geriet auch Bündnispartner USA in Konflikt mit Kabul, wo man das Prestigeobjekt „Pashtunistan“ erst nach dem Rücktritt Dauds, 1963, fallenließ. Der Logik des Kalten Kriegs entsprechend, wurde die UdSSR Waffenlieferant Kabuls – das jedoch selbst die FAZ bis weit in die Siebziger nie einen „Satelliten“ genannt hat. Schlimmer für die Dynastie war die weiter schwelende Unruhe der Stämme, zudem vertiefte sich die Kluft zwischen „Stadt“ und „Land“ angesichts

der dynamischen Entwicklung in der Zentrale weiter.

Krise in der Zentrale

Dort nahmen die Spannungen zwischen den ehemaligen „jung-Afghanen“ und den „Konservativen“ zu. Neben den Fraktionen der Aristokratie drängte der neue Mittelstand, darunter viele Nicht-Pathanen, Beamte, Offiziere, Akademiker, Techniker, nach Beteiligung an der Regierung. Anfang der Sechziger erlebte das Land seine ersten Streiks, eine Welle von Parteigründungen hub an. Am lautesten nach Modernisierung – Abschaffung der Leibeigenschaft und des Großgrundbesitzes, eine Verfassung, konstitutionelle Monarchie, Einführung weltlichen Rechts auf Kosten der islamischen „Sharia“-Gerichte – rufen die Mitglieder der „Demokratischen Volkspartei Afghanistans“ (PDPA), die 1965 in „Parcham“ (Flagge) und „Khalq“ (Land)-Fraktionen zerfällt.

Auf der anderen Seite wuchs die Macht des Klerus, der es verstand, den Stämmen und Teilen der städtischen Bevölkerung jeden „Fortschritt“ als Angriff auf die alte Ehre, den Glauben und die Freiheit der Pathanen zu vermitteln. Und, ganz klar, so unrecht hatten die Mullahs damit nicht – Modernisierung läuft langfristig hinaus auf die Entwaffnung und Eingliederung der Stämme ins „Staatsvolk“, das alte Ziel der Zentrale. Die Mullahs hätten damit ihre Macht als Richter und Ratgeber der Clans verloren; die großen Herren allerdings, die Häupter religiöser Bruderschaften wie der Qadiriya, der die Gailani-Familie vorsteht

(der würdige Herr Gailani: Peugeot-Generalvertreter in Afghanistan, Besitzer großer Latifundien, heute Stammgast im „ZDF-Magazin“), bangten um Besitz und Autorität.

Eine ganz neue Komponente islamischer Politik brachte Anfang der Siebziger die an der Universität Kabul entstandene fundamentalistische Gruppe Hisb-i-Islami ins Spiel. Als Ableger der heute in Pakistan herrschenden Jarhat-i-Islami Partei (mit Zhia al Haq 1977 an die Macht gepusht) ist ihr Ziel der Gottesstaat – ein Versuch, islamische Identität gegen Kapitalismus und Sozialismus zu retten. Ihr Auftreten ist eine typische Erscheinung im Zerfall der traditionellen Gesellschaft, Zeichen der Unzufriedenheit mit feudalen Strukturen und der Angst (berechtigte natürlich) vor dem Heraufziehen der kapitalistischen Produktionsweise.

Und dann: Putsch und Krieg

Wie stark die städtische Opposition gegen den König geworden war, zeigte sich im Juli 1973. Nachdem er jahrelang geduldig Offiziere, hohe Beamte und beide PDPA-Fraktionen umworben hatte, nutzte Ex-Premier Daud die Sommer-Kur des Königs in Italien zum Staatstreik. Abstrakt, mit einigem Abstand betrachtet, muß man den Putsch Dauds, der mächtiges Mitglied der Herrscherdynastie war, jahrzehntelang graue Eminenz im Staat, als Versuch der herrschenden Klassen betrachten, per Namenswechsel die Firma zu retten. Will sagen – aus Monarchie wird Republik, die Macht bleibt jedoch in den gleichen Händen (oder geht in die von Brüdern und Onkels über).

Die Regierung Daud blieb die Einlösung ihrer Versprechen – der ganze Modernisierungskatalog war verkündet worden – schuldig. Der Boden wurde nicht enteignet, Versuche, das Recht auf weltliche Grundlagen zu stellen, Entschleierung der Frauen zu verordnen, stießen auf derart heftigen Widerstand der Mullahs, daß sie bald aufgegeben wurden. Nur sein altes Thema „Pashtunistan“ nahm Daud wieder auf. Sofort hatte er neben innerer Unruhe auch noch einen Konflikt mit Pakistan am Hals.

Die Kräfte, die ihn an die Macht gebracht hatten, junge, in der UdSSR ausgebildete Offiziere, städtische Intellektuelle, die PDPA, wollten weg vom Feudalstaat des Pathanen-Adels (= 3.000 Mitglieder weniger Familien). Unseligerweise besaß jedoch genau diese „Feudale Clique“ bei den Pathanenstämmen genügend Ansehen und Vertrauen, um als Herrscher anerkannt zu werden. Daud wurde unbeweglich. Zwischen städtische Basis und Stämme geklemmt, unternahm er 1977 den Versuch, die PDPA auszuboosten. Im April 1978 schlugen Khalqis und Parchamis – neu vereint – zurück. Sie er-

griffen die Macht, Daud kam bei den Kämpfen in Kabul um.

Ein Sohn von TIGER?

Mit Dauds Tod verschwand die große vermittelnde Instanz im Lande, das Königshaus. Das Band zwischen Zentrale und Stämmen löste sich, Klerus und Aristokraten wandten sich gegen die Gruppe von „Nobodys“, die plötzlich beanspruchte, Regierung zu sein.

An der Grenze zu Pakistan häuften sich bewaffnete Zwischenfälle – ausgelöst von Stammeskriegern und bewaffneten Gruppen der Hisb-i-Islami, die seit 1975 von Peshawar aus operierte. Pakistan lag an einer Destabilisierung des Daud-Regimes; nachdem 1977 die Paten-Partei Jamat-i-Islami in Pakistan die Macht übernommen hatte, nahm die Aktivität der Hisb-i-Islami in Afghanistan rapide zu. Eigentlich eine städtische Bewegung, ist die Liste ihrer Gegner groß, neben Russen und Regierungstruppen bekämpft sie „Tribalismus“ und andere „Widerstandsgruppen“. Durch ihre enge Bindung an Pakistan ist sie bis heute Hauptempfänger ausländischer Unterstützung. Die Geschäfte ihres Führers Gulbuddin Hekmatyar sind dunkel und vielschichtig – Drogen-, Waffenhandel, Immobilienspekulation in Peshawar... Die Sowjetunion hat in Afghanistan stets mit der jeweiligen Regierung verhandelt, weil sich ihre Interessen dort kaum von denen der Briten (vor ihr) unterschieden haben.

Ein stabiler, möglichst freundlicher Staat, ein berechenbarer Nachbar war ihr Wunsch. Als sich nach 1977 die Frage auftat, Zentrale oder zentrifugale Kräfte, konnte sich die UdSSR als ohnehin in Afghanistan engagierter Staat (Waffen, Berater) nur auf die Seite der Leute schlagen, die ein modernes Staatskonzept hatten, die freundschaftliche Tradition fortsetzen wollten und generell mittelfristig einen funktionierenden Staat garantieren würden.

Nun gerieten die Sowjets mit ihren Partnern in Kabul in den Konflikt, aus dem die Briten sich immer (klugerweise!) herausgehalten haben. Die zentrifugale Auflösung des alten Status quo wurde sicherlich von außen angeheizt. So waren, laut Paul Nitze, immerhin ein wichtiger Mann der Carter-Administration, spätestens seit Anfang 1979 die Geheimdienste Chinas, des Iran und die CIA im Lande gegen die Regierung tätig.

Und es starben Russen – im März 1979 fand in Herat ein furchtbares Massaker unter den Angehörigen (ziviler) russischer Berater statt. Sie wurden durch die Straßen gejagt, verstümmelt, geköpft, gehäutet.

Die immer deutlichere Präsenz der Sowjets mußte ihren Gegner USA auf den Plan rufen, wie in Angola, Moçambique etc. Die im Lande selbst, ohne äußeren Anstoß, ausgebrochene Krise ließ sich mit gerin-

gen Mitteln verschärfen und bis heute verlängern. Hätte es einen „Warmer - Hafen - am - Indischen-Ozean“-Plan wirklich gegeben, wäre ein massiver Truppeneinsatz zum Zeitpunkt des PDPA-Putsches im April 1978 ideal gewesen. Die Rote Armee hätte dann exzellente Chancen gehabt, das Land rasch unter Kontrolle zu bringen. Warum also erst Weihnachten 1979, als sich der Staat Afghanistan gerade in ein bitteres Jeder-gegen-jeden auflöste? Angesichts des Krieges: Zentrale – Stämme, Mullahs – „Gottlose“, Minderheiten – Pathanen, Fundamentalisten – Übrige, konnten die Sowjets nur den Versuch unternehmen, die Zentrale noch einmal zu stabilisieren, indem sie die heftigen In-Fights zwischen den rivalisierenden PDPA-Fraktionen beendete – die Alternative wäre Abzug der Berater und ein Bürgerkrieg gewesen, der sicher (im Zusammenhang mit Khomeinis Revolution im Iran) problematisch im Hinblick auf die im „weichen Bauch“ der UdSSR lebenden Muslime geworden wäre. Der späte Schritt der offenen Intervention plazierte die UdSSR dort, wo die USA sie am liebsten haben – auf dem Präsentierteller, als aggressiver Bösewicht.

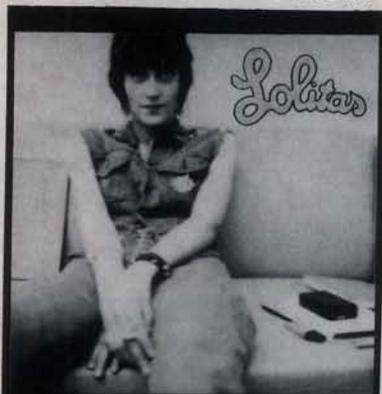
Und seither haben die Russen die Sorte Krieg am Hals, die einst der „TIGER“-Plan der Nazis für das Empirer anvisiert hatte.

EPILOG

Der Rest unseres Jahrhunderts mag unter schrecklichen Vorzeichen stehen – den allerschrecklichsten. Bei allem Unrecht zeichnet sich sozialistische Politik – global – durch einen Glauben an Vernunft und Rationalität aus, der Marxist hat den Anspruch, wissenschaftlich zu denken. Die Politik der USA hat dagegen, vielleicht seit etwa zehn Jahren, eine Kehrtwendung vollzogen, indem nicht mehr Durchsetzung einer Ordnung weltweit betrieben wird, nicht einmal mehr Krisenmanagement, sondern gezielte Destabilisierung ganzer Regionen. Angola, Moçambique, Libanon, Iran – Irak, El Salvador, Nicaragua, Afghanistan... Überall dort hindern amerikanisches Geld und amerikanische Waffen die Völker daran, eigene Politik zu betreiben. Die Konflikte – Angola versinkt seit Jahren im sinnlosesten Blutvergießen! – werden nur mehr am laufen gehalten, Lösungen nur noch verhindert. In Afghanistan haben die von US-Unterstützung lebenden Guerillas den wirklich vernünftigen russischen Vorschlag einer Waffenruhe – fürwahr ein ganz, ganz kleiner Schritt – rundweg abgelehnt. Die Dritte Welt droht im eigenen Blut zu ersaufen.

Nach dem offensichtlichen Scheitern amerikanischer Ordnungspolitik verhindert die Verbrannte-Erde-Strategie der USA jegliche Politik.

Die Abschaffung der Vernichtungsmaschine USA mag die letzte Aufgabe der Menschheit sein. ●



Die Tour

- 8.4. Hamburg/FunClub
- 9.4. HH-Börsen/In Keuschh.+Demut
- 10.4. Münster/Odeon
- 11.4. Enger/Forum
- 12./13.4. Holland
- 16./18.4. Schweiz
- 22.4. Heidelberg/Schwimmbad
- 23.4. Hannover/Bad



Debut LP bei



Efa-Vertrieb

Das Gute Buch

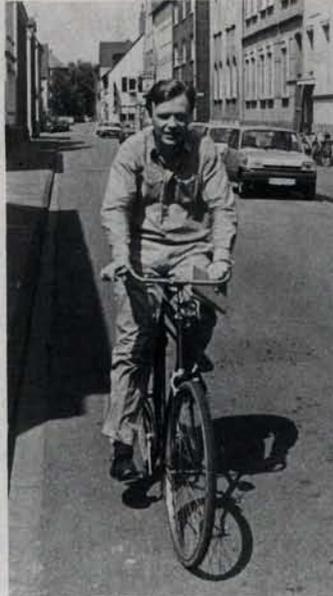


Foto: W. Burat

»Wenn du nachts durch die Straßen gehst, kannst du's nahezu sehen: Alles schläft, nur irgendwo brennt noch ein Lichtlein, und das ist dann der ortsansässige Spinner, der Bücher liest und Unfug redet.«

Joachim Lottmann: Mai, Juni, Juli

Bis jetzt noch von jedem Leser in einer Nacht durchgelesen, unlängst hier in Köln im Rahmen einer denkwürdig-durchgeknallten Desaster-Nacht gefeiert, ein aus dem Leben gegriffenes Pandämonium von Figuren wie Du und ich und Hans-Herrmann Klarczyk. Der Lacherfolg des Jahres. Die Chronik der laufenden Bierhähne. Keine Sätze wie man sie sonst liest. Sätze, die man immer schon mal lesen wollte.

Julie Burchill über...

Julie is her name... manche aber nennen sie lieber Joan Collins und lassen ein herzliches „Bitch!“ folgen. SIE haßt Kühe und Amerika, weiß (noch immer) alles über David Cassidys schwarze Katze und den Rest besser. Die Geschichte der Welt und der Popmusik according to Julie, unter Schmerzen übersetzt von Clara Drechsler & Harald Hellmann. DM 16,80.

Meter-Verlag Gesamtprogramm

Der Meterverlag Hamburg, eine Gründung von Werner Büttner und Albert Oehlen, verlegt Bücher, bis sie, aneinandergereiht, einen Meter ergeben. Nach „Angst vor Nice“ aus der Feder der beiden Verleger, folgen Büttners Amerika-Novelle „In Praise Of Tools And Woman“ (engl.), Michael Schirners „Plakat und Praxis“, eine konkret-poetische schonungslose Abrechnung mit der Welt der Werbung, die der Autor kennt wie kein zweiter, und Mayo Thompsons „Gorki & Co“ (engl.), eine politische Novelle nebst 33 vergnüglichen Gedichten und Texten. Alle Bände sind von Adolf Oehlen illustriert und für je DM 16,80 vom SPEX-Buchservice zu beziehen.

Jean Stein/George Plimpton: Edie

Dieser US-Bestseller ist wahrscheinlich die dichteste Darstellung der 60er Jahre. Sein Prinzip, ausschließlich Zeitzeugen sprechen zu lassen, von Wahrhol bis Dylan, gewährt die

genauesten Einblicke in die Geschichte der US-Popkultur vom Greenwich-Village-Folk über Wahrhols Factory, die New Yorker Film-Avantgarde-, Rock- und Drogenszene, bis zur Rocker-Kultur der Spätschziger. Velvet Underground, Mick Jagger sind dabei ebenso wichtig wie der Sedgwick-Gründerväter-Adel oder New Yorker Kunst- und Museumsleute wie Henry Geldzahler. Dieses unterhaltsame Quasi-Nachschlagewerk erzählt fast nebenbei die exemplarisch-traurige Geschichte vom „Youthquaker“ und Mode-Idol Edie Sedgwick, dem neurotischen Schönheitsideal der Sixties, die überall dabei war und daran schließlich zugrunde ging, nämlich als der Spuk vorbei war, 1972, an einer Überdosis, und dann nicht mehr in New York, sondern in Kalifornien. „Edie“ hat 382 Seiten, viele Fotos, ist die amerikanische Ausgabe und kostet DM 20,-.

Diedrich Diederichsen: Elektra – Schriften zur Kunst

Aufgepaßt, das Buch von Diederichsen ist nicht in jeder Buchhandlung zu haben, sondern wird vom Meterverlag über den SPEX-Buchservice versandt. Wer sich sein Exemplar von der limitierten Auflage sichern will, sollte bald bestellen. Der Band enthält Kunstkritiken, Katalogbeiträge sowie kunstphilosophische Abhandlungen Diederichsens, die zum Teil nur im Ausland, nur in obskuren Kleinkatalogen oder noch gar nicht erschienen sind, wie auch die eine oder andere dem SPEX-Leser vertraute Meditation. DM 16,80.

MUSIKBÜCHER

Weiterhin vorrätig und immer wieder gerne genommen: Götz Alsmanns „Nichts als Krach“, wenn der Professor erzählt, quirlig und faktisch über die Geschichte der amerikanischen populären Musik 1943-63, DM 24,80, das von gar manch

gelahrter SPEX-Weisheit und CCCP-Graphik geadelte „Rock Session 8“ (hrsg. von Klaus Frederking, 243 Seiten, DM 16,80) und die definitive Geschichte des Soul: „Nowhere To Run“ von Gerri Hirshey. 384 Seiten, DM 29,80 (engl.).

NEUE SOULBÜCHER

Peter Guralnick: Sweet Soul Music

Wo Wilson Pickett herkam, wo er nie wieder hin wollte und wohin er dann doch zurück mußte... Diesmal die Geschichte des schwarzen, heißen Südens und seiner Giganten, von Brother Ray Charles bis Isaac Hayes, DM 39,80 (engl.).

David Ritz: Divided Soul – The Life Of Marvin Gaye

Der Kampf zwischen Ficken und Seelenheil, Genie und Genie, Wohlstand und Wahnsinn und anderen Wegen zu „What's Goin'

On“ auf 450 Seiten, DM 29,80 (englische Ausgabe). Sweet Soul Music und Divided Soul zusammen kosten DM 65,-.

Nelson George – Where Did Our Love Go

Teil drei der großen Soul-Trilogie. „Where Did Our Love Go“ – die Motown-Geschichte von Nelson George. Standardwerk für den Soul-Boy und für alle, die wissen wollen, wie es wirklich war und funktionierte. Featuring: Diana „Das Biest“ Ross, Sklaventreiber Berry Gordy und alles, was in Detroit sonst noch singen konnte. (250 Seiten, engl. Ausgabe, gebunden) DM 35,-.





„Everybody goes completely gaga about him“, wurde uns aus London gefunkt. Ob man ihn für heilig oder Chrissie Hynde in drag hält, ist eigentlich egal, auf jeden Fall hat er es auf seine fast alten Tage mal wieder geschafft zum Ereignis zu werden: Julian Cope, der megalomane Ex-Psycho-Rocker und heutige, kontrollierte Allround-Wahnsinnige. Die schnellen unter unseren Neuabonnenten, die nämlich, deren Zahlung unter den ersten 20 eingeht, kriegen „Saint Julian“, das aktuelle, hochwertige Dokument dieser Größe, geschenkt, wenn sie, was sich immer lohnt, SPEX abonnieren. Und sie berühren den neuen Superstar, bevor ihn die Nachbarin begrabbeln kann (oder die Zimmerwirtin). Der Legende nach soll der Hl. Julian AIDS durch Handauflegen heilen und Kondome in Cornetto-Erdbeer verwandeln können. Ein Heiliger unserer Zeit.

BACK ISSUES

- Folgende Back-Issues sind noch erhältlich:
 Back Issues gibt es gegen DM 4,80 pro Exemplar in Briefmarken (80er), Bestellung an: SPEX, Abo-Service, Severinsmühlengasse 1, 5000 Köln 1
- 8-9/83 Spandau Ballett, Grandmaster Flash, Wham!
 - 6/84 Marilyn, Special AKA, Scott Walker, Keith Haring
 - 7/84 Cramps, Human League, David Sylvian, Womack & Womack, Lester Bowie
 - 8/84 David Johansen, Psychedelic Furs, Palais Schaumburg, Lou Reed, General Public
 - 9/84 Northern Soul, Sade, Heaven 17, Bronski Beat
 - 10/84 Aztec Camera, Scritti Politti, Eartha Kitt, Northern Soul Teil 2, Sex
 - 11/84 Gun Club, Cult, Hanoi Rocks, Cecil Taylor, Sisters of Mercy, Tina Turner
 - 12/84 Big Country, Los Lobos, Chaka Khan, Laurie Anderson, Lloyd Cole, Springsteen
 - 1/85 Culture Club, Die Ärzte, Redskins, Bluebells, Stranglers, SPK
 - 3/85 Bob Dylan, Working Week, Spandau Ballet, GoGo, Tears For Fears, Associates
 - 4/85 Yello, Ramones, Kane Gang, Fleshtones, Art Blakey, Bebop Teil 1
 - 5/85 Everything BTG, Green On Red, Paul Young, Long Ryders, Killing Joke, Les Immer Essen, Cool Jazz Teil 2
 - 6/85 Colourfield, Maze, The Jesus And Mary Chain, Nippon Pop, Captain Beefheart, Die Toten Hosen
 - 8/85 R.E.M., Talking Heads, Fine Young Cannibals, Stephen Tin Tin Duffy, Untouchables
 - 9/85 Prefab Sprout, The Damned, George Clinton, Feargal Sharkey, Jim Foetus, La Loora, The Blasters, Peter Dinklage
 - 10/85 Kevin Rowland, The Cure, Simon LeBon, Woodentops, Nikki Sudden/Dave Kusworth · Jacobites, Rainald Goetz: Und Blut
 - 11/85 Blixa Bargeld, Billy Bragg, Bobby Womack, Brian Eno, Berlin/Ost
 - 12/85 The Pogues, Patsy Kensit, Tom Waits, Alex Chilton
 - 1/86 Pete Townshend, Siouxsie, Simply Red, Vrina Lindt, Big Audio Dynamite, ABC
 - 2/86 Nick Cave, Psychic TV, Simple Minds, Psychobilly, D.D.'s Amerika
 - 3/86 John Lydon, Cult, Bangles, Bronski Beat, Echo & the Bunnymen, Film in England
 - 4/86 Cramps, Violent Femmes, Culture Club, Topper Headon, Yoko Ono, Swans, Def Jam
 - 5/86 Hüsker Dü, S.Y.P.H., Laibach, Sheila E., Matt Bianco, Brian Setzer, Amerikanische Literatur
 - 6/86 Red Skins, Anna Domino, Blow Monkeys, Suzanne Vega, Shop Assistants, Australien, Madrid
 - 7/86 Go-Betweens, L. Anderson, Annabella, Leather Nun, Screaming Blue Messiahs, Love Pt. I+II (James Brown, John Lydon, Siouxsie), Schweden, Indies Nordengland Teil 1, Rio, Wien
 - 8/86 Smiths, Housemartins, Art Of Noise, Virgin Prunes, Woodentops, Danielle Dax, Nordengland Teil 2, Münster/Osnabrück
 - 9/86 Noise Pop, Nick Cave, Crime & the City Solution, Working Week, Dee C. Lee, Andy Warhol, Nahost
 - 10/86 Run DMC, James, Inca Babies, Foyer des Arts, 13 Moons, Colin Newman
 - 11/86 Phillip Boa and the Voodoo Club, Triffids, Wipers, That Petrol Emotion, Stranglers, Lizzy Mercier Descloux, Pete Shelley
 - 12/86 Alien Sex Fiend, Human League, Killing Joke, New Model Army, Julian Cope, Pretenders, Byrds Pt. I, Jörg Schröder
 - 1/87 The The, XTC, Iggy Pop, Curtis Mayfield, Mekons, Feelies, Saints, Byrds Pt. II
 - 2/87 Felt, Lolitas, Cassandra Complex, Gun Club, Heaven 17, Mighty Lemon Drops, Lärm-Special, Leser-Poll
 - 3/87 Mission, Scientists, Anita Baker, Simply Red, Timbuk 3, Commander Cody, Andi/Neubauten, Geisterfahrer/Leather Nun, Moskau

S P E X S e r v i c e BUCH/ABO

Hiermit bestelle ich

○ ein Abonnement SPEX Musik zur Zeit für ein Jahr zum Preis von DM 48,- incl. Porto und MwSt. (Das Auslandsabo kostet DM 55,- incl. Porto und MwSt.) Falls ich nicht spätestens 8 Wochen vor Ablauf des Abos kündige, soll sich das Abo um ein weiteres Jahr verlängern. Coupon ausfüllen, DM 48,- auf unser Postgiro-Konto überweisen oder Verrechnungsscheck beilegen.

Ort, Datum, Unterschrift

Von dieser Bestellung kann ich binnen 14 Tagen zurücktreten. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs.

Ort, Datum, 2. Unterschrift

folgende Bücher

- Büttner/Oehlen/Kippenberger – Wahrheit ist Arbeit, DM 25,-
- Werner Büttner – In Praise Of Tools And Woman, DM 16,80
- Rocksession 8, DM 16,80
- Michael Schirner – Plakat und Praxis, DM 16,80
- Mayo Thompson – Gorki & Co., DM 16,80
- Götz Alsmann – Nichts als Krach, DM 24,80
- Gerri Hirshey – Nowhere To Run, DM 29,80
- Diedrich Diederichsen – Elektra, DM 16,80
- Jean Stein – Edie, US-TB-Ausgabe, DM 20,-
- Peter Guralnick – Sweet Soul Music (engl.), DM 39,80
- David Ritz – The Life Of Marvin Gaye: Divided Soul (engl.), DM 29,80; beide Titel zusammen DM 65,-
- Where Did Your Love Go (engl. Ausgabe), DM 35,-
- Julie Burchill, DM 16,80
- Joachim Lottmann – Mai, Juni, Juli (gebundene Ausgabe), DM 29,80

im Preis sind MwSt., Porto und Verpackung enthalten. Lieferung gegen Vorkasse, ins Ausland zzgl. DM 3,-. Liefer- und Rechnungsanschrift. Anschrift für Geschenkabos bitte auf gesondertem Blatt.

Name

Straße

PLZ, Ort

SPEX Buch + AboService · Severinsmühlengasse 1 · 5000 Köln 1
 Bitte zahlen Sie auf unser Postgirokonto Köln (BLZ 37010050) Ktonr. 34 097-500

FUZZTONES

Fortsetzung von Seite 25

was Rudi sagte, war da zum Start ihres Sets. Sie waren wild, besonders der Schlagzeuger, dessen Arme durch die Luft schleuderten, und, siehe da, tatsächlich Stripperinnen (fast)!

Manchmal verlor die Band den Faden, und man vermißte das multimediale Pressing aus den Zeiten mit Deb O'Nair und Elan Portnoy, aber es war schon verdammt spät und für einen der ersten Gigs der neugeformierten Band allemal gut.

Die Fuzztones sind einfach die Besten. Da ist nichts Naives dran. Eine moderne Band?

Rudi: »Ja, das sind wir! Der Unterschied ist, daß wir beeinflusst sind. Wir imitieren nicht. Wir sind wie George Thorogood zu John Lee Hooker. Wir können jede Band jederzeit von der Bühne blasen. Ich fordere jede Garagenband der Welt heraus und werde sie besiegen!«

Und wenn schon Covers, dann spielen die Fuzztones nicht nur den Pebbles-Katalog rauf und runter, nein, sie haben dann auch mal Lieder, die sonst keiner kennt, wie „Radar Eyes“ (The Godz) und „13 Women“ (The Renegades).

Rudi: »Der Retro-Vorwurf kommt doch nur von Leuten, die Rock'n'Roll aus dem Weg schaffen wollen, um mehr Platz für ihren TechnoPop-DiscoCrap einzunehmen.«

Nach den Fuzztones war dann endgültig Schluß mit der Aufnahmefähigkeit, und obwohl die Vietnam Veterans noch ausstanden, lichteten sich die Reihen erheblich. Genau was Mark Embatta befürchtet hatte, als es nachmittags zufällig zu einem Gespräch kam, bei dem er auch das Gerücht bestätigte, daß der Auftritt in Bochum der letzte der Vietnam Veterans gewesen sein wird. Greg Jones und Angelo Jupp verlassen die Band nach so vielen Jahren brotlosen Independent-Daseins und gehen ihren Berufen nach. Mark selber wird mit Lukas

Trouble eine neue Gruppe zusammenstellen. Mit Texten persönlicheren Inhalts als Grundlage für weiteres Schaffen. Zuerst aber fliegen sie nach Paris, um den Versuch zu starten, vom Lolita-Label ausstehende Tantiemen einzutreiben.

Überhaupt schienen die Veterans nicht gerade vom Glück verfolgt zu sein. Außer Labelschwierigkeiten und der in Hamburg unglücklichen Plazierung hinter den Fuzztones verfuhr sich die Band am nächsten Tag auf dem Weg nach Berlin restlos und erreichte den Gig erst nach schwerster Kontrolle am Checkpoint Charlie. Auf dem Weg nach Bochum wurde dann erst mal ein Intershop wodkamäßig geplündert, wodurch die Vets ihr Abschiedskonzert besoffen wie noch nie gaben. Lukas ging samt Orgel zu Boden, Mark stieg auf den Keyboardtisch und brach damit zusammen. Und so weiter. Lustig fanden sie den Festival-Betrieb trotzdem. Und wir behalten sie als gute Franzosen im Gedächtnis. ●

BUDAPEST

Fortsetzung von Seite 13

Gut, verständigen wir uns darauf, daß es nicht um ein neues Ding geht, daß nicht die Konkurrenzfähigkeit ungarischer Bands getestet werden soll.

Europakiado heimsten bei ihrem ersten Auftritt nach Monaten viel Beifall in der bestuhnten Halle ein, holten Zugabe um Zugabe und spielten letztlich fast zwei Stunden. Auch die Kölner Jungs räumten in kompromißloser Gitarrenjagd beim als sehr reserviert geltenden Budapest-Publikum gut ab – 580 Klatschende und 20 am Bühnenrand Tanzende – das durfte schon als Ekstase gewertet werden. Ein großes Weihnachtsfestival mit 16 ungarischen Bands war nach Korrespondentenmeldung ein ziemlicher Hammer. Besonders die Band Balkantourist sollte man sich schon mal vormerken. Darüber hinaus gab es drei Tage lang alles, was Ungarn zu bieten hatte, von Pogo bis Industrial-Disco. »Das Wichtigste ist jetzt, nicht in der Stagnation steckenzubleiben und im kleinen Winkel in Melancholie und Selbstmordgedanken zu versauern«, meinte etwas geistesabwesend ein Konzertbesucher, als um kurz nach zehn die Theke verarmelt wurde und der Heimleiter zum Aufbruch drängte.

Def Jam über dem Varhag

Ein seltsames Gefühl, Freitag abend in der Disco „Fortuna“ schräg gegenüber vom „Hilton“ zu stehen und dabei festzustellen, daß die Musik durchaus aktuell und nicht mal die schlechteste ist: Run DMC, Hip Hop, Def Jam und Janet Jackson – der Popkulturtransfer hat wieder zugeschla-

gen. Das Publikum ist bis auf wenige Ausnahmen ein anderes als auf dem Konzert: Teenies, Cowboystiefel, Föhnwellen – die FDJ-Tanzkorsohafte Inneneinrichtung mal weggedacht; man könnte sich auch in die südwestdeutsche Provinz, nach Kaiserslautern etwa, versetzt fühlen. Regelmäßige Treffs für den Untergrund oder „Szenekneipen“ existieren nicht, über den inzwischen geschlossenen „Young Artists' Club“ gehen die Meinungen weit auseinander, vom »langweiligen Kulturheim« bis zum »bisher einzigen Sammelplatz fortschrittlicher Kräfte«. So läuft vieles über Veranstaltungen, und nach dem frühen Toresschluß (die Zentren schließen zwischen 22.00 und 23.00 Uhr) geht es mit einigen Flaschen Wein oder Vodka zu spontan ins Leben gerufenen Privatparties. Die andere Welt, das „Fortuna“ oder andere Tanzhallen, kostet 50 Forint Eintritt, was beim amtlichen Wechselkurs von 1 zu 23 etwas mehr als DM 2,- entspricht. Ein Aspekt, abgesehen von stilistischen Gründen, Discos und Nepplokale zu meiden – für die Szene zu teuer, so sagt man. Westler können das natürlich nicht verstehen, überall in der Innenstadt herumstehende Devisendealer bieten hohe Tauschkurse. 1 zu 35 war das beste Angebot; was den Preis für eine Flasche Bier unter eine Mark sinken läßt: Aussichten, mit denen auch arme deutsche Rock'n'Roll-Bands leben können. Schwarztauschen auf der Straße ist eine zweifelhafte Angelegenheit, denn mal abgesehen vom offiziellen Verbot, ist es natürlich ein beliebter Sport, Touristen mit Taschenspielertricks abzuzocken. Die elegantere Form läuft über persönliche Kontakte, hinter verschlossenen Türen, wobei der Devisenwechsel an Schwarzmarkt-

aura verliert und der Doppelmoral der Bestimmungen näherkommt. Haben die Ungarn ihr oftmals in zwei oder drei Jobs erarbeitetes Geld einmal in Dollars oder DM umgesetzt, können sie damit ganz offen all die schönen Sachen kaufen, an die man mit Forint schwerer herankommt; nach dem „Woher“ fragt dann keiner mehr. So gesehen verliert auch das vielgelobte Wirtschaftsmodell etwas an Größe. Schwäbisches Abrackern ist allgegenwärtig, mit dem Unterschied, daß die Löhne in Stuttgart in einem halbwegs angemessenen Verhältnis zu einem Sony Walkman stehen. In Ungarn jedoch, wo nach sozialistischer Devise die Bezahlung an niedrigen Brotpreisen und fünf Pfennig teuren U-Bahnfahrkarten ausgerichtet ist, müssen für einen alten Benz schon ein paar Jahre Überstunden gemacht werden. Und so klappt die Schere zwischen wahren und geweckten Bedürfnissen, zwischen Fabrikarbeitern und privaten Handwerkern und Kleinbetrieben (zur Zeit die großen Gewinner!) immer weiter auseinander – zwanzig Jahre so weitergemacht, und das System hat sich von selbst aufgelöst... Im „Fortuna“ ist natürlich von grauer Schufferei nichts zu merken, man genießt das bißchen Glimmer genauso wie in Liverpool oder Lüttich. Sieger des Abends sind sowieso die Besucher aus dem Westen, die sich hier im Kolonialherrenstil den Kopf vollschütten können. ●

Alle Bands, die daran interessiert sind, in einem Budapest Indie-Club aufzutreten, wenden sich bitte mit dem üblichen Material (Tapes, Infos) an:

Csilla Horvath Bishop
Dagaly Utca 4.1.1
H-1138 Budapest
Tel. 00 36 - 1 - 40 01 29
(bitte in Englisch)

oder
Killer/Novak
z. Hd. Peter Lang
Toth Lorinc Utca 12
H-1122 Budapest
(bitte in Deutsch)

ELEMENT OF CRIME

TRY TO BE MENSCH

LP 831 787-1 · MC 831 787-4 · CD 831 787-2

SINGLE:
SOMETHING WAS WRONG 885 685-7
MAXI-SINGLE:
SOMETHING WAS WRONG 885 685-1

PRODUCED BY JOHN CALE

AB MAI

AUF

TOURNEE



ZARDOZ RECORDS HAMBURG

KASSIBER
Mail Order Catalogue für
Independents/Underground
Punk, Psych, Wave, 60s, Industrial, Avantgarde etc.
Alle Neuerscheinungen und Backrepertoire
Erscheint monatlich — anfordern gegen DM 1,20

SECOND-HAND KATALOG
Regelmäßig ca. 20.000 neuwertige S/H LPs, Singles, Maxis aller Stile der
60er, 70er, 80er, 90er, New Music, Soul, Jazz, Rock etc.
Anfordern gegen DM 3,-

Poster
T-Shirts
Musikbücher
Musikpresse
Fanazines etc.

Katalog
anfordern bei:
ZARDOZ
Wiesenstr. 42
2 Hamburg 20

Unsere Laden

Eimsbüttel	Osterstraße 164	Tel. 40 73 10	Mo-Fr 10.00-18.30
Altona	Paul Nevermann Platz 1	Tel. 38 51 20	Sa 10.00-14.00
	(Bhf Altona, Taxistand)		Langer Sa 10.00-18.00

LESER

B r i e f e

**SPEX-Verlag · Severinsmühlengasse 1
5000 Köln 1**

Sehr geehrte Spexler!
Was ist denn Eurer Meinung nach besser? Der Dildo in der Hand oder der Spatz auf dem Dach? Es kann ja gut sein, daß die Peter/Andi (ANDI?)/Blixa-Anekdote am Theater HH nur von mittelmäßiger Qualität war (das geht ja leider aus Eurer Kritik nicht hervor, **wie** es nun war!), aber immerhin scheint mir hier der erste Schritt in eine neue Richtung des Theaters gemacht worden zu sein. Das Theater wird immer mehr zu einer lebenden Leiche, einem Kulturzombie. Da helfen Subventionen gar nichts, meiner Meinung nach sind sie bloß ein weiterer Dolchstoß. Aber wo bleibt die Legende? Dionysos machte sich einst auf, den Menschen das Schae(r)n beizubringen, 1957 formulierte Hermann Nitsch die Idee des „Orgien Mysterien Theater“ an dem er seitdem in Prinzendorf/O arbeitet. Und wenn nun Blixa einen Versuch unternimmt, die ekstatische Faszination seiner (oder anderer) Konzerte ans Theater zu binden (Zadek und Andi können unter diesem Aspekt gar nicht schlecht genug sein!) sollte man das begrüßen, selbst wenn die Neubauten nicht mehr so hip sind. Und für die Zukunft: Mark Steward & Adrian Sherwood moderieren Mozarts „Don Giovanni“, Mark Almond singt/spielt die Titelrolle. Strindbergs „Fräulein Julie“ mit Lydia Lunch (Julie) und Kevin Rowland (Jean), Musik von Hüsker Dü.
Und ich mach mich an Rainald Goetz' „Krieg“ ran, Musik: Laibach, Bühnenbild: Lüpertz!
Einstürzende Theaterwelt = Theater Heute
Der Theatermacher

nichts Besseres gibt. Aber meistens gibt es was Besseres. — Voll.

...Eure Berichte über House-Musik u.ä. haben sich wohl verflüchtigt. Wenn ein Iggy Pop, Cave oder Woodentops in der Stadt sind, sind alle da. Aber da gibt es noch einen Darryl Pandy im HH-Offline. Verpaßt, schade. Ihr steht halt mehr auf RUN DMC als auf J.M. Silk oder „Robot Girl“. Ihr könnt sicher sein: Es ist nicht nötig intellektuell, Abitur, männlich-sexistisch zu sein, um Underground oder „Szene“ zu sein. Diese Klauen eh alles von den Kids und formen es für ihren Intellekt um.
Gerhard, Frankfurt

Ja, ja die Invasion der Kid-Errungenschaften-fressenden Intellekte...

Suburban Relapse: Vorläufige Anmerkung zur Popmusik als „literarische Veranstaltung“ am Beispiel Dante Marx
„Ideally, Pop makes the NOISE that erases memories of all that preceded it, keeping the future clear for the new.“ (Biba Kopf, 1986)
„It touches your emotions without referring back to other records. It's not about sounding like the Velvet Underground or The Buzzcocks — all of that's irrelevant.“ (Neil Tennant über „Into the groove“, 1986)

O asthenischer Knabe mit dem mordenden Blick, daß Du so ein Wirrkopf bist. Deine homoerotische Idylle als Rahmen für eine Plattenbesprechung, zu ihrem Vorteil sei ihre Ernsthaftigkeit angenommen, entspricht jenem engstirnigen Sozialdemokratischen Realismus, dem Du auch schon mit Deiner SPD-Story zum Opfer gefallen bist, indem Du aus rührselig Pittoreskem — „seinen Spind von damals ersteigern“! — die Notwendigkeit eines politischen Irrtums folgertest.
Dein Denken aber, verstört von einem zeitgeistgemäßen Bedürfnis nach sozialer Bettwärme, hat sich in der Popmusik noch hoffnungsloser verirrt. Die Bedeutung der BEASTIE BOYS auf nichtmusikalischer Ebene, welche von dem großen Theoretiker und Praktiker der Popmusik Neil Tennant in seinen grundlegenden Thesen (The State of Pop, Melody Maker, 23.11.85) als wesentlich verstanden wird, besteht in der erfolgreichen Untergrabung intellektualisierender Popmusik und deren ebenso intellektualisierender Rezeption.
Daß die Beastie Boys ein billiger Cartoon sind, daß sie womöglich gar das von einer liberalen Öffentlichkeit verdrängte regressive Denken der Masse, i.e. Sexismus, manifest machen, ohne sich davon diskursiv zu distanzieren, daß für sie gelten könnte, was ein Mochtegern-Morley über die Trash Groove Girls geschrieben hat, daß sie als Weiße den berüchtigten NME-Rassismus mit umgekehrtem Vorzeichen, alles Schwarze a priori für hip erklärend, man denke an die skandalumwitterten Yo-Boys, an

Mo 04.05.87, 21.00 Uhr
Arena
WILLEM BREUKER
&
PETER BRÖTZMANN
&
JAY OLIVER — LOUIS MOHOLO
DM 15,-/VVK 12,-

Geht nach Hause und vergeßt nicht die hantelartige, flachbrüstige, öffentlich-rechtlich-subventionierte Kulturschlampe von S. 25 mitzunehmen, als die sich dd diesmal verkleidet hat. Denn Spex, um es mit mir zu sagen und warum sollte man es hier nicht mit mir sagen, ist ein Ensemble von Zeichen, die einzig und allein ihrer Zeichenrekurrenz dienen und nicht länger ihrem realen Zweck, dig that artsy miss fartsy, drum geht nach Hause, fragt nicht warum!
Marcus Maida, Iserlohn

Warum wir? Wir sind zu Hause, Du bist in Iserlohn. Warum gehst Du nicht (Bier holen)? — Voll.

Liebe Jutta, lieber Lothar,
warum ist es unwahrscheinlich, noch nicht „mit der zweiten Hälfte der sechziger Jahre durch“ zu sein? Muß ich denn auch noch die siebziger Jahre durchmachen, auch wenn sie mir nicht gefallen oder ich sie schon kenne? Und warum kann man mit 25 Jahren nicht mehr mit den Füßen tanzen (zwar nicht unbedingt zu Front 242, aber sonst!)? Richtet ihr Euch etwa nach Normen wie „Das tut man nicht“ (das aber auch nicht!)? *Helmut Puchta, Schwarzbach*
Ich kann nur für mich sprechen, meine Norm heißt: Man läßt es am besten ganz. Aber irgendwas muß man ja tun. Warum also nicht das. Wenn es

ULLI BLOBEL
presents:

Mi 08.04.87, 21.00 Uhr
Arena
KIXX
DM 12,-/VVK 10,-

So 26.04.87, 20.00 Uhr
Börse
GINGER BAKER
BAND
DM 12,-/VVK 10,-

Mi 06.05.87, 20.00 Uhr
Stadthalle
JAMES BROWN
&
THE SOUL BROTHERS
DM 35,-/VVK 28,-

Mi 27.05.87, 20.00 Uhr
Stadthalle
STANLEY CLARKE
& BAND
Allan Holdsworth Quartet
DM 30,-/VVK 25,-

VVK: Ticket Zentrale, Tel. 45 45 55
Börse, Viehofstr. 125, Tel. 42 10 81
Arena, Uellendahler Str. 11,
Tel. 44 07 03
Veranstalter: Ruhr-Jazz e.V.
Diese Konzerte finden ohne Unterstützung
des Kulturamts der Stadt Wuppertal statt

Schooly-D, an Larry Blackmons codpiece, aufheben, daß sie aus diesen Gründen dem alles verschlingenden Zugriff des Bildungsbürgers entgehen, sie nicht von Cosgrove et al in eine Futurismustradition abgeschoben werden können, muß zu der Erkenntnis führen: die Beastie Boys sind die rechtmäßigen Erben Madonnas, zumal die auch Ansprüche erhebenden, genialen Pet Shop Boys doch einen Rest an sophistication bewahrt haben.

Es ist an der Zeit, die vermeintlich „erkenntnisproduzierende Diskursivität“ (Spex 10/86) im popmusikalischen Kontext zu zerstören, bevor die Sozialhygieniker, die Lehrer et al, mit Spex unterm Arm, ihren Verwaltungsobjekten die neue SMITHS-Single zur kritischen Betrachtung versetzen.

„Rock is made with big gestures and it's supposed to be important. . .“ Die Smiths sind für diese verheerende Form intellektualisierender Popmusik paradigmatisch. „Panic“, so Marr, sei geschrieben worden, nachdem er und Morrissey nach einem Tschernobyl-Feature im Radio keinen Spaß an dem anschließend gesendeten „I'm your man“ gefunden hatten. „What the fuck has this got to do with peoples' lives“, empörten sich die beiden und schickten sich an, die Welt mit einem schlaffen Song zu verändern. In dieser kopflastigen Selbstüberschätzung haben die Smiths mehr mit dem Schimpfwort Rock zu tun, als die AC/DC beeinflussten Beastie Boys, welche allerdings die Kohärenz eines traditionellen Rocksongs aufbrechen.

(Die musikalische Diskontinuität Hip-Hops strebt keine (dialektische) Synthese an. Hip-Hop ist, wie jede wahre Popmusik ahistorisch, schafft also keine Bezüge zur Vergangenheit, sondern gleicht diese der Gegenwart im Baudrillardischen Sinn an. Hip-Hop stellt Botho Strauß' Frage, wie weit die Welt zwischen Ezra Pound und Wim Thoelke sei, zu recht nicht.)

Zur angeblichen Homophobie der Beastie Boys sei auf Genet verwiesen: „Es war nicht zum erstenmal, daß ein gutgebauter Kerl nach der Chefin verlangte und dabei den Wirt meinte.“

Der Student der Volkswirtschaft

Wir meinen: Mit „intellektualisieren“ meinst Du genau das, was Du nämlich gerade in aller Breite getan hast. Und die Diskursivität Deiner Auslassung ist auch unbestritten. Siehst Du? Genau das ist auch unser Problem. Gut erkannt, aber nicht zu lösen. Außerdem sind Texte über Popmusik in erster Linie Texte über die Welt aus Anlaß des einen oder anderen Lärms in unseren Ohren. Keine Verbreitungs- oder Unterstützungsstrategien. Wir wollen uns doch alle miteinander nicht einbilden, unser aller Denken oder Nichtdenken hätte einen Einfluß auf den Gang der Dinge in der Musikindustrie. Deswegen ist es unendlich wertvoller, HipHop mit Baudrillard zu erklären, als darauf zwanghaft verzichten zu wollen aus Angst man setze seinen Verstand (Intellekt) ein.

DER-SPEX

(das rätselhafte Monatsmagazin) sessel & linde womack

(danke für die Rückkehr von Gerald)

Soulav, Lörrach

An alle!

Call me Lucky Dick. Ich bin groß, schlank und gutaussehend. Meine Freundin ist wunderbar. Kurz: Ich bin ein Gewinner. Das verpflichtet. Deshalb helf' ich denen, die nicht so gut dran sind (z.B. die meisten Spex-Schreiber und ihre Leser): Also aufgepaßt, hier meine Trendprognose für '87 . . . ob Analog oder Theo, ob Lamont der Goldfisch oder Smokey der Räucherlachs, alles schweigt im Wahren, Schönen, Guten. Soll heißen, die Zeit ist reif für REINHEIT TRADITION LIEBE. Sämtliche Schwarze-Lungen/

Sprit/Dope- Desperados versinken im eigenen Morast! Laster sind erlaubt, aber in Maßen! Das war's für heute, Ende der Belehrung.
Lucky Dick

Belegte Brote!

Das Heft stinkt vor Intellekt. Über allem der Mief des idealistisch elitären. Nichts auf das es nichts zu schreiben gäbe, nichts dessen man nichts wüßte, alles dessen man alles weiß.

Ein Leser, ein durchschauter. Man merzt es aus, dessen er denken könnte, er, und nur er, dünkte es; man denkt besser. Individualist, wir kennen auch dich, komm schon, gib zu. . . gut gut, sie kennen gekonnt. Doch Sätze, die verstehen sind Trug; lassen stauen, blenden, entblößen und nicht begreifen was da gesagt, sofort beweisen, sie nicht gefragt (hähä!).

Eine Schreiberschaft reitet voran, Erhabenheit fressend über das Fußvolk, den Anhang; die Pferde ihr Werkzeug, den Pferden den Namen MUSIK gegeben. Die Reiter schon weiter, verachtend den Rückweg, der Pöbel begeistert (hurra! wir gehören dazu!). Ekstase beim Schreiben, Wortgezauber im Schreiben und schließlich den Samen der Weisheit über die (Schreib)maschine vergossen (die Damen entschuldigen).

Doch es muß anstrengen gar auf dem Klo noch Fragezeichen zu schießen, oder, oh weh, ausnahmslos Ausrufezeichen?!

Na schön (des interessant glaubwürdigen wegen): eine Musikzeitschrift als Alibi für Tagesphilosophie. **Aber wo, wo**

Lonesome-Schreiberling (will meinen, den wirklich einsam einzigartigen, denn der kleinere versucht eh nur ihn zu äffen), **bleibt Musik der Musik wegen**, wo, frage ich?, keinesfalls deinen Originalitätstot fordernd (wie könnte ich?). Und komm mir jetzt nicht mit: „Oh Gott, das hängt doch alles zusammen. . .“ oder ähnlichem Gewinsel; mein Name ist Kompott und ich kaufe Platten, nuschelt weiter. Ich geb dir vier-achtzig und du zeigst mir die Szene, doch bitte nicht deine in alles (versuch es mit „etwas“ oder schreib nur noch Bücher und schmeiß damit) hineingerührten Lebensansichten mit dem höhere-Töchter-Geschmack: der Sinn der Sache. . . („igitt, watt'n primitiv!“) Denn all die anderen sind doof, denn, was die mögen, mag ich nicht; denn es lebe der Individualismus! (. . . um auf die Straße zu gehen und festzustellen, daß er genauso ist wie alle anderen. . .“)

Undsowweiter. Gianni

Oh, Gott! — Redaktion

Zu dem Cassandra Complex Artikel im Februar-Spex

Ruff erwähnt in seinem Artikel über „Cassandra Complex“ den von Norman Spinrad verfaßten Roman ‚Die Bruderschaft des Schmerzes‘. Er merkt an, daß der Roman „vergriffen“ sei.

Das ist falsch.

Seit 1984 ist ‚Die Bruderschaft des Schmerzes‘ wie auch Spinrads Roman ‚Der Stählerne Traum‘ auf den Index der ‚Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften‘ gesetzt, er ist also nicht „vergriffen“, sondern der Zensur, welcher eine Indizierung in ihrem Effekt gleich kommt, zum Opfer gefallen. Solcherlei Indizierungen, bzw. Anträge auf Indizierungen, bei denen übrigens die Jugendämter den einschlägig bekannten klerikalen Gruppen mehr und mehr den Rang als eifrigste Antragsteller ablaufen (ja-ja — Penisse zählen und Blutlachen katalogisieren, dafür finden sich immer wieder Freiwillige!), häufen sich in der letzten Zeit, besonders in Bezug auf SF.

ALSO: die Spex hätte hier doch, wenn sie schon über das Thema geradezu stolpert, eine kleine Anmerkung machen können (müssen?!)

Der in Ruffs Artikel ebenfalls erwähnte Roman von J.G. Ballard ‚Crash‘ ist übrigens noch frei verkäuflich und recht empfehlenswert.
Ottmar Zitte, Bielfeld

THE BEST IN BRITISH ROCK

—T-H-E ICICLE WORKS

New Album

IF YOU WANT TO
DEFEAT YOUR ENEMY
SING HIS SONG

LP 208 235
CD 880 490*



UK
SINGLE
CHARTS

New Single

EVANGELINE
108 907
MAXI 608 907



*Im ARIOLA-Importservice

Marlboro. Der Geschmack von Freiheit und Abenteuer.



Der Bundesgesundheitsminister: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette dieser Marke enthält: Marlboro Lights 0,4 mg Nikotin und 6 mg Kondensat (Teer), Marlboro Lights 100's 0,6 mg N und 8 mg K (Durchschnittswerte nach DIN)